Sprachwissenschaft im Fokus

INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Jahrbuch 2014

Redaktion
Melanie Steinle

Sprachwissenschaft im Fokus

Positionsbestimmungen und Perspektiven

Herausgegeben von Ludwig M. Eichinger

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-035881-0

e-ISBN [PDF] 978-3-11-040159-2

e-ISBN [EPUB] 978-3-11-040166-0

ISSN 0537-7900

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/München/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Ludwig M. Eichinger

Begrüßung und einführende Bemerkungen — 1

Angelika Linke

Sprachreflexion und Menschenbild. Entwürfe zum Verhältnis von Sprachlichkeit und Sozialität — 9

Heiko Hausendorf

Interaktionslinguistik — 43

Werner Holly

Sprache, Bild, Text. Visualität und Intermedialität von Sprache — 71

Angelika Wöllstein

Grammatik – explorativ. Hypothesengeleitete und -generierende Exploration variierender Satzkomplementationsmuster im standardnahen Deutsch — 93

Vilmos Ágel

Die Umparametrisierung der Grammatik durch Literalisierung. Online- und Offlinesyntax in Gegenwart und Geschichte — 121

Cathrine Fabricius-Hansen

Das IDS und die Tiefe der Grammatik. Ein Blick von außen — 157

Peter Gallmann

Normen, Varianten und Normvarianten — 175

Stefan Engelberg

Quantitative Verteilungen im Wortschatz. Zu lexikologischen und lexikografischen Aspekten eines dynamischen Lexikons — 205

Norbert Richard Wolf

Wortbildung im Text und zum Text — 231

Manfred Krifka

Fünfzig Jahre Satzsemantik – am Beispiel der Negation — 247

Wolfgang Klein

Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch — 277

Marc Kupietz/Thomas Schmidt

**Schriftliche und mündliche Korpora am IDS als Grundlage
für die empirische Forschung — 297**

Arnulf Deppermann

Pragmatik *revisited* — 323

Helen Christen

Die Dialektologie und ihre (neuen) Räume — 353

Peter Auer

**Die Geschichte der germanistischen Soziolinguistik
in Deutschland: eine Skizze — 379**

Ludwig M. Eichinger (Mannheim)

Begrüßung und einführende Bemerkungen

1 Begrüßung¹

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde und Gäste des IDS,

ich begrüße Sie ganz herzlich, die Sie – und viele von Ihnen zum vielfach wiederholten Male – zu uns nach Mannheim gekommen sind, um an der Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache teilzunehmen. Es ist das die fünfzigste Jahrestagung, und es freut die am IDS Tätigen und nicht zuletzt seinen Direktor sehr, dass Sie zu uns gekommen sind, um dieses Jubiläum mit uns zu feiern.

Von der ersten bis zur fünfzigsten hat sich auch der Charakter der Jahrestagung merklich verändert. Wenn es auch von Anfang an jährliche Treffen mit mindestens einem öffentlichen Vortrag gab, so waren das doch eher interne Veranstaltungen des wissenschaftlichen Rates des Hauses – und offiziell heißen sie auch erst seit 1976 „Jahrestagung“.² Ein Symptom für die Veränderungen ist vielleicht auch, dass wir erst für die Tagungen ab 1988 Ankündigungsplakate gefunden haben, die erste, für die uns das gelungen ist, war die Tagung „Wortbildung und Phraseologie“,³ die Tagung ein Jahr vor der 25. Jahrestagung, die den Titel trug „Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven“.⁴ Wir werden darauf zurückkommen.

1 Da die Begrüßung bei solch einer Jubiläumstagung eine besondere Bedeutung hat, gibt der Text weitestgehend die gesprochene Form wieder. Gedankt sei daher auch der Frau Landtagsabgeordneten Helen Heberer, die uns amtlich und als langjährige Freundin des Hauses begrüßt hat. Der offizielle Festakt zum Jubiläum des IDS fand am Abend des ersten Tagungstages im Mannheimer Schloss statt; er ist dokumentiert in Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014b).

2 Zu den Anfängen und zur Geschichte der Jahrestagungen vgl. Steinle (2014).

3 Das ist übrigens auch die einzige Tagung, deren Beiträge nicht in den Jahrbüchern publiziert wurden, sondern deutlich später in den „Studien zur Deutschen Sprache“ (Wimmer/Berens (Hg.) 1997).

4 Und unter diesem Titel möglichst viele Aspekte sprachwissenschaftlicher Tätigkeit versammelte: „Politischer Sprachgebrauch und seine Kritik, Gemeinsprache und Fachsprache, Sprache im Fernsehen, Sprache der neueren Literatur, Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten, Sprachfähigkeit von Gymnasiasten und Studenten, Entwicklung der Rhetorik, Qualitätsverlust in der Gegenwartssprache?, Fremd- und Lehnwörter, Zur Neuregelung der Rechtschreibung“ (<http://pub.ids-mannheim.de/laufend/jahrbuch/jb1989.html>).

Auch wenn also manches anders war, kann man auch an den Dokumenten aus den frühen Tagungs-Jahren nicht nur die Verschiedenheit, sondern auch Dinge erkennen, die das IDS offenbar von Anfang an gekennzeichnet haben und nach wie vor kennzeichnen. So zeigt das früheste Bild aus einer entsprechenden Sitzung des Wissenschaftlichen Rates des IDS, das wir im Haus gefunden haben, neben Leo Weisgerber, Fritz Tschirch, Paul Grebe und Johannes Erben die aus dem nicht-muttersprachlichen Raum stammenden Mitglieder Bjarne Ulvestad aus Norwegen und Jean Fourquet aus Frankreich.

Abb. 1: Arbeitssitzung des Wissenschaftlichen Rates im Rahmen der Jahrestagung 1970

Das IDS war von Anfang an gedacht als ein Haus für eine internationale Forscher-gemeinde. Dass das auch so weiterging, zeigt der Tatbestand, dass im Jahr des 25. Jubiläums sich die Zahl der inländischen (ordentlichen) und ausländischen (korrespondierenden) Mitglieder mit jeweils gut 70 die Waage hielt.

Aber zurück zum jetzigen Jubiläum, das sich als Gründungsdatum auf den 19. April 1964 bezieht. Wenn man sich Geburtstagsanzeigen in Zeitungen ansieht, bemerkt man, dass mit den fünfzig Jahren offenbar eine bemerkenswerte Schwelle erreicht ist. Denn es ist – nach Ausweis unserer Korpora – so, wenn irgendwie öffentlich zum Geburtstag gratuliert wird, dann werden Zahlen, auch genaue, genannt, bis man ungefähr 25 Jahre alt ist; danach kommt eine Phase, in der

allenfalls von runden oder auch „halbrunden“ Geburtstagen die Rede ist. Mit den erreichten 50 Jahren setzt dann das Gratulieren nach Zehnerzahlen (wieder) ein, und ab achtzig werden dann allmählich wieder die einzelnen Jahre gezählt.⁵

Nun sind fünfzig Jahre eines Menschen etwas anderes als fünfzig Jahre eines Instituts, das sich mit der eigenen Sprache beschäftigt – das sieht man nicht nur daran, dass die „Accademia della Crusca“ zu Florenz, der in seiner Geschichte auch das Deutsche einiges verdankt, nun schon über vierhundert Jahre alt geworden ist.⁶ Im Rahmen solcher Zeitrechnungen ist die Feier der fünfzig Jahre eines Instituts wie des IDS nicht etwas, was dem entsprechenden Geburtstag eines Menschen zu vergleichen wäre, vielmehr eher mit dem Innehalten am Ende eines Jahres oder vielleicht eines Jahrzehnts: ein gesellschaftlich üblicher Anlass, in der Tätigkeit innezuhalten, um zu sehen, wie man nun im eigenen Umfeld positioniert ist und was denn in nächster Zeit geschehen soll.

Siegfried Grosse hat in seiner Ansprache zum 25-jährigen Jubiläum, die im IDS-Jahrbuch des Jahres 1989 abgedruckt ist, schon darauf hingewiesen, worauf mein Verweis auf die 400 Jahre der *accademia* auch schon deutete: Maßeinheiten, an denen sich die Jubiläen eines Instituts messen, sind die Jahrhunderte, und Vierteljahrhunderte sind die akzeptablen minimalen Erinnerungseinheiten (Grosse 1990, S. 21). Und so haben wir denn auch des 40-jährigen Bestehens des Instituts vor zehn Jahren eher beiläufig mit einer etwas feierlicheren Eröffnung der Jahrestagung und einer etwas verspäteten Gedenkschrift gedacht.⁷ Aber eigentlich ein Anlass zu feiern sind denn doch die fünfzig Jahre, die es das IDS in diesem Jahr gibt. Wir tun das mit dieser Tagung, die von der Arbeit des Instituts spricht, und zwar gerade nicht dadurch, dass ein historischer oder nostalgischer Blick auf die Entwicklung des IDS – und sei es der letzten 25 oder auch 10 Jahre – geworfen würde. Vielmehr wollen wir in den Beiträgen der Abteilungsleiterin, der Abteilungsleiter und der Programmbereichsleitungen Einblicke in unsere derzeitigen Überlegungen, Vorhaben und Aktivitäten geben. Es stellt sich Ihnen damit auch die Leitung des Instituts nach einem Generationenwechsel vor, in einer Konstellation, die das Institut auf jeden Fall im nächsten Jahrzehnt prägen wird.

Allerdings ist dieser institutionelle Geburtstag nur eine der möglichen zeitlichen Rahmungen, die bei solch einem Anlass eine Rolle spielen und daher im

5 Zum Thema wird das logischerweise in einer Festschrift zum 65. Geburtstag (vgl. Eichinger 2014).

6 2012 war das 400-jährige Jubiläum der Erstauflage des Wörterbuchs der Crusca (siehe www.accademiadellacrusca.it/it/eventi/evento-crusca/mostra-laccademia-crusca-400-anni-vocabolario-apertura-straordinaria-villa-cast); Schweickard (2011).

7 Mit stark historischer Note; Kämper/Eichinger (Hg.) (2007).

Programm einer solchen Tagung aufscheinen sollen. Auch diesen Gedanken, wenn auch in einer anderen Wendung und mit anderer Intention kann man in Siegfried Grosses Überlegungen zum 25. Jubiläum finden: Mit dem Institut seien auch die Linguistik und auch die Gegenwartssprache 25 Jahre älter geworden – in beiden Fällen eine Art Mikro-Diachronie beziehungsweise eine gewisse Mahnung, in der personellen Kontinuität des Instituts nicht die Auseinandersetzung mit dem linguistischen Wandel zu vergessen. Es handelt sich um verschiedene Arten von 50 Jahren, um unterschiedliche Zeiten, die hier übereinanderliegen – und die sich in der Tagung wiederfinden.

Da ist die fünfzigjährige Geschichte des IDS, die in ihren Anfängen schon lange her ist,⁸ und in den letzten 25 Jahren zunächst von jener erreichten Stabilität geprägt ist, die ein solches Institut braucht. 1992 zieht das Institut in das neue Gebäude, gleichzeitig kommen über zwanzig Wissenschaftler aus dem Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der DDR in das Haus, das damit nicht nur Personal, sondern auch Forschungsfelder gewinnt. Es sind wohl nicht zuletzt diese Veränderungen, die zu wesentlichen strukturellen Folgerungen führen, die unter anderem in die Berufung eines „externen“ neuen Direktors (gemeinsam mit der Universität Mannheim) mündet, die personell an eine fünf- und zwanzig- (ja sogar sechs- und zwanzig-) jährige Amtszeit von Gerhard Stickel anschließt. Nun – bald am Ende eines halben Fünfundzwanzigers der Amtszeit des neuen Direktors – hat das Institut sein personelles und auch organisatorisches Gesicht grundlegend verändert. Es hat nun eine Größe, die es ihm erlaubt, die vier in der Organisationsstruktur angelegten Themenfelder in einer hinreichenden Breite und Vielfalt zu behandeln, also die durch die Abteilungsnamen Grammatik, Lexik und Pragmatik angedeuteten Bereiche und die IT-orientierten Aktivitäten, wie sie in drei einschlägigen Programmbereichen konzentriert sind. Das Institut konnte sich hier in den letzten Jahren bei vernünftigen Vorhaben auf die Unterstützung Forschungsförderung von Bund und Land verlassen. Das soll hier nicht vergessen werden.

Die andere Geschichte ist die der in der entsprechenden Zeit abgelaufenen Veränderungen, Entwicklungen und Diversifizierungen in der linguistischen und vielleicht spezieller der germanistisch-linguistischen Forschung. Natürlich ist die Forschung am IDS nie unabhängig davon durchgeführt worden, aber ebenso natürlich reagiert langfristig angelegte Forschung nicht unmittelbar auf jede Wendung der akuten Diskussion im Fach – an der sich ein Institut wie das IDS auf

⁸ Die Geschichte des IDS ist in ihren verschiedenen Aspekten ausführlich in der Festschrift beschrieben und dokumentiert, die wir zu diesem Jubiläum zusammengestellt haben (Institut für Deutsche Sprache (Hg.) 2014a).

einer anderen Ebene allerdings beteiligen sollte. In gewisser Weise wird diese Doppelheit präsentiert in den entsprechenden Beiträgen der Tagung, die von der Entwicklung und vom heutigen Stand bestimmter Forschungsbereiche sprechen.

Nicht gänzlich unabhängig davon ist die dritte Frage, welche Objekte der sprachlichen und interaktionellen Welt jeweils in den Blick der Forschung geraten. Es ist das aber nicht nur eine Frage einer angemessenen theoretischen Modellierung des Gleichen oder auch der methodischen Möglichkeit, neue Aspekte zu erfassen – wie das etwa ein Stichwort wie Multimodalität andeutet –, vielmehr ändern sich auch die Bedingungen der Kommunikation.

2 Einführende Bemerkungen

Wie schlagen sich diese Überlegungen im wissenschaftlichen Programm dieser Tagung nieder? Die angedeutete Überlagerung der drei 50-Jahre-Einheiten, die zu unterschiedlichen Bezugssystemen gehören – Sprachwissenschaft – Sprache – IDS –, hat auch zu dem Titel der diesjährigen Tagung geführt. Er versucht zumindest zwei der drei Dinge, die so verschieden sind, in eins zu fassen. Bei so viel Verschiedenheit muss der Abstraktionsgrad des Titels steigen – und vielleicht auch seine Länge: „Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmung und Perspektiven. Die Jahrestagung zum 50-jährigen Bestehen des Instituts für Deutsche Sprache“. Dennoch ließen sich auch aus einer so ausführlichen Festlegung noch recht verschiedene Programme entwickeln.

Auf jeden Fall geht es hauptsächlich darum, wo die Sprachwissenschaft nach der Arbeit der in Frage stehenden fünfzig Jahre steht und wo sich vielleicht jetzt neue Forschungsräume öffnen. Beschränkt ist dieser Überblick über die Sprachwissenschaft am Ende einer mit der „Lebenszeit“ des IDS assoziierten Entwicklung dadurch, dass es um Bereiche, Methoden und Interessen der Sprachwissenschaft geht, die in der Forschung des IDS eine Rolle spielen. Es geht also im Groben um Fragen der grammatischen und der lexikografischen Beschreibung des Deutschen, um verschiedenste Aspekte des gesprochenen Sprachgebrauchs, die sich unter dem weitgefassten Begriffsdach unserer Abteilung Pragmatik finden, und um die empirische Fundierung in der Korpusarbeit. Und zum Schluss geht es dann doch auch noch um den jetzigen historischen Ort des IDS – mit jener Vorläufigkeit, die der Mitte des Weges zu einer hundertjährigen Geschichte angemessen ist.

Es ist ein guter und in vielen Jahren geübter Brauch dieser Tagungen, an den Anfang einen Vortrag zu stellen, der sich ein grundsätzliches Stück weiter von den strikter fokussierten Beiträgen entfernt, die in der Folge die Tagung aus-

machen. **Angelika Linke**, die Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des IDS, hat sich bereitgefunden, diese Rolle zu übernehmen. Der Einstieg mit „Sprachreflexion und Menschenbild“ ist zweifellos geeignet, die Frage nach einer möglichen grundsätzlichen Rahmung der Beschäftigung mit der Sprache zu stellen und zu diskutieren. In anderer Weise weisen die nächsten beiden Beiträge auf die Begrenzung des Blicks der Sprachwissenschaft nur auf die Sprache hin. Der Mensch spricht nicht einfach so. **Heiko Hausendorf**s Beitrag verweist darauf, dass Sprechen ein Bestandteil einer genereller gefassten interaktionalen Tätigkeit ist, wenn auch sicher ein zentraler: Untrennbar verbunden mit dem Verstehen und Interpretieren der sprachlichen Ebene ist die Spezifik der Realisierungsbedingungen der einzelnen Interaktionen. Einen dritten Schritt der Näherung vom Menschen über das interaktive Setting hin zur sprachlichen Äußerung, dem Text, stellen die Überlegungen von **Werner Holly** dar, der am Beispiel visueller Kodierung das Verhältnis der Sprache und anderer Zeichensysteme diskutiert.

Es schließt dann eine Runde von Beiträgen zu einem Bereich an, den man gerne als den strukturellen Kern der sprachwissenschaftlichen Tätigkeit ansieht, der Grammatik: Am Beginn steht der Beitrag von **Angelika Wöllstein**, der ein Bild von der empirisch basierten Erfassung standardnaher Variation in einer „Korpusgrammatik“ des IDS gibt. Anschließend geht es bei **Vilmos Ágel** um die (möglicherweise) grundsätzliche Differenz der Grammatiken von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. **Cathrine Fabricius-Hansen** erläutert in einem sprachvergleichenden Blick den Sinn dem Deutschen eigener komplexer Strukturen. **Peter Gallmann** reflektiert das Verhältnis von grammatischem Wissen und von Normen in Varianzbereichen. Die Runde zu Lexikologie und Lexikografie eröffnet **Stefan Engelberg** mit aktuell am IDS in der Abteilung Lexik angestellten Überlegungen zu einer Beschreibung der Dynamik des Lexikons. **Norbert Richard Wolf** behandelt Fragen der Wortbildung – einen Klassiker der IDS-Forschung – allerdings spezifischer in ihrem Verhältnis zum Text. **Manfred Krifka** geht Traditionen der Satzsemantik nach, die auch am IDS eine Rolle gespielt haben, und **Wolfgang Kleins** Beitrag handelt davon, wie ein (elektronisches) Wörterbuch der Zukunft aussieht, wenn es kein Wörterbuch mehr ist – auch das ein wichtiges Thema des letzten IDS-Jahrzehnts.

Was in den Beiträgen der Abteilungsleiter auf jeden Fall schon den Hintergrund der vorgestellten Arbeiten bildete, wird im nächsten Beitragsblock von **Marc Kupietz** und **Thomas Schmidt** explizit ausgeführt: Sie berichten von Ausbau und Nutzung schriftlicher und mündlicher Korpora als empirischer Basis sprachwissenschaftlicher Forschung sowie von den methodisch-theoretischen Entwicklungen in diesem Bereich, der von Anfang an eine Domäne des IDS war, in den letzten fünf Jahren aber erheblich an Dynamik gewonnen hat.

Zum Sprachgebrauch (der gesprochenen Sprache) äußern sich die Beiträge der letzten thematischen Runde, wobei sich mit **Arnulf Deppermanns** Überlegungen zu einer neu akzentuierten Pragmatik ein Anschluss und linguistischer Kontrapunkt zu den Überlegungen ergibt, die im ersten Teil zu den Interaktionsbedingungen angestellt worden sind. Es schließt sich an **Helen Christens** Beitrag zu neuen Raumkonzepten in der Beschreibung regionaler sprachlicher Variation und letztlich erläutert **Peter Auer** in einer *tour d'horizon* über die Geschichte und die Tätigkeit der soziolinguistischen Forschung, warum eine germanistische Soziolinguistik eine gewisse Eigenständigkeit nicht nur entwickelt hat, sondern auch entwickeln sollte.

Es geht absichtlich viel um aktuelle Entwicklungen und eher um mögliche Zukünfte als um die Vergangenheit. Dem Los der vergangenen Zukünfte in der Geschichte des IDS nachzugehen,⁹ die mit ihnen gemachten Erfahrungen etwas hin- und herzuwenden und über Wünschbarkeiten und gegenwärtige Zukünfte zu rasonieren, dazu soll das Abschlussgespräch¹⁰ zwischen Heinrich Löffler, dem ersten Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats, Gerhard Stickel, dem langjährigen Direktor des IDS und dem jetzigen Direktor dienen.¹¹

Literatur

- Eichinger, Ludwig M. (2014): Was man braucht, kann nicht fehlen. Grammatik, Textstil und Interaktionsmodalität. In: Kolehmainen, Leena/Tiittula, Liisa/Lenk, Hartmut (Hg.): Kommunikative Routinen. Festschrift zum 65. Geburtstag von Irma Hyvarinen. Helsinki, S. 151–166.
- Grosse, Siegfried (1990): 25 Jahre Institut für deutsche Sprache. In: Stickel (Hg.), S. 21–29.
- Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014a): Ansichten und Einsichten: 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim.
- Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014b): 50 Jahre IDS. Grußworte, Festvorträge und Impressionen der Jubiläumsfeier des Instituts für Deutsche Sprache. Mannheim.

⁹ Die Formulierung ist Reinhart Kosellecks (1979) berühmtem Titel entlehnt.

¹⁰ Das in diesem Band nicht dokumentiert wurde.

¹¹ Auch und gerade eine Jubiläumstagung bedarf der Organisation. An der fachlichen Vorbereitung waren als Vertretung des Beirats Angelika Linke, Damaris Nübling und Peter Gallmann, als externes Mitglied Norbert Richard Wolf, für die Abteilungsleitungen Arnulf Deppermann und in Unterstützung des Direktors Albrecht Plewnia vertreten. Ihnen allen sei für ihre Hilfe bei der Planung gedankt. Ganz vielen im Hause ist für die organisatorische Vorbereitung und die Organisation der Abläufe während der Tagung zu danken, dieses Mal ganz besonders Ruth Mell und Melanie Steinle, die mit unermüdlichem Einsatz die unvorhersehbaren zusätzlichen Aufgaben gemeistert haben.

- Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hg.) (2007): Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache. (= Studien zur Deutschen Sprache 40). Tübingen.
- Koselleck, Reinhart (1979): *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.
- Schweickard, Wolfgang (2011): Vocabolario degli Accademici della Crusca. In: Haß, Ulrike (Hg.): *Große Lexika und Wörterbücher Europas. Europäische Enzyklopädien und Wörterbücher in historischen Porträts*. Berlin/Boston, S. 53–64.
- Steinle, Melanie (2014): Die Jahrestagungen des Instituts für Deutsche Sprache: Orte der Begegnung. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014a), S. 416–427.
- Stickel, Gerhard (Hg.) (1990): *Deutsche Gegenwartssprache – Tendenzen und Perspektiven*. (= Jahrbuch 1989 des Instituts für deutsche Sprache). Berlin/New York.
- Wimmer, Rainer/Berens, Franz Josef (Hg.) (1997): *Wortbildung und Phraseologie*. (= Studien zur Deutschen Sprache 9). Tübingen.

Angelika Linke (Zürich/Linköping)

Sprachreflexion und Menschenbild

Entwürfe zum Verhältnis von Sprachlichkeit und Sozialität¹

Abstract: Zu den Gemeinplätzen wissenschaftlichen wie populären Nachdenkens über den Menschen gehört, dass es die Sprache ist, die ihn gegenüber allen anderen Lebewesen auszeichnet. Die naheliegende Folgerung, dass Sprachwissenschaft deshalb immer auch eine anthropologische Wissenschaft ist, wird dennoch eher selten gezogen. Dies obwohl es praktisch nicht möglich ist, sprachtheoretische Überlegungen zum ‚Wesen‘ der Sprache oder zu zentralen Fragestellungen der Linguistik anzustellen, ohne zumindest implizit auch ein Bild des Menschen selbst zu entwerfen. Der folgende Beitrag geht von Humboldt über Benveniste bis zur neueren *conversation analysis* denjenigen sprachtheoretischen Traditionslinien nach, welche den sprachlichen Menschen als einen basal auf ein Gegenüber bezogenen Menschen entwerfen – eine Konstellation, die zudem die Figur des ‚Dritten‘ erzeugt – und welche Sprachlichkeit als prägendes Formativ menschlicher Sozialität verstehen. Sprache wird entsprechend nicht nur als Medium referenzieller ‚Aboutness‘, sondern ebenso performativer ‚Withness‘ betrachtet. Im Horizont der Überlegungen steht dann allerdings auch die Frage, in welcher Weise die an gesprochener Sprache ausgerichtete, interaktionsorientierte Neukonturierung der Sprachwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen neuen Blick auf Schriftsprachlichkeit und ihre Leistungen in der Selbstformierung des Menschen ermöglicht.

Dass es die Sprache ist, die den Menschen unter seinen Mitbewesen – und vorläufig auch noch gegenüber maschinellen Akteuren – auszeichnet und deshalb gewissermaßen das Menschlichste am Menschen ist, ist ein weitgehend unwidersprochener Gemeinplatz. Die naheliegende Folgerung, dass Sprachwissenschaft deshalb immer auch eine Wissenschaft vom Menschen ist, wird allerdings in dieser expliziten Form gerade in der jüngeren Fachgeschichte eher selten gezogen,²

¹ Ich danke Vilmos Ágel, David Eugster, Wolfgang Imo und Juliane Schröter für kritische Kommentare zu Vorfassungen dieses Textes.

² Im Gegensatz zur Linguistik im deutschsprachigen Raum sind im Kontext der englischsprachigen Linguistik (speziell der US-amerikanischen Fachtradition) die Termini „anthropological linguistics“ (so auch der Titel einer entsprechenden Einführung von William Foley 1997) bzw.

auch wenn einzelne Forscher und Forscherinnen sich in ihren Arbeiten immer wieder zu eben dieser Frage geäußert haben.³

Andererseits ist es praktisch nicht möglich, sprachtheoretische Überlegungen zum ‚Wesen‘ der Sprache oder zu den zentralen Aufgaben und Fragestellungen der Linguistik anzustellen, ohne zumindest implizit auch das Verhältnis von Mensch und Sprache zu bestimmen und damit ein Bild des Menschen selbst zu entwerfen. Und dieses Bild kann sehr unterschiedlich ausfallen. Ob wir uns Sprache als ‚Besitz‘ des Menschen denken oder als ein Instrument spezifischen – eben sprachlichen – Handelns, als ein Medium der Erkenntnis oder eher der Kommunikation, als den Menschen immer schon vorgegeben oder aber als von ihnen ständig neu erzeugt und verändert, als etwas, das in den Köpfen von Individuen existiert oder aber ‚zwischen‘ ihnen – in jedem Fall impliziert das Nachdenken über Sprache immer auch Vorstellungen vom Selbst- und Weltverhältnis des Menschen und damit auch vom Verhältnis der Menschen untereinander. „A definition of language“ – so bringt es der Oxforder *literary critic* Raymond Williams auf den Punkt – „is always, implicitly or explicitly, a definition of human beings in the world“ (Williams 2011 [1977], S. 149). Wobei wohl auch der umgekehrte Fall gilt: Je nachdem, was für eine Vorstellung vom Menschen wir haben oder gerne hätten, sind auch bestimmte sprachtheoretische Optionen näherliegend als andere.

Wenn ich deshalb im Folgenden mit Blick auf die Geschichte gelehrter Sprachreflexion – einerseits mit Konzentration auf das beginnende 19. Jahrhundert, speziell auf Humboldt, andererseits auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – in erster Linie denjenigen Entwicklungslinien nachgehe, die Sprache als Medium von *Kommunikation*, *Vergesellschaftung* und *menschlichen Miteinanders* konzeptualisieren, um jeweils genauer nachzufragen, welches Bild des sprachlichen Menschen unter diesen Perspektiven entworfen wird, so hat dies, das sei vorausgeschickt, auch mit persönlichen Präferenzen zu tun – in Sachen Sprache wie in Sachen Menschen.

„linguistic anthropology“ (so der Titel eines im selben Jahr erschienenen Übersichtsbandes von Alessandro Duranti 1997) eingeführte Bezeichnungen für ein linguistisches Forschungsfeld, das sich einerseits – empirisch-praktisch orientiert – mit Sprachen befasst, die vom Aussterben bedroht sind, andererseits – in eher theoretischer Absicht und u.a. unter Rückgriff auf ethnologische und ethnografische Traditionen, wie sie etwa mit dem Namen von Dell Hymes in der Linguistik oder Bronislaw Malinowski in der Ethnologie verbunden sind – die grundlegenden sozialen und kulturellen Aspekte menschlicher Sprachlichkeit untersucht, dies oft anhand von sprachlichen Daten nicht-westlicher Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften.

³ Mit Blick auf den deutschsprachigen Raum sind dies u.a. Peter Hartmann (1965, 1979, 1980), Brigitte Schlieben-Lange (1983), Susanne Günthner (2003) und Jürgen Trabant (1998).

1 Dichotomien

Am Ausgangspunkt meiner Überlegungen stehen jedoch zunächst *zwei* und zudem *zwei gegensätzliche* Bilder „of human beings in the world“, wie sie in unterschiedlicher Schattierung das Arsenal unserer kulturellen Selbstkonzeption – innerhalb wie ausserhalb sprachreflexiver Kontexte – dichotomisch prägen und die uns nicht zuletzt auch in Goethes „Faust“ in prominenter Inszenierung begegnen.

Es ist dies zunächst die mit „Nacht“ überschriebene Eingangsszene, die in unserem kulturellen Gedächtnis als verdichtete Darstellung des Erkenntnis suchenden Menschen fungiert:

Nacht.

In einem hochgewölbten engen gothischen Zimmer Faust
unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie!

Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum –
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.

[...]

Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit sauerem Schweiß,
Zu sagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,

[...]

(Goethe 1887, S. 27 f.)

Abb. 1: „Faust dans son cabinet“, Faust-Illustration von Eugène Delacroix, Postkarte aus dem Verlag Alt-Weimar (Quelle: Goethezeitportal; <http://www.goethezeitportal.de/index.php?id=1666>, Stand: 19.8.2014)

Der Mensch, der uns hier präsentiert wird, ist der Gelehrte, seine Welt ist sein „hochgewölbtes“, aber, so die Bühnenanweisung, „enges“ Studierzimmer, seine Rede ist der Monolog eines einsamen Denkers zu nächtlicher Stunde, das Leben ausserhalb und jenseits von Folianten und Pergamenten liegt im Dunkeln. Wo, wie in der bildlichen Umsetzung der Szene durch Eugène Delacroix (vgl. Abb. 1), Faust dabei in die Betrachtung eines Schädels versunken dargestellt wird, erscheint selbst der Mensch dem Menschen in erster Linie als Gegenstand von Nachdenken und Erkenntnis. Doch dabei bleibt es nicht bei Goethe: Dem nächtlichen Monolog in der Studierstube steht als Gegenentwurf der Wortwechsel unter freiem Himmel gegenüber, in dem sich die erste Begegnung von Faust und Margarete vollzieht (vgl. Abb. 2): Galante Anrede und Antrag auf Seiten Fausts, Widerspruch und Ablehnung auf Seiten Margaretes:

Straße.

Faust. Margarete vorüber gehend.

Faust.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Sie macht sich los und ab.

(Goethe 1887, S. 128)

Abb. 2: Illustration der ersten Begegnung von Faust und Margarete von Franz Xaver Simm, 1899
(Quelle: Goethezeitportal; www.goethezeitportal.de/index.php?id=6603, Stand: 19.8.2014)

Hier geht es nicht mehr um Wissen, sondern um Gefühle, nicht mehr um Ein-, sondern um Zweisamkeit, es geht nicht mehr um die Welt und ihre Rätsel, sondern um ein Gegenüber und dessen Zugänglichkeit. Dass damit augenblicklich auch soziale Positionierungen, Geschlechterverhältnisse und kulturelle Handlungsnormen kommunikativ manifest bzw. verhandelt werden, macht der gegenüber der Länge des nächtlichen Monologs auffällig knappe, verdichtete Dialog ebenfalls deutlich. Und wer weiterliest, der wird auch noch ganz explizit auf das emotional attrahierende Potenzial kommunikativen Stils und damit auf eine weitere soziale Dimension von Sprache aufmerksam gemacht – denn die Bezauberung, welche Margaretes Äusseres auf Faust ausübt, wird durch die Reize ihres kommunikativen Verhaltens noch übertroffen: „Wie sie kurz angebunden war, / das ist nun zum Entzücken gar!“ (Goethe 1887, S. 128).

Blickt man aus linguistischer Warte auf die beiden Faust-Szenen, so ist es offensichtlich, dass von diesen die erste – Faust im Gehäuse – in vielen Facetten dem Menschenbild entspricht, wie es sich, wenn auch vielfach nur implizit, aus einer Gegenstandskonstitution von Sprache ergibt, die in der Geschichte der Sprachreflexion die dominante darstellt und die Sprache in erster Linie als Ausdruck und Medium menschlicher Kognition, als „bildende[s] Organ des Gedanken“ (Humboldt 1968c [1827–1829], S. 151), als Medium des Deutens der Welt oder – wie bei Ernst Cassirer konstruktivistisch zugespitzt – als Medium „der Gestaltung *zur Welt*“ (Cassirer 1994, S. 11; Hervorhebung im Original) modelliert. Die enge Verbindung von Sprache und *Geist*, Sprache und *Vernunft*, Sprache und *Denken*, Sprache und *Kognition* – so die wechselnde Terminologie unterschiedlicher historischer Epochen und Kontexte – konzentriert den Blick auf den sprachlichen Menschen, auf dessen *Inneres*. Die sprachliche Tätigkeit des Menschen erscheint mithin als Tätigkeit des Geistes und diese Tätigkeit wiederum als auf die Welt als Objekt der Erkenntnis oder aber – selbstreflexiv und in abschliessender Bewegung – auf den menschlichen Geist selbst und seine Sprachlichkeit gerichtet. Wo in der Gegenstandskonstitution von Sprache überhaupt auf den ganzen Menschen hochgerechnet wird, erscheint dieser entsprechend im (Kollektiv-)Singular. Der Schädel, auf den Delacroix Faust blicken lässt, ist symptomatisch.

2 „A sociable creature“

Wenn man sich nun eben nicht *diesem* Konzept zuwendet, sondern Gegenstandskonstitutionen von Sprache nachgeht, die auf deren kommunikative und sozialisierende Funktion ausgerichtet sind, so betritt man den insgesamt schmaleren Pfad in der Geschichte der gelehrten Sprachreflexion. Dies trotz der Tatsache,

dass, wie Andreas Gardt in seiner „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland“ festhält, die Konstatierung der kommunikativen Funktion von Sprache „ohne Frage eine der am häufigsten begegnenden Universalien der Sprachreflexion“ (Gardt 1999, S. 340) darstellt. Tatsächlich lassen sich Charakterisierungen von Sprache als Medium menschlicher Sozialität in der Geschichte der Sprachreflexion in vielfältiger Form finden und manche davon kommen auch mit viel rhetorischem Nachdruck daher. So etwa bei John Locke, welcher in seinem Essay „Concerning Human Understanding“ wortgewaltig festhält:

God, having designed man for a *sociable creature*, made him not only with an inclination, and under a necessity to have fellowship with those of his own kind, but furnished him also with language, which was to be *the great instrument* and common tie of *society*.⁴

Doch auch solcher Nachdruck führt nicht notwendig dazu, dass der Funktion von Sprache als prägendem Konstituens menschlicher Sozialität nachhaltigere theoretische Aufmerksamkeit zuteil wird. Im Gegenteil: Mit der Fundamentalbestimmung von Sprache als dem Medium der Vergesellschaftung des Menschen scheint diesem Gedanken dann vielfach auch bereits Genüge getan. Es ist erstaunlich, dass die Frage nach der Interdependenz von Sprachlichkeit und den Formen und der Dynamik menschlicher Beziehungen, Geselligkeit und Gesellschaftlichkeit nur selten in der Entschiedenheit und theoretischen Schärfe behandelt worden ist, wie die Frage nach der Interdependenz von Sprachlichkeit und Kognition, phraseologisch zugespitzt im Dreiklang der Frage nach dem Verhältnis von „Sprache – Denken – Wirklichkeit“.⁵

Selbst wo sich Sprachreflexion ausführlicher mit dem Menschen als „sociable creature“ befasst, scheint die Loslösung aus der Perspektive, die mit der Grundbestimmung von Sprache als Medium menschlicher Kognition vorgegeben ist, eher schwierig.

⁴ 3. Buch, § 1, hier zitiert nach der Online-Ausgabe der Princeton-University www2.hn.psu.edu/faculty/jmanis/locke/humanund.pdf (Stand: 19.8.2014); Hervorhebungen AL.

⁵ So der Titel der deutschsprachigen Ausgabe von Benjamin Lee Whorfs ausgewählten Schriften (Whorf 1999) in direkter Übersetzung des englischen Originaltitels: „Language, Thought, and Reality“ (unverändert auch in der neuesten Auflage: Whorf 2012 [1956]).

3 Kopf-Kommunikation

Schaut man sich Entwürfe von Sprache (und ihren Menschen) an, die sich mit deren Funktion als Kommunikationsmedium befassen und deshalb notwendig nicht nur den einzelnen Menschen, sondern auch einen Kommunikationspartner in den Blick nehmen, so erweisen sich – bei genauerer Betrachtung – auch diese Konzeptualisierungen von Sprache häufig als einem epistemologischen Bias verpflichtet. Es lässt sich konstatieren, dass sprachliche Kommunikation meist weniger als Medium der *Vergesellschaftung des Menschen*, sondern in erster Linie als Medium der *Kollektivierung von Wissen* konzeptualisiert wird. Gefragt wird, wie Menschen es bewältigen, dass nach erfolgtem sprachlichen Austausch der *andere* möglichst genau das weiss, was der *eine* zuvor schon gewusst hat. So definiert etwa das „Lexikon der Sprachwissenschaft“ Sprache zwar als „Mittel zum Ausdruck bzw. Austausch“ (Bußmann (Hg.) 2002, Lemma *Sprache*, S. 616), doch was dann als Gegenstand bzw. Inhalt von solchem Ausdruck und Austausch genannt wird, sind „Gedanken, Vorstellungen, Erkenntnisse[n] und Informationen“ (ebd., Lemma *Sprache*, S. 616). Was sich kommunikativ zwischen Faust und Margarete ereignet, wird von dieser Definition nicht erfasst.

Die Konzeptualisierung von Kommunikation als *Wissenstransfer* zeigt sich denn auch in Visualisierungen von Kommunikation als Übermittlungsprozess zwischen zwei *Köpfen* – so etwa in der für das kollektive Gedächtnis der Sprachwissenschaft prägenden frühen Illustration aus dem „Cours de linguistique générale“⁶ (Abb. 3).

Damit ist ein Verständnis von Kommunikation geprägt, das technische Modelle wie das von Claude E. Shannon und Warren Weaver⁷ erklärungsstark erscheinen lässt und ihnen – trotz Charles Osgoods bissiger Charakterisierung der mit solchen Modellen verbundenen sprach- und bedeutungstheoretischen Vorstellungen als „bucket theory of language“⁸ – in den 1960er und 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts in linguistischen wie soziologischen Kontexten einen dominanten Platz zuweist.

⁶ Dass ich in diesem Verweis auf den Titel des entsprechenden Werkes und nicht auf Ferdinand de Saussure als dem diesem Werk traditionell zugeordneten Autor verweise, verdankt sich dem Faktum, dass nicht zuletzt die neuesten Erkenntnisse zum wissenschaftlichen Werk de Saussures diese Zuordnung als höchst problematisch erscheinen lassen.

⁷ Vgl. für die ‚klassische‘ Fassung des Modells Weaver (1949, S. 7).

⁸ Die entsprechende Textstelle bei Osgood lautet: „Words, like little buckets, are assumed to pick up their loads of meaning in one person’s mind, carry them across the intervening space, and dump them into the mind of another“ (Osgood 1979, S. 213).

Abb. 3: Kommunikation als Verbindung zwischen Köpfen. Abbildung aus: de Saussure (2003 [1916]): *Cours de linguistique générale*. Publié par Charles Bailly et Albert Séchehaye avec la collaboration de Albert Riedlinger. Paris, S. 27.

Es ist das Charakteristikum solcher Kommunikationsmodelle, dass sie das soziale Moment von Kommunikation in erster Linie in einem gemeinsamen ‚Code‘ – so die Terminologie der 1960er und 1970er Jahre – festmachen, über den die an der Kommunikation Beteiligten verfügen.⁹ Als *fait sociale* erscheint damit die *Sprache* (und nicht etwa das *Sprechen*), erscheint ein gegebenes Repertoire sprachlicher Zeichen und nicht die konkrete interaktive Dynamik der auf ein Gegenüber bezogenen sprachlichen Praxis (vgl. auch Williams 2011 [1977], S. 154). Der Mensch kommt auf diese Weise, wie dann besonders prominent in soziolinguistischen Kontexten, als Gruppe in den Blick, mit der Folge, dass sprachliche Sozialität in erster Linie als sprachlich basierte *Kollektivität* bzw. Zugehörigkeit konzeptualisiert wird,¹⁰ und entsprechend sind es die mit Sprache und Sprachgebrauch verbundenen Einschluss- und Ausschlussoperationen, die im Zentrum des Interesses stehen. Die Konzeptualisierung von Sprache als Kommunikationsmittel führt

⁹ Der Terminus ‚Code‘ bzw. ‚Kode‘ findet sich seit den 1950er Jahren im Rahmen sprachwissenschaftlicher Publikationen in – nach Teilgebieten differierender – unterschiedlicher Verwendung, wird dann aber zunehmend recht generell in der Bedeutung von ‚(sprachlichem) Zeichensystem‘ genutzt (vgl. dazu den einschlägigen Eintrag zu *Kode* im „Metzler Lexikon Sprache“). Zur Karriere des Begriffs trägt nicht zuletzt seine Verwendung im Kontext der frühen, an den Arbeiten Bernsteins orientierten Soziolinguistik bei; die massive Kritik an Bernstein führt dann wiederum zu einer Problematisierung und zunehmenden Vermeidung des Begriffs seit den 1970er Jahren.

¹⁰ Vgl. etwa auch die von Bruner (1975, S. 260) zitierte Bestimmung von *society* durch Michael Silverstein: „In general, then, we can say that people are constituted as a society with a certain culture to the extent that they share the same means of social communication.“ (vgl. Silverstein 1976).

unter diesen Perspektiven einerseits zum Entwurf des Menschen als qua Sprache in vielfache Schaltkreise des Wissenstransfers eingebunden, andererseits – durch Teilhabe am selben sprachlichen Zeichensystem – als eines in (unterschiedliche) soziale Gruppierungen eingebundenen Wesens.¹¹

4 Sprecher und Sprecher-Akte

Weiterhin lässt sich in vielen kommunikativ-pragmatisch orientierten Kontexten eine analytische Fixierung auf die Figur des *Sprechers* konstatieren. Denn auch wenn *Kommunikationsmodelle* grundsätzlich immer zwei strukturelle Positionen umfassen, was sich nicht zuletzt in den terminologischen Paarungen von *Sprecher* und *Hörer*, von *Produzent* und *Rezipient*, von *Sender* und *Empfänger* zeigt, so sind die diesen Akteuren zugewiesenen Rollen sehr verschieden: Der aktiven Figur des Sprecher-Produzenten-Senders steht die passive Rolle des Hörer-Rezipienten-Empfängers entgegen – dies ungeachtet der zum Teil recht unterschiedlichen wissenschaftsgeschichtlichen Verankerung der Modelle. Mit der analytischen Konzentration auf die Rolle des Sprechers einher geht zudem die Modellierung von Kommunikation als *Einbahnprozess*: Der kommunikative Vektor geht *vom Sprecher zum Hörer*.¹² Dies gilt nicht nur für informationstheoretisch grundierte Modelle wie demjenigen von Shannon/Weaver, sondern auch für solche, welche einer stärker psychologischen Perspektive auf die an der Kommunikation Beteiligten verpflichtet sind. Zu letzteren gehört auch das Zeichen- und Kommunikationsmodell Karl Bühlers, das dieser selbst in wunderbarer Formulierung als „Modell des ausgewachsenen konkreten Sprechereignisses samt den Lebensumständen, in denen es einigermassen regelmässig auftritt“ (Bühler 1999 [1934], S. 24), charakterisiert, dessen Kurzformel dann aber lautet: *einer – dem anderen – über die Dinge* (ebd.,

11 Parallelen hierzu finden sich auch recht prägnant in soziologischen bzw. kulturwissenschaftlichen Praxistheorien, die den „Ort‘ des Sozialen“ (Reckwitz 2003, S. 387) nicht in der „Inter-subjektivität [...] suchen, sondern in der Kollektivität von Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches ‚praktisches Können‘ zusammengehalten werden“ (ebd., S. 389), wobei Körperwissen und Handlungsrouinen eine zentrale Rolle spielen.

12 Dieser Vektor (in den einschlägigen grafischen Kommunikationsmodellen normalerweise durch einen gerichteten Pfeil repräsentiert) kann allerdings insofern ‚wechseln‘ (was durch einen Gegenpfeil angezeigt werden kann), als der ehemalige Hörer zum Sprecher und der Sprecher zum Hörer werden kann. Dass der Hörer *als Hörer* kommunikativ auf den Sprecher einwirkt, wird zwar immer wieder als grundsätzliches Faktum vermerkt (etwa unter dem Terminus ‚Hörerrückmeldung‘, vgl. Henne/Rehbock 1979, S. 176 f.), ohne dass diesem jedoch weiterführende theoretische Aufmerksamkeit gewidmet würde.

S. 25).¹³ Mit dieser Formel wird auch hier das epistemologisch geprägte Konzept sprachlicher *Aboutness* abgerufen, d.h. ein Verständnis von Sprache, das diese weitgehend an die Fähigkeit des sprachlichen Menschen, auf seine Umgebung zu referieren, sie im Medium der Benennung handhabbar zu gestalten und *über* sie Aussagen zu machen, zurückbindet. Gleichzeitig – und eng mit dieser epistemologischen Perspektive verschränkt – wird Kommunikation auch hier vektoriell, d.h. als Sprechen *zum* anderen – und nicht *mit* dem anderen – konzipiert.

Letzteres gilt auch für die Sprechakttheorie Austin'scher Prägung – sprachphilosophisches Kernstück der sogenannten pragmatischen Wende – die ihren Sprecher zwar mit *illocutionary force* ausstattet und ihn mit Worten Dinge tun lässt, die ihm aber kein theoretisch ebenbürtiges Gegenüber beigibt. Letzteres erscheint in erster Linie als durch den Sprecherakt affiziert bzw. muss als ein Element der Glückensbedingungen vom Sprecher in der Planung seiner Akte verrechnet werden.¹⁴ Die Akte sprachlichen Tuns – Taufakt, Trauakt, Verurteilungsakt – werden nicht als Gemeinschaftsakte der an ihnen Beteiligten, sondern als unidirektionale Akte eines autorisierten, autonomen Akteurs konzipiert. Der mächtige Sprecher bleibt recht allein.

Selbst das ethnomethodologische Konzept des *doing* bzw. *doing being*, das die Prozesshaftigkeit sowie das konstruktivistische Potenzial sprachlich-sozialen Handelns in den theoretischen Vordergrund rückt und das unter anderem in der linguistischen Gender-Forschung sehr produktiv wurde, ist von seiner konzeptuellen Anlage her weitgehend sprecherzentriert und bietet in analytischer Hinsicht nur ein blasses Bild der in solches *doing* involvierten Anderen.

Mit anderen Worten: In vielen der theoretischen Ansätze, welche Sprache und Sprechen als in situative und soziale Kontexte eingebunden, durch diese geprägt und diese auch ihrerseits prägend modellieren und die den sprachlichen Menschen folglich durchaus im Plural in den Blick nehmen, wird Sprachlichkeit dennoch als an singuläre menschliche Monaden gebunden verstanden. Und das Bild der Sprachgemeinschaft, welches die Sprachreflexion hier in erster Linie entwirft, ist entsprechend das Bild einer „Gesellschaft von Individuen“ (Norbert Elias), die mit sprachlicher Handlungsmacht ausgestattet sind, über differenzierte Formen von Wissensaustausch verfügen, jeweils in ein komplexes Feld sich dynamisch

¹³ Mit dieser Formel beruft sich Bühler explizit auf Plato und dessen Verständnis von Sprache als *organum*.

¹⁴ Auch die von Austin selbst konstatierten „Schwierigkeiten“ (Austin 2002 [1972], S. 127), den von ihm als vom illokutiven Akt unterschiedenen *perlokutiven* Akt in eben seiner Besonderheit zu fassen, dürften u.a. daran liegen, dass Austin den Adressaten einer Äußerung nicht als eigenständigen Akteur modelliert.

überlagernder sozialer Gruppierungen eingebunden sind und entsprechend bewegliche, *auch* im Medium von Sprache und Sprachgebrauch konstituierte Identitäten ausbilden, pflegen und verändern. Nicht angesprochen bleibt dabei jedoch die Frage nach der Funktion von Sprache als Medium konkreter zwischenmenschlicher Beziehungen, nach ihrer *beziehungs*konstituierenden und beziehungsprägenden Funktion.

Während also das (Selbst-)Bild des Menschen als eines *vernunft*begabten, zu Erkenntnis, Reflexion und Selbstreflexion fähigen Wesens eng an seine Sprachlichkeit gebunden erscheint und in der Geschichte der Sprachreflexion, Sprachtheorie und Erkenntnistheorie entsprechend Hand in Hand gehen, erscheint das Bild des Menschen als eines in spezieller Weise *beziehungs*begabten, zu vielfältigen sozioemotionalen Bindungen befähigten Wesens oft gerade nicht an Sprache geknüpft. Schillers vielzitiierter Seufzer von der Seele, die genau dann nicht mehr spricht, wenn sie spricht, scheint diesen Verdacht auf den Punkt zu bringen.¹⁵ Im Gegensatz zur Vernunftbegabtheit des Menschen wird seine Beziehungsbegabtheit und damit auch seine spezifische Emotionalität in der Geschichte des Nachdenkens über Sprache nur selten als an seine Sprachlichkeit gebunden verstanden.¹⁶

Dennoch gibt es solche Überlegungen. Wo sie angestellt werden, d.h. wo das Verhältnis der Sprachlichkeit des Menschen zu der für ihn spezifischen Sozialität explizit thematisiert wird, sind es in erster Linie zwei auf völlig unterschiedlichen Betrachtungsebenen angesiedelte, funktionell aber in engster Weise aufeinander bezogene sprachliche Phänomene, die in den sprachtheoretischen Aufmerksamkeitsfokus rücken: die *Personalpronomina* einerseits und die menschliche *Wechselrede* andererseits.

Der Bogen solcher Überlegungen und entsprechender Studien spannt sich vom Ende des 18. bis ins 21. Jahrhundert.

15 Das vollständige Distichon (unter der Überschrift „Sprache“) lautet: „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? *Spricht* die Seele, so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.“ (Schiller: Sprache. In: Friedrich Schiller. Sämtliche Werke. 3. Aufl. Bd. 1. München 1962, S. 313; Hervorhebung im Original).

16 Zwar kommt dem Phänomen der menschlichen Emotionen in neuerer Zeit vermehrt akademische Aufmerksamkeit zu – nicht zuletzt im Kontext neuropsychologischer wie wirtschaftswissenschaftlicher Studien –, doch auch hier wird der Funktion von Sprache als Ausdruck und Medium von Emotionen bzw. der Frage nach der kommunikativen Konstruktion von Emotionen so gut wie nicht Rechnung getragen. Auch im Rahmen sprachwissenschaftlicher Forschung gibt es keine kohärente Forschungstradition zu diesem Gegenstand, sondern allenfalls punktuelle, trotz ihres Innovationspotenzials in der Forschungslandschaft zu wenig aufgegriffene Beiträge (vgl. etwa Fiehler 1990; Hermanns 1995; Wierzbicka 1999; Drescher 2003).

5 Subjektivität, Gegenüberschaft und die Latenzposition des Dritten

Die Personalpronomina *Ich* und *Du* ziehen in der Sprachreflexion um 1800 generell – prominent bei August Ferdinand Bernhardt und Johann Severin Vater – als „die höchsten und sublimiertesten Aeüßerungen der menschlichen Darstellung“ (Bernhardt 1801, S. 264) grosse Aufmerksamkeit auf sich. Auch Wilhelm von Humboldt¹⁷ und – knapp eineinhalb Jahrhunderte später – Emile Benveniste sehen in den Personalpronomina den entscheidenden Ausdruck und gleichzeitig das konstitutive Medium des Selbst- wie Fremdverständnisses des sprachlichen Menschen. Als reine Konfigurationsausdrücke¹⁸ – eine Eigenschaft, die Humboldt an die mögliche Entwicklung der Pronomina aus Ortsadverbien anbindet (vgl. Humboldt 1968a [1829]) und die Bernhardt im Vergleich der Pronomina mit algebraischen Zeichen zu erfassen sucht¹⁹ – erbringen sie, im Verständnis Humboldts, die Leistung, „das *Ich* und das *Du* in zwei verschiedene Sphären ein[zuschliess[en]“, gleichzeitig aber auch „die Aufhebung dieser Trennung und die Entgegensetzung beider zusammen gegen ein Drittes“ möglich zu machen (Humboldt 1968a [1829], S. 310 f.; Hervorhebung im Original). Wir haben es also mit einer Grundkonfiguration zu tun, in der zwei eng aufeinander bezogene Positionen – *Ich* und *Du* – mit einer weniger eingebundenen, aber strukturell dennoch immer gesetzten dritten – dem *Er* in Humboldts Terminologie – zu tun haben.

Humboldt stellt zunächst sowohl das *Du* als auch das *Er* als *Nicht-Ich* in gleicher Weise dem *Ich* gegenüber. Doch das *Du* erweist sich dabei insofern vom *Er* unterschieden, als ein Sprecher mit dem *Du* den so Angesprochenen aus der allgemeinen „Sphäre *aller Wesen*“, denen das *Er* zugehört, in eine spezifisch

¹⁷ Bernhardt dürfte in diesem Punkt für Humboldt anregend gewesen sein.

¹⁸ Ich wähle diesen Ausdruck, um die lexikologische Sonderstellung dieser beiden ‚Pronomina‘ zu verdeutlichen, die (in deutlichem Gegensatz zum Pronomen der dritten Person) gerade *nicht* zur Wiederaufnahme eines Nomens eingesetzt werden können und nicht wie dieses Referenzcharakter haben, sondern ausschliesslich ‚deiktisch‘ funktionieren und zudem durch ihren konfigurativen Bezug aufeinander bestimmt sind. Vgl. hierzu auch Benvenistes Bestimmung, dass die Pronomina *ich* und *du* (und nur diese) „weder auf einen Begriff noch auf eine Person“ verweisen (Benveniste 1974, S. 291). Vgl. ausserdem Linke (2007, S. 117 f.) und Bernhardt (1801, S. 261).

¹⁹ Den Vergleich gründet Bernhardt in dem Faktum, dass die Pronomina der ersten und zweiten Person ebenso wie algebraische Zeichen „ganz allgemeine Verhältnisse bezeichnen die erst bei einer nähern Bestimmung ihre Anwendung erhalten“ (Bernhardt 1801, S. 261).

„gemeinsame“ versetzt (Humboldt 1968b [1827], S. 26).²⁰ Mit der Konstitution des *Du* als *Gegenüber* ist also gleichzeitig die des Dritten als *Anderer* begründet.

Dass in vielen Sprachen die grammatisch-formale Charakterisiertheit des Personalpronomens der dritten Person eine andere ist als bei den Pronomina der ersten und zweiten Person,²¹ ist Humboldt Beleg für eben diese Differenzierung zwischen *Du* und *Er* in ihrem Bezug auf ein *Ich* (vgl. auch Linke 2007). Als eine Stütze dieses Humboldt'schen Gedankens könnte man aus heutiger Perspektive im Übrigen auch auf neuere Erkenntnisse zur Entwicklungsgeschichte kindlichen Blickverhaltens verweisen: Ab einem Alter von rund sechs Monaten blickt das Kind eine Kontaktperson nicht mehr ausschliesslich *an* bzw. sucht mit seinem Blick deren Augen, sondern beginnt, dem Blick der Kontaktperson zu folgen.²² Aus der Phase des *Gegenüberseins* und damit aus der in der *Face-to-Face*-Konstellation räumlich begründeten *Beziehungsorientierung* eröffnet sich, in der Koorientierung auf ein Drittes ebenfalls *räumlich* begründet, die Phase der (gemeinsamen) *Objektorientierung* und damit auch die Konstitution des anderen, des Dritten.

Bei Benveniste nun finden wir eine zusätzliche Schärfung der Humboldt'schen Analyse, indem er die anthropologische Kategorie des *Subjekts* als sprachlich in den Pronomina begründet postuliert: Es ist für Benveniste „die Sprache *allein*“, die den Begriff des *ego* ermöglicht; nur „in der Sprache und durch die Sprache“ (Benveniste 1974, S. 289) konstituiert der Mensch sich als Subjekt, ja, so Benveniste: „wir bestehen darauf, dass diese ‚Subjektivität‘ [...] im Sein nur das Hervortreten einer Grundeigenschaft der Sprache ist“ (ebd.).

Diese Subjektivität erscheint nun aber gerade *in der Sprache* immer schon an ein *Gegenüber* gebunden, insofern als das *Ich* als sprachlicher Ausdruck ausschliesslich aus der Komplementarität zum *Du* seine positionierende Funktion erhält, da „nicht nur [...] ein *Gegenüber* in meiner Anrede zu einem *du*“ wird, son-

²⁰ Humboldt spricht hier von der Sphäre „eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns“ (Humboldt 1968b [1827], S. 26). Die nicht eindeutig auflösbare Formulierung lässt sich immerhin als Hinweis auf den Handlungscharakter einer durch die Verwendung der Pronomina der ersten und zweiten Person gekennzeichneten Rede verstehen.

²¹ Besonders deutlich im Deutschen in der generischen Nicht-Bestimmtheit von *ich* und *du* gegenüber der Differenzierung der Genera beim Personalpronomen der dritten Person: *er*, *sie*, *es*.

²² Diese Erkenntnis aus der Pionierstudie von Scaife/Bruner (1975) ist seitdem vielfach kritisch diskutiert und (wenn auch mit Blick auf die zeitliche Entwicklung des kindlichen Blickverhaltens zum Teil differenzierend) bestätigt worden, vgl. etwa Hood/Willen/Driver (1998). Dass Menschen im Gegensatz zu Primaten (die nur schwache Ansätze dazu zeigen) zu solchem Blick-Folge-Verhalten fähig sind, deutet Tomasello als entscheidenden evolutionären Vorteil (Tomasello 2009, S. 211).

dern auch „ich zu einem *du* werde in der Anrede desjenigen, der sich seinerseits als *ich* bezeichnet“ (ebd.). Diese *perspektivische Komplementarität* ist, so Benveniste, konzeptuell singular: „Wenn man dafür eine Parallele sucht, wird man sie nicht finden“ (ebd., S. 290).

Die *Ich-Du-Beziehung* erweist sich damit als Kippfigur. Die Anrufung des Anderen als ein Du – Althussers *Interpellation* – konstituiert diesen gleichzeitig als ein Ich.²³ Die sprachtheoretische Singularität der Pronomina *Ich* und *Du* liegt damit in ihrer ausschliesslich *performativen* Bestimmtheit, die sie eher als verbale Gesten denn als lexikalische Elemente erscheinen lässt, insofern ihre immer nur situativ mögliche signifikative Füllung an die *Ausübung* der Sprache gebunden ist.

Ich und *Du* erscheinen damit als lexikalische Emergenzen der Wechselrede, insofern die Ausübung von Sprache immer schon an die Bedingung des Dialogs gebunden ist.²⁴ So betrachtet können die Pronomina der ersten und zweiten Person als der in einem quasi metonymischen Prozess zu sprachlichen Zeichen medialisierte Ausdruck der grundlegenden Adressiertheit menschlicher Rede verstanden werden.

In der Zusammenschau der hier ausgeführten Überlegungen profiliert sich insgesamt ein sprach(gebrauchs)analytisch begründetes *anthropologisches* Konzept, welches ich – trotz einer gewissen morphologischen Unebenheit des Ausdrucks – als Konzept der *Gegenüberschaft* fassen möchte. Unlösbar mit dieser Gegenüberschaft verbunden, da durch sie erzeugt, ist zudem die Position des aus ihr ausgeschlossenen *Dritten*. Gegenüberschaft wird durch die *konfigurative Latenz* dieser dritten Position immer mitbestimmt. Im Konzept von Gegenüberschaft erscheint der Mensch also gerade nicht als fest in eine ausgewogene, durch zwei grundsätzlich gleichgewichtige Positionen bestimmten Beziehungsstruktur eingebunden, sondern – aufgrund der strukturellen Gegebenheit der Position des Dritten – in eine asymmetrische und von daher *spannungsvolle* Konfiguration versetzt, die seine in dieser Konfiguration erzeugte Subjektivität grundsätzlich

23 „Indeed“, so greift Judith Butler den performativen Grundgedanken dieser Überlegung auf, „I can only say ‚I‘ to the extent that I have first been addressed and that address has mobilized my place in speech“ (Butler 1993, S. 225). Wobei allerdings die Sequenzialität, die Butler hier einführt und die ein unidirektionales Konditional impliziert – erst und nur dann, wenn ich angesprochen worden bin, kann ich mich als „Ich“ bezeichnen – die Vorstellung der dynamischen und egalitären Komplementarität, wie sie bei Benveniste entwickelt ist, in ein latent einseitiges Abhängigkeitsverhältnis überführt.

24 Humboldt formuliert dieses basale Faktum in ebenso treffender wie unpathetischer Weise: „[d]er Mensch spricht, sogar in Gedanken, *nur* mit einem Andren, oder mit sich, *wie* mit einem Andren [...]“ (Humboldt 1968b [1827], S. 25; Hervorhebung AL).

als *dynamische* bestimmt. Die Beziehungskonfiguration, in welche der Mensch als *sprechendes* Wesen eingebunden ist, ist tendenziell instabil bzw. verlangt nach ständiger Bestätigung oder Neubestimmung.²⁵

6 Turn-Taking

1974 erscheint unter dem Titel „A Simplest Systematics for the Organisation of Turn-Taking in Conversation“ eine Studie von Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson,²⁶ die für die Neuorientierung der sprachwissenschaftlichen Forschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts grundlegend ist und mit der die Humboldt'sche „Wechselrede“ im Konzept des *turn-taking* als zentraler Gegenstand des neuen Forschungsfeldes der Gesprächsforschung (der *conversation analysis*, CA) ausgewiesen wird.²⁷

Mit der Gesprächsforschung, deren breiter Aufschwung nicht zuletzt der einfachen Verfügbarkeit von Aufzeichnungstechniken zu verdanken ist, welche einen neuen methodischen Zugriff auf Sprache ermöglichen und sozusagen die ‚Laborfähigkeit‘ von *talk-in-interaction* herstellen, wird, gemessen an der Ausrichtung des linguistischen Mainstreams, die Sicht auf Sprache und damit die Konzeptualisierung des Gegenstandes sprachwissenschaftlicher Forschung in radikaler Weise verändert. Sie wird auf einen Schlag „realistisch“²⁸ – dies ganz im Sinne der Forderungen nach einer „realistischen Sprachwissenschaft“, die Peter Hartmann

²⁵ Vgl. auch Marková (2003, S. 152f.) (mit Bezug auf die Arbeiten des Sozialpsychologen Serge Moscovici).

²⁶ Die Autor/innen können zwar bereits auf eigene Vorarbeit sowie auf die Arbeiten anderer im sich neu formierenden Forschungsfeld der *conversation analysis* zurückgreifen, ihrer Studie, welche die Systematizität des Sprecherwechsels als Schaltstelle menschlichen Gesprächsverhaltens ausweist, kommt aber tatsächlich der Charakter einer Grundlagenschrift zu. Dies wird auch von den AutorInnen selbst entsprechend formuliert: „The subject of this report is the turn-taking system for conversation [...]. Others have noted that the organization of taking turns at talk is one type of organization operative in conversation and have located a range of interesting features and details of that sort of organization. But no account of the systematics of the organization of turn-taking for conversation is yet available. Here, on the basis of research using audio recordings of naturally occurring conversations, we attempt to characterize, in its simplest systematic form, the organization of turn-taking for conversation.“ (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974, S. 696).

²⁷ Auch das Institut für Deutsche Sprache widmet sich mit seiner Jahrestagung von 1980 – damals noch unter der Bezeichnung „Dialogforschung“ – der neuen Thematik. Als prominente Gastreferentin ist Gail Jefferson eingeladen.

²⁸ Darauf haben explizit u.a. Auer (2003) und Günthner (2003) hingewiesen.

bereits in den 1960er Jahren formuliert hat²⁹ –, insofern sie Sprache in ihrer mündlichen Form und unter den Bedingungen ihrer dynamischen Konkretion *in situ* als *Miteinander-Sprechen* untersucht. Unter gesprächsanalytischer Perspektive erweist sich der sprachliche Mensch – strukturell – als Dyade, denn der ‚harte‘, aufzeichenbare Gegenstand der Gesprächsforschung ist immer nur *zwischen* Menschen und *in und an Situationen gebunden* vorzufinden. Zugespitzt könnte man sagen, dass die sprachreflexiven Überlegungen Humboldts zum „unabänderlichen Dualismus der Sprache“ in der linguistischen Gesprächsforschung empirisch eingeholt bzw. auf empirischer Basis neu formuliert werden.

Speziell relevant für die Frage nach dem „implicit or explicit picture of human beings in the world“ im Rahmen gesprächsanalytischer Forschung ist, dass das zentrale Konzept des *turn-taking*, das grundsätzlich auch als Anreihungs- oder Aggregationsmechanismus verstehbar ist und zunächst zum Teil auch so verstanden wurde,³⁰ zunehmend als *Integrationsmechanismus* modelliert wird, als operativer ‚Ort‘ der Ko-Konstruktion von Rede auf ganz unterschiedlichen Ebenen: Ko-Konstruktionen von syntaktischen Strukturen, von prosodischen Bewegungen, von Bedeutung und letztlich von kommunikativem Sinn. Kommunikation erscheint aus CA-Perspektive nicht als Sprechen *zu* jemandem, sondern immer schon als Sprechen *mit* jemandem.³¹

In der konversationsanalytischen Gretchen-Frage vom ‚Why that *now*‘ (Schegloff/Sacks 1973, S. 299 et passim; Hervorhebung AL) kommt zudem das Verständnis von Rede als einem Phänomen mit dominant temporaler Struktur zum Ausdruck; der sprachliche Mensch wird als *zeitliches* Wesen entworfen, welches im Spannungsmoment zwischen Äusserungsgeschichte einerseits und Erwartung bzw. Projektion zukünftigen Sprachhandelns andererseits in einem sprachlichen Jetzt positioniert ist. Ergänzt bzw. richtiger *verschränkt* wird diese Verzeitlichung des linguistischen Menschenbildes mit seiner Verräumlichung, dies im Kontext der erst seit rund 15 Jahren intensivierten multimodalen Interaktionsforschung, welche die Materialitäts- und Körpergebundenheit sprachlicher Interaktion in der räumlichen Ko-Präsenz in den Blick nimmt, womit auch die konfigurative Bestimmtheit des Menschen auf konkreter empirischer Basis in den Blick kommt.

²⁹ Vgl. Hartmann (1965) und dann verschiedentlich wieder in Arbeiten der 1970er und frühen 80er Jahre.

³⁰ In frühen Bestimmungen von Turn-Taking wird in den gewählten Formulierungen die additive Perspektive auf den Sprecherwechsel deutlich, so etwa wenn Coulthard/Ashby davon sprechen, dass ein „exchange consists minimally of two successive utterances: one speaker says something and a second says something in return“ (Coulthard/Ashby 1975, S. 140).

³¹ Zentrale CA-Konzepte wie das des *recipient-design* („Adressatenzuschnitt“) erfassen diese Orientierung von Interaktionsbeteiligten auf ihr Gegenüber.

Die Erkenntnisse aus Videoanalysen sowie ersten Eye-Tracking-Studien lassen zudem die Dynamik der konfigurativen Austarierungen erahnen, welche die an einem Gespräch Beteiligten als Dauerleistung vollbringen.

Im Verlauf der (noch kurzen) konversationsanalytischen Forschungsgeschichte hat sich also insgesamt ein Verständnis von Sprache konsolidiert, welches dem auf die Möglichkeiten zu Referenz und Prädikation konzentrierten Konzept sprachlicher *Aboutness* ein Konzept zur Seite stellt, wenn nicht gar entgegengesetzt, das man in analoger Wortbildung als ein Konzept sprachlicher *Witness* bezeichnen könnte. In den Fokus rückt damit der *mit* einem anderen redende und nicht nur *über* etwas redende Mensch. Mit diesem Konzept wird der Mensch in der gegenwärtigen Sprachreflexion sozusagen wieder vom Kopf auf die Füße gestellt und gleichzeitig mit einem Körper als integrativem Element seiner Sprachlichkeit versehen.

Als Grundlage wie als Folge dieser Entwicklung hat sich auch der zentrale Gegenstand linguistischer Forschung verändert, sowohl in konkret-materialer wie auch in konzeptioneller Hinsicht: Nicht mehr der *Satz* (und damit Argument und Prädikation), nicht mehr die *Äusserung* (und damit die individuelle sprachliche Handlung), sondern der *turn* (als sequenziell sowohl retrospektiv wie prospektiv gebundenes, immer schon ko-konstruiertes Element von Wechselrede) stellt im Rahmen einer auf die Empirie von *talk-in-interaction* ausgerichteten Sprachforschung die relevante Grösse dar. Charles Goodwin formuliert daraus bereits 1979 ein einschlägiges Forschungsprogramm, das den „turn“ als ein Phänomen erfasst, dem in gleicher Weise soziale, linguistische und kulturelle Relevanz zukommt: „The turn at talk provides an area where *nontrivial* social, linguistic, and cultural phenomena [...] can be analyzed as elements of a single integrated process“ (Goodwin 1979, S. 112; Hervorhebung AL). Dass der *turn* als analytisches Konzept wie auch das *turn-taking* als Grundstruktur sprachlich-interaktiven Handelns schliesslich auch in ontogenetischer wie phylogenetischer Hinsicht relevant sind und entsprechend für den *Weg des Menschen in die Sprachlichkeit* allenfalls als grundlegend verstanden werden müssen, zeigen sowohl psycholinguistische Studien zum Spracherwerb als auch neueste Erkenntnisse von evolutionslinguistisch orientierten und auf konversationsanalytischer Basis sprachvergleichend arbeitenden Untersuchungen.

Mit Blick auf den kindlichen Spracherwerb hat Jerome Bruner früh und deziert darauf aufmerksam gemacht, dass die Entwicklung des sprachlichen Menschen nicht als eine von der Sprache zur Kommunikation zu modellieren ist, sondern umgekehrt von der Kommunikation zur Sprache. „From Communication to Language“ (Bruner 1975) lautet entsprechend programmatisch der Titel eines für diese Überlegungen einschlägigen Beitrags von 1975, der also in unmittelbarer zeitlicher Nachbarschaft zu den grundlegenden Arbeiten der *conversation analy-*

sis steht. Bruner berichtet hier unter anderem von der Beobachtung, dass Kleinkinder in *face-to-face*-Situationen mit Erwachsenen lange vor der Entwicklung von „language proper“ (ebd., S. 256) Aktivitäten *wechselseitiger* Orientierung zeigen, welche auch über längere Zeit aufrechterhalten werden (vgl. dazu auch Oller 2000, S. 164). So etwa im abwechselnden Einfügen von Klötzchen in passende Öffnungen im Deckel einer Schachtel durch Eltern und Kind: erst das Kind, dann ein Elternteil, dann das Kind, und so weiter. Es liegt hier eine Form *praktischen turn-takings* vor, wobei dieses *turn-taking* gerade mit Blick auf die konkrete, materialbezogene Tätigkeit, die vollzogen wird – nämlich Klötzchen in passende Öffnungen zu stecken – letztlich nicht konstitutiv, sondern ‚überschiessend‘ ist.³² Dieses Faktum sowie die Beobachtung, dass solch praktisches *turn-taking* bereits gewisse Formen von Blickkontakt einschliesst, die das Kind nutzt, um zu entscheiden, „whose turn it is“ (Bruner 1975, S. 273, mit Bezug auf Argyle/Ingham 1972), scheinen Hinweise darauf zu sein, dass die Ausbildung der auf ein Gegenüber bezogenen (körperlichen) Inter-Aktivität, wie sie in der Wechselrede dann ihre absolute Form findet, als mit der Entwicklung von Sprachlichkeit interdependent verstanden werden muss.³³

Was schliesslich die evolutionsbezogene Perspektive angeht, so lässt sich hier als besonders plakatives Beispiel eine Studie anführen, welche eine Arbeitsgruppe des Max Planck-Instituts in Nijmegen kürzlich unter dem Titel „Is *Huh?* a Universal Word“ publiziert hat. Darin belegen die Autoren, dass *huh?*, verwendet als *repair-initiator*, d.h. dann, wenn man zum Beispiel nicht genau verstanden hat, was ein Gesprächspartner gerade gesagt hat – das ‚deutsche‘ Äquivalent wäre wohl ein *hm?* Oder *hã?* –, in mehr oder weniger dieser Form und Funktion weltweit in sehr unterschiedlichen Sprachen zu finden ist. Das an und für sich verblüffende Faktum eines ‚universalen Wortes‘ interpretieren die Autoren als Resultat einer „convergent cultural evolution“:

[...] *the interactional environment of other-initiated repair, present in every language investigated so far, provides a set of selective pressures that pull the interjection towards a similar form and that keep regular processes of language change from affecting the item.* (Dingemanse/Torreira/Enfield 2013, S. 8; Hervorhebung AL)

³² Dass, wie auch die Alltagserfahrung belegt, Kinder aus solcher im Turn-Taking-Format angelegten Inter-Aktivität emotionalen Lustgewinn ziehen, mag ein weiterer Hinweis auf die eminente Bedeutung dieses Aktivitätsformates für die Ausbildung menschlicher Sozialität sein.

³³ Umgekehrt zeigen multimodal orientierte Analysen von *talk-in-interaction*, dass und wie die Koppelung von gesprächsweiser Rede an körperliche Interaktivität auch bei erwachsenen Interaktionspartner/innen den Normalfall darstellt: „participants use not only talk but also visual resources (gesture, gaze, body posture, manipulation of artifacts, etc.) to build sequences [or] to project themselves as next speakers“ (Broth/Keevallik 2014, S. 109).

Und eben darin liegt nun der konversationsanalytische Witz der Sache: Denn was die Studie ebenfalls und sozusagen in erster Linie belegt, ist die Universalität der *turn*-Sequenz, in die der durch „Huh?“ realisierte *turn* eingebettet und in welche er maximal reaktiv als auch projektiv eingebunden ist. Die inhaltlich äusserst unspektakuläre, in ihrer verständnissichernden Funktion ebenso entschieden alter-orientierte wie auch gesprächstechnisch relevante Praxis der Nachfrage erweist sich damit als eine *konversationelle* Universale.³⁴

Wissenschaftsgeschichtlich relevant ist zudem, dass die Studie im Kontext eines sich zunehmend deutlicher profilierenden evolutionstheoretischen Forschungsfeldes steht, in welchem die Frage nach der Evolution von Sprache in einen kommunikationstheoretischen Kontext gestellt und eng mit der Frage nach der Ausbildung der für den Menschen typischen, *sozioemotional* grundierten Interaktivität³⁵ verknüpft wird. Und in diesem Rahmen wiederum sind prä-verbale Formen von *turn-taking* (vokal wie gestisch) als wichtiger Entwicklungsschritt zu betrachten (vgl. Levinson/Holler ersch. demn., Kapitel 2.3.; Takahashi et al. 2013; Yoshida/Okanoya 2005).

7 Dialogizität

Will man nun die Forschungsansätze, die den sprachlichen Menschen in erster Linie als *gesprächssamen* Menschen und als solchen immer schon auf ein Gegen-

34 Stivers et al. (2009) postulieren ganz grundsätzlich die Universalität des Turn-Taking-Mechanismus und gehen davon aus, dass dieser auch nur geringfügiger kultureller Variation unterliegt.

35 Levinson prägt in diesem Kontext den Begriff ‚interaction engine‘ (Levinson 2006 passim), der auf das Ensemble aus face-to-face-Orientierung, Häufigkeit von Blickkontakt, anhaltendem wechselseitigem Austausch kommunikativer Signale, Ko-Orientierung, Ausbildung und produktiver Nutzung von *common ground* etc. abhebt. Als grundlegend für die Ausbildung der Elemente dieses Ensembles wäre dann prosoziales Verhalten anzusetzen, wie es weniger bei nicht-menschlichen Primaten als etwa bei Büschelaffen zu finden ist, die Jungtiere gemeinsam aufziehen und sich auch durch den Austausch dyadischer Kontaktrufe auszeichnen, vgl. Burkhart/Hrdy/van Schaik (2009); Takahashi et al. (2013). Das vor allem von Tomasello für die evolutionäre Entwicklung des Menschen prominent gesetzte Konzept der „shared intentionality“ (Tomasello/Carpenter 2007; Tomasello 2009) bzw. der „geteilten Intentionalität“ gehört ebenfalls in diesen Kontext. Der Begriff des ‚sharing‘ bzw. des „geteilt seins“ bleibt aber merkwürdig unklar, so etwa wenn Tomasello in merkwürdiger Doppelung von der „kooperativen Infrastruktur geteilter Intentionalität“ spricht (Tomasello 2009, S. 169, Hervorhebung AL) und zudem davon ausgeht, dass sich diese Infrastruktur „zur Erleichterung von Interaktionen mit anderen bei gemeinschaftlichen Tätigkeiten entwickelt hat“, womit eine schwer nachvollziehbare Vorzeitigkeit von geteilter (!) Intentionalität gegenüber Interaktivität postuliert wird (ebd., S. 363).

über bezogen verstehen, die ihn entsprechend nicht mehr *essentialistisch*, sondern *relational* modellieren und in dieser sprachlich fundierten Relationalität auch die Basis menschlicher Subjektivität sehen, unter einen plakativen Begriff fassen, so liegt derjenige der *Dialogizität* nahe, der gleichzeitig den der *Monologizität* aufruft.

Das Begriffspaar *dialogistisch* – *monologistisch* ist in disziplinär weit gestreute und zum Grossteil recht lose Traditionslinien eingebunden, innerhalb welcher die religiös fundierte Anthropologie Martin Bubers sowie die sprach- und kulturtheoretischen Überlegungen Mikhail Bakhtins³⁶ einen prägnanten Platz einnehmen.³⁷ In konversationsanalytischen Kontexten ist es vorzugsweise das Werk Bakhtins, auf welches sich entsprechende Theoretisierungen praktisch durchgehend abstützen. Tatsächlich ist es verblüffend, wie direkt sich viele Aussagen Bakhtins zum dialogistischen Charakter von Sprache – entwickelt in erster Linie in literaturtheoretischen bzw. kulturalanalytischen Kontexten – auf die Augenfälle projizieren lassen, die sich dem konversationsanalytischen Blick auf *talk-in-interaction* darbieten. So erhebt Bakhtin etwa, ganz unabhängig von konversationsanalytischen Forschungskontexten, die Kategorie der Äusserung zum zentralen Gegenstand sprachlicher Analyse,³⁸ definiert diese zudem explizit auf den sprachlichen Austausch bezogen, d.h. ganz im Sinne der gesprächsanalytischen Einheit des *turn* – „[t]he very boundaries of the utterance are determined by a change of speech subjects“ (Bakhtin 1986, S. 91) – und schreibt eben dieser Einheit dann grundsätzlich responsiven Charakter zu. Diese Responsivität wiederum ist für Bakhtin doppelter Natur. Sie charakterisiert einerseits jeden konkreten einzelnen Beitrag eines Sprechers im Kontext einer aktuellen „chain of speech

36 Bakhtin seinerseits wiederum hat Buber rezipiert, wie aus seinen eigenen Schriften hervorgeht, ohne dass allerdings hier engere Bezüge deutlich werden.

37 Aus den vielfältigen Bezügen, in denen sich das Konzept von Dialogizität verorten lässt, sei hier noch auf die Überlegungen von Emmanuel Lévinas und sein Konzept des „Sein-für-den-anderen“ (Lévinas 1998 passim) verwiesen. Lévinas verbindet die von ihm konstatierte Unmöglichkeit der Repräsentation durch Zeichen ethisch produktiv mit der Angewiesenheit des Menschen auf den Anderen, da dessen Nähe und der Austausch mit ihm die einzige Form der Sicherung der aussersprachlichen Welt darstellt.

38 Die traditionelle Fokussierung auf den (dekontextualisierten) Satz als Einheit linguistischer Analyse lehnt Bakhtin ebenso dezidiert ab: „When one analyzes an individual sentence apart from its context, the traces of addressivity and the influence of the anticipated response, dialogical echoes from others' preceding utterances, feint traces of changes of speech subjects that have furrowed the utterance from within – all these are lost, erased, because they are all foreign to the sentence as a unit of language. All these phenomena are connected with the whole of the utterance, and when this whole escapes the field of vision of the analyst they cease to exist for him.“ (Bakhtin 1986, S. 99).

communion“, insofern die Rolle der jeweils Angesprochenen als „*not that of passive listeners, but of active participants in speech communication*“ (Bakhtin 1986, S. 94; Hervorhebung AL) zu verstehen ist, auf die ein Sprecher immer schon antwortend reagiert; andererseits und darüber hinaus kommt für Bakhtin jeder Äusserung auch ein sehr grundlegender, multipler und nicht situativ fokussierter responsiver Charakter zu, insofern sie mit „*dialogic overtones*“ (ebd., S. 92; Hervorhebung AL) angefüllt ist, „*with echoes and reverberations of other utterances to which it is related by the communality of the sphere of speech communication*“ (ebd., S. 91).

Einem ganz ähnlichen, wenn auch nicht identischen doppelten Alter-Bezug, nämlich einerseits zum jeweils konkret adressierten einzelnen Anderen, andererseits zur unbestimmten Menge *aller* Anderen, welche die Sprachgemeinschaft bilden, in welcher ein Sprecher sich bewegt, sind auch die sprachtheoretischen Überlegungen Eugenio Coserius verpflichtet, die dieser seit den 1950er Jahren entwickelt und in denen er den Adressatenbezug als das grundlegende Definieren von Sprache bestimmt. Sprechen ist, so Coseriu, immer schon ein Sprechen „*wie der andere [...], damit der andere versteht*“ (Coseriu 1974 [1958], S. 65, Hervorhebung im Original), gleichzeitig aber immer auch ein Sprechen „*für den anderen*“, da „*die Sprache gerade die ‚Kundgabe von einem selbst für Andere‘ ist*“ (beides ebd., S. 66, Hervorhebung im Original).³⁹ Dieses Konzept der Alter-Orientiertheit menschlicher Rede entwirft Coseriu im Kontext seiner Beschäftigung mit dem Phänomen des Sprachwandels, welches er ganz an die Dynamik konkreter Rede rückbindet.

Nicht zuletzt der Vergleich mit den Überlegungen Coserius⁴⁰ verdeutlicht allerdings, dass die dialogistische Sprachkonzeption Bakhtins die qua Sprache gegebene und im Sprechen sich ereignende Vergemeinschaftung des Menschen sehr grundlegend fasst. Wenn wir uns an den Coseriu'schen Formulierungen der doppelten Bestimmung von Sprache als Sprechen *Wie-der-andere* und *Für-den-andere* orientieren, so lässt sich das Bakhtin'sche Verständnis von Sprache als ein Sprechen *Mit-ein-ander* charakterisieren: Meine Rede ist nicht nur *für den*

³⁹ Auch wenn sich Begrifflichkeiten, die unterschiedlichen theoretischen Zusammenhängen verpflichtet sind, nie ohne Weiteres zur Deckung bringen lassen, so lässt sich der Coseriu'sche Terminus hier doch in engen Bezug zum konversationsanalytischen Konzept des *recipient design* setzen. Auch Brigitte Schlieben-Lange hat sich mit der Ausrichtung von Sprecher/innen an den jeweils Angesprochenen befasst und in diesem Kontext ergänzend zum Begriff des Referierens den Begriff des „Alterisierens“ entwickelt, vgl. Schlieben-Lange (1983, S. 14).

⁴⁰ Brigitte Schlieben-Lange hat Coserius Überlegungen in einem äusserst lesenswerten Beitrag zu „Dialektik von Identität und Alterität“ (Schlieben-Lange 1998) aufgegriffen und mit Blick auf eine „Triangulation von Ego und Alter“ weiterentwickelt (ebd., S. 55).

anderen und *wie* die des anderen, sondern der bzw. die anderen sind immer schon an meiner Rede beteiligt – meine ‚eigene‘ Rede ist immer schon *auch* die Rede des anderen.⁴¹

Dieses radikalere Konzept der Dialogizität hat sich als Deutungshorizont konversationsanalytischer Forschung überaus wirkmächtig erwiesen. Per Linell, der sich in einer Reihe einschlägiger Publikationen mit dem Brückenschlag von konversationsanalytischer Empirie zu „dialogical theory as an integrating framework“ befasst hat (unter anderem Linell 1998, 2009; Linell/Marková (Hg.) 2013), formuliert folgende Quintessenz:

The story of dialogism is about the importance of the other in the human mind, and about interaction, context interdependence and semiotic mediation in sense-making. With a blunt formulation, a ‚dialogical theory‘ is therefore about interactive sense-making in context, and the emphasis on other-orientation provides the implied association to ‚dialogue‘. (Linell 2009, S. 432)

Wie dieses Zitat und im Übrigen auch der Titel des zitierten Buches – „Rethinking Language, Mind, and World Dialogically“ – verdeutlichen, hat eine dialogistisch fundierte Theoretisierung konversationsanalytischer Erkenntnisse zwangsläufig auch Folgen für unser Verständnis kognitiver Strukturen sowie von Zeichen- und Wissensbildungsprozessen. ‚Radikaldialogistisch‘ gedacht stellt sich mit Blick auf das Verhältnis von Kognition und Kommunikation dann nicht mehr in erster Linie die – traditionelle – Frage, wie kognitive Inhalte möglichst unbeschadet von einem menschlichen Kopf zum anderen übertragen werden können (dies wäre die Blickrichtung von der Kognition zur Kommunikation), sondern es stellt sich, sozusagen in Umkehrung der Verhältnisse, die Frage, inwieweit die dialogische Struktur menschlicher Wechselrede als *Grundstruktur* menschlicher Kognition selbst betrachtet werden kann bzw. muss (was einer Blickrichtung von der Kommunikation zur Kognition entspricht). Entsprechend dezidiert postuliert denn auch Mikhail Bakhtin eine solche in und durch Interaktion erfolgende Prägung menschlichen Denkens: „our thought itself [...] is born and shaped in the process of interaction“ (Bakhtin 1986, S. 92).

Zugespitzt formuliert erscheint damit der Dialog als Matrix unseres Denkens wie auch als Matrix unseres Selbst. Erving Goffman, dessen kommunikativ begründetes *face*-Konzept den Menschen ebenfalls dialogistisch modelliert, postuliert

⁴¹ Für Bakhtin ist entsprechend auch das Wort (verstanden als die elementare sinntragende Einheit von Sprache) dialogistisch geprägt, es ist der „internal dialogism of the word [...] that penetrates its entire structure, all its semantic and expressive layers“ (Bakhtin 1981, S. 279).

bereits in den 1960er Jahren eine „functional relationship between the structure of the self and the structure of spoken interaction“ (Goffman 1967, S. 36).

Aus dezidiert konversationsanalytischer Perspektive heraus argumentiert schliesslich Levinson (1995) für die Annahme von „interactional biases in human thinking“,⁴² und die Sozialpsychologin Ivana Marková stellt zur Diskussion, ob wir als Konsequenz aus den Erkenntnissen der Gesprächsforschung einerseits sowie der sprachorientierten Sozialpsychologie andererseits nicht grundsätzlich eine „dialogical epistemology“, oder gar – dann ontologisch verstanden – eine „dialogicality of mind“ (Marková 2003, S. 85) ansetzen müssten.

Zusammenfassend und vereinfacht formuliert, haben wir es insgesamt mit einer Abkehr vom *written language bias*,⁴³ wie er die Sprachreflexion innerhalb wie ausserhalb der Sprachwissenschaft traditionell – und oft unbewusst – geprägt hat (und zum Teil auch immer noch prägt), und der damit interdependenten – bewussten – Setzung eines *interactional bias* zu tun, und zwar durchaus mit ontologischem Anspruch. Jerome Bruner hat diesen Standpunktwechsel aus seinen eigenen entwicklungspsychologischen Forschungen heraus bereits in den 1970er Jahren mit Blick auf das ‚Kerngebiet‘ linguistischer Sprachreflexion, die Grammatikforschung, sehr deutlich formuliert: „Grammar may itself be a product of the evolution of joint action in the species and one does well therefore to examine how the human ontogenesis of joint action contributes to the mastery of that grammar“ (Bruner 1975, S. 262).

8 Monologizität als Leistung und Ressource

Sobald nun aber im Nachdenken über Sprache und Sprechen dem *written language bias* die Annahme eines *interactional bias* menschlicher Sprachlichkeit gegenübergestellt wird und damit auf sprachtheoretischer Ebene ein in seinen Grundzügen ‚monologistisches‘, an weitgehend dekontextualisierter Schriftlich-

⁴² Die Formulierung zitiert den Titel des Aufsatzes. Levinson erwägt in eben diesem Aufsatz, der existierenden Reihe von Termini wie *Homo sapiens*, *Homo faber*, *Homo ludens*, *Homo oeconomicus*, die jeweils ein spezifisches Verständnis vom „Wesen“ des Menschen in den Fokus der Betrachtung rücken, den *Homo interactans* beizugesellen, stellt aber gleichzeitig ironisch-bedauernd fest, dies sei „not a possible Latin formation – unfortunately“ (Levinson 1995, S. 223).

⁴³ Vor allem aus konversationslinguistischer Perspektive wurde seit den 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts der *written language bias* unseres Sprachdenkens kritisch diskutiert, besonders umfassend in Linell (2005).

keit orientiertes Verständnis von Sprache durch ein ‚dialogistisches‘ ersetzt wird,⁴⁴ ermöglicht dies – im Sinne eines emergenten Effektes – auch einen neuen, verfremdeten Blick auf die unter einem *written language bias* als Normalformen betrachteten Gebrauchsweisen von Sprache. Es sind dann nicht mehr diejenigen Sprech- bzw. Schreibweisen, die sich durch hohe Situationsentbindung, durch geringe Redundanz und hohe semantische Explizitheit sowie durch integrative Strukturen auf unterschiedlichen sprachlichen Rängen und damit auch durch die Präferenz für *offline*-Syntax⁴⁵ auszeichnen, welche als die ‚eigentliche‘ Basis (auch) gesprochener Rede und dialogischer Interaktion betrachtet werden, sondern umgekehrt erscheint nun die Fähigkeit zu ‚monologistischer‘ Rede als (evolutionär) späte Ausprägung menschlicher Sprachlichkeit, welche erst in einem komplexen Prozess – dynamisiert und spezifiziert im Kontext von Literalisierung⁴⁶ und den damit verbundenen neuartigen Möglichkeiten von Entextualisierung⁴⁷ – aus den Grundbedingungen der Wechselrede bzw. der multimodalen Raumzeitlichkeit von *talk-in-interaction* herausgebildet wurde.⁴⁸ Und erst in dieser Reihung lässt sich ‚Monologizität‘ als eine spezifische Leistung in der sprachlichen Selbstformierung des Menschen verstehen,⁴⁹ deren Auswirkungen auf die kognitiven, emotionalen und sozialen Dimensionen menschlicher Existenz in ihrem vollen Umfang es erst noch zu erkennen gilt.

44 Besonders prägnant und umfassend in Linell (2005).

45 Vgl. differenzierter Ágel (in diesem Band), der die Termini *online*- bzw. *offline*-Syntax von Auer übernimmt.

46 Die linguistische Literalisierungs-Forschung hat in den letzten 40 Jahren Grundlegendes zum Verständnis des hier nur ganz allgemein angesprochenen Prozesses beigetragen, vgl. umfassend etwa Ong (1982), Goody (1987); mit spezifischerer Perspektive auf konzeptionelle bzw. sprachbezogene kognitive Aspekte etwa Koch/Oesterreicher (1994) und Ágel (2007).

47 Entextualisierung als bewusster Prozess der Herauslösung sprachlicher Gebilde aus ihrem situativen Kontext und damit häufig auch aus einer personellen Adressiertheit ist vor allem in ethnolinguistischen Kontexten und mit Blick auf orale Kulturen thematisiert und untersucht worden (vgl. Ausdruck und Konzept Silverstein/Urban 1996 passim) – die Ubiquität von entextualisierter Sprache in literalisierten Sprachgemeinschaften hat die Frage nach der Besonderheit dieses Prozesses und seiner Produkte vorwiegend verhindert.

48 Vgl. zu dieser Reihung auch Ágel (in diesem Band), der bei anders gelagertem Forschungsfokus und unter Verwendung anderer Begrifflichkeit davon spricht, dass „der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerkbasierte Denken voraus[setzt], aber nicht umgekehrt“ (S. 124).

49 *Monologizität* ist hier – dies sei zur Klärung der Argumentation nochmals explizit festgehalten – ontologisch verstanden. Dass sich im Begriffspaar *Monologizität* – *Dialogizität* eine ontologische Lesart, die sich auf entgegengesetzte (Aus-)Prägungen der menschlichen *Sprachlichkeit* bezieht, und eine epistemologische Lesart, die sich auf unterschiedliche Prägungen des *Nachdenkens über Sprache* bezieht, überschneiden, ist recht ungünstlich. Zumal das Begriffspaar im ersten Fall eher skalar, im zweiten eher dichotomisch zu denken ist bzw. verwendet wird.

Ein solches Verständnis von Monologizität als einer Errungenschaft in der Entwicklungsgeschichte menschlicher Sprachlichkeit, welche die Bandbreite der Ressourcen des sprachlichen Zugriffs auf die Welt sowie des sprachfundierten Selbst- und Gegenüberbezugs des Menschen erweitert, ist zudem der latent negativen Konnotation des Begriffs der *Monologizität* entgegenzuhalten, eine Konnotation, die ihm sowohl in seiner ontologischen wie in seiner epistemologischen Lesart anhaftet.⁵⁰

9 Distanz als Voraussetzung und Formativ von Nähe

Ähnliche konnotative Missverständlichkeiten sind auch mit Blick auf das Konzept von Dialogizität zu vermeiden: Die *strukturelle* Dialogizität von Sprechen (sowie von Sprache als dem zugehörigen Emergenz- bzw. Sedimentierungsphänomen) und die damit gegebene *relationale* Grundbestimmtheit des sprachlichen Menschen hebt nicht die Tatsache auf, dass die Symbolbasiertheit sprachlicher Kommunikation notwendig mit einem Distanzeffekt verbunden ist. Oder anders und nochmals mit Bezug auf Benveniste formuliert: Die in der Wechselrede sowie in der konfigurierenden Leistung der Pronomina der ersten und zweiten Person erzeugte Gegenüberschaft als Existenzbedingung des sprachlichen Menschen hebt die durch das Zeichenmedium Sprache erzeugte grundsätzliche Getrenntheit von eben diesem Gegenüber nicht auf. Denn im selben Moment, wo ich in der Teilhabe am *gemeinsamen* Zeichen mit meinem Gegenüber durch eben dieses Zeichen verbunden bin, tritt es auch als *Medium*, als ein *Mittleres* zwischen mich und den anderen und ermöglicht mir, ja erzwingt mir die Erfahrung des Getrenntseins bzw. der Distanz.

Bereits Humboldt stellt dem von ihm herausgearbeiteten beziehungsstiftenden *Dualismus der Rede* die *Objektivierungskraft von Sprache* und die daran gekoppelte Möglichkeit der Distanznahme an die Seite.⁵¹ Den in unterschiedlichen Schriften entwickelten Gedanken zu Sprache als Medium der Objektivierung und damit auch als einem Medium, mithilfe dessen der Mensch sich als von seiner

⁵⁰ Ausschlaggebend ist hier u.a. die Assoziierung von Dialogizität mit der Vorstellungen von Dialog als einer ethisch ‚wertvollen‘ Form von Kommunikation bzw. mit der Vorstellung ‚gelingender‘ oder ‚echter‘ Kommunikation.

⁵¹ Vgl. für eine ‚moderne‘, wissenssoziologische Ausarbeitung dieses Grundgedankens einschlägig Berger/Luckmann (1977).

Umwelt unterschieden erleben und verstehen kann, bringt Humboldt in einem Brief an Schiller auf folgenden knappen Nenner: „Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch [...] seiner dadurch bewusst wird, dass er eine Welt von sich abscheidet.“⁵² Und wenn Humboldt an anderer Stelle ausgerechnet im Kontext von Überlegungen zur beziehungskonstitutiven Kraft der Rede darauf hinweist, dass der „Zweck“ der *Sprache*, auch wenn sie sich nur in „Geselligkeit“ entfalten könne, seinen „Endpunkt doch in dem *Einzelnen* findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann“ (Humboldt 1968b [1827], S. 23; Hervorhebung AL), so zeigt sich darin eine Bewegung, die – und genau das scheint mir wichtig – die grundlegende Beziehungsgebundenheit der Sprache wie des Menschen zum Angelpunkt einer sprachanalytisch fundierten Anthropologie macht, daraus aber keine absoluten Begrenzungen ableitet.

An diesem Punkt ist auch nochmals zu Goethe zurückzukommen. Nicht zu Faust, sondern zum Werther, dort aber ebenfalls zu einer berühmt gewordenen Schlüsselszene, zu Lotte und Werther vor der Gewitterlandschaft:

Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickend'ste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand, auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte – Klopstock! – Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. (Goethe 1899, S. 36)

In dieser Szene (siehe auch Abb. 4), die dem zeitgenössischen Publikum zum Inbegriff innigster Seelengemeinschaft wird, ist es ein Wort von Lotte, welches – hier durchaus als Steigerungsstufe von Blick („ihr Auge“) und Berührung („ihre Hand“) zu verstehen – Werther in einem „Strome von Empfindungen“ versinken lässt. Der zugleich paradoxe wie systematische Effekt dieser Steigerung von Emotionalität durch Verbalität verweist auf die dem sprachlichen Menschen offenstehende Möglichkeit, *im* Distanzmedium Sprache diese Distanz gleichzeitig spannungsvoll zu erhalten als auch, sozusagen sekundär, zu überwinden, insofern etwa mit einem Wort im Gegenüber sowohl die an diesem haftenden Erinnerungsspuren emotiver Leseerfahrungen – das, was Helmuth Feilke unter Rückgriff auf Utz Maas als „sekundäre Semantisierung von Ausdrucksqualitäten durch den Gebrauch“ fasst (Feilke 1996, S. 157; vgl. auch Maas 1985) – als auch ein spe-

52 Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt. Herausgegeben von Siegfried Seidel. 2 Bde. Berlin (1962), Bd. 2, S. 207; hier zitiert nach Trabant (1990, S. 38).

zifisches Textwissen und damit verbunden eine ganze interpretative Welt aufgerufen werden kann. Es ist dies der Effekt der „harmonisch gestimmten Anregung“ (Humboldt 1836, § 9, S. 70) des Gegenübers, die Humboldt der Rede als Leistung zurechnet, die aber gerade nicht mit einer Verschmelzung qua Sprache gleichzusetzen ist.

Abb. 4: Werther und Lotte am Fenster (Quelle: Arbeitsstelle Hamburger Klopstock-Ausgabe)

10 Ein Ausblick: Sprache und Beziehung

Aus den bisherigen Ausführungen lassen sich vielfältige und zum Teil weitreichende Konsequenzen ableiten – sowohl mit Blick auf im engeren Sinne linguistische Fragestellungen und Forschungsfelder wie auch hinsichtlich von Fragestellungen, die über diese umgrenztere Thematik auch in Nachbardisziplinen ausgreifen.

Ich möchte an dieser Stelle die vorgebrachten grundlegenden Überlegungen zur Interdependenz von menschlicher Sprachlichkeit und menschlicher Sozialität in der knappen Skizze eines neuen linguistischen Forschungsfeldes konkretisieren und damit – abschliessend – auch in gewisser Weise handgreiflich machen. Dieses Forschungsfeld, das durch die Grundfrage nach der beziehungskonstitutiven wie beziehungsprägenden Funktion von Sprache und Sprachgebrauch charakterisiert wäre, das zudem zu Forschungsbereichen wie ‚Sprache und Kognition‘ oder ‚Sprache und Wissen‘ in produktive Bezüge gesetzt werden könnte und das sich am einfachsten analog zu letzteren mit dem Label ‚Sprache und Beziehung‘ fassen liesse, existiert bisher nicht.⁵³

In der Soziolinguistik, in deren Zuständigkeitsdomäne es am ehesten fallen würde, liegt der Forschungsfokus traditionell auf den sozialen *Identitäten* von Sprecher-Individuen oder Sprecher-Gruppen (und damit auf der Frage, wie sich die Sprache bzw. der Sprachgebrauch von Angehörigen sozialer Gruppen von derjenigen anderer sozialer Gruppen unterscheiden), jedoch nicht auf den sozialen *Beziehungen zwischen* Sprecher/innen und der Frage nach der konstitutiven bzw. formenden Potenz von Sprache und Sprachgebrauch in diesem Kontext. Dabei wäre es besonders lohnend, beide Gesichtspunkte zu verbinden und etwa danach zu fragen, ob und wie sich soziale Gruppierungen in ihren Praktiken sprachlicher Beziehungsgestaltung unterscheiden, welche sprachlichen Beziehungsmuster für den sozialen ‚Haushalt‘ unterschiedlicher Sozialformationen typisch sind und welche unterschiedlichen diskursiven Konzeptualisierung von Beziehungsformen sich jeweils beobachten lassen.

Unter der Perspektive von „Sprache und Beziehung“ kämen zudem sehr unterschiedliche sprachliche Ränge und sehr unterschiedliche sprachlich-kom-

⁵³ Es existieren aber durchaus Forschungsarbeiten, welche thematisch und vom theoretischen Ansatz her diesem Forschungsfeld zuzurechnen wären. Unter historischer Perspektive gilt dies etwa für Arbeiten von Anja Lobenstein-Reichmann (für den Entwurf einer Programmatik des Zugangs vgl. Lobenstein-Reichmann i.Dr.). Ein Sammelband zum Themenfeld „Sprache und Beziehung“, der die Beiträge einer Tagung in Zürich 2013 zusammenfassen wird, soll spätestens 2015 publiziert werden.

munikative Praktiken in den Blick. Dazu gehörten etwa die Formen und Praktiken der Anrede des Gegenübers sowie auch das Spektrum der Relationsbezeichnungen, die sowohl für das Reden *mit* dem anderen als auch das Reden *über* den anderen im Wortschatz zur Verfügung stehen, dies verbunden mit der Frage danach, welche Beziehungstypologie in einer Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt sprachlich sedimentiert ist bzw. im Medium von Sprache und Sprachgebrauch alltäglich aufrechterhalten oder dann im Wandel von Praktiken und Bezeichnungsweisen verändert wird. In den analytischen Blick kämen dabei auch alle Möglichkeiten, durch Lautstärke, Tonfall, Wortwahlen, Syntax, Varietätenwahl, Gesprächsverhalten und alle Formen des Zusammenspiels körperkommunikativer und sprachlicher Mittel im Reden *mit* anderen eine bestimmte Beziehung zu konstituieren, zu bestätigen oder im Kommunikationsverlauf dynamisch zu verändern. Nicht zuletzt gehörte auch die linguistische Höflichkeitsforschung, die bis heute meist eher als ein abgegrenztes Spezialgebiet im Rahmen von Pragmatik bzw. interkultureller Linguistik wahrgenommen wird, deren Fragestellungen und zentrale Konzepte von ihrem Potenzial her jedoch weit über das hinausgehen (könnten), was mit einem engeren Verständnis von ‚Höflichkeit‘ verbunden ist, in dieses Forschungsfeld. Entsprechend könnte man – mit lockerem Bezug auf den in der neueren Höflichkeitsforschung entwickelten Begriff des „relational work“ (vgl. einschlägig Locher/Watts 2005, zudem auch Culpeper 2011) ebenso wie mit Bezug auf den Foucault’schen Begriff der „Techniken des Selbst“ – die Formen und Muster des Sprachgebrauchs, welche in für die Beziehungskonstitution in privat-persönlichen wie institutionellen Kontexten habitualisiert sind, als sprachliche *Praktiken der Relation* bezeichnen. Mit diesem Begriff wäre dann auch eines der zentralen Forschungsobjekte des Forschungsbereichs ‚Sprache und Beziehung‘ benannt.

Insgesamt könnten – dies parallel zur Entwicklung neuer Fragestellungen, neuer Analysekatgeorien und neuer methodischer Instrumente – eine lange Reihe bereits bestehender Fragestellungen, Forschungsansätze wie auch Forschungserkenntnisse in dieses Forschungsfeld eingebracht, vernetzt und in der Zusammenschau theoretisch neu akzentuiert werden. Dass damit zur (Neu-)Formierung des Menschenbilds im Medium der Sprachreflexion beigetragen würde, versteht sich von selbst.

Quellen

Goethe, Johann Wolfgang von (1887): Faust. Eine Tragödie. In: Goethe, Johann Wolfgang von: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 14. Bd. Weimar.

Goethe, Johann Wolfgang von (1899): Die Leiden des jungen Werther. In: Goethe, Johann Wolfgang von: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, 19. Bd. Weimar.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2007): Was ist „grammatische Aufklärung“ in einer Schriftkultur? Die Parameter „Aggregation“ und „Integration“. In: Feilke, Helmuth/Knobloch, Clemens/Völzing, Paul-Ludwig (Hg.): Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge. (= Wissenschafts-Kommunikation 1). Heidelberg, S. 39–57.
- Argyle, Michael/Ingham, Roger (1972): Gaze, mutual gaze, and proximity. In: *Semiotica* 6, S. 32–49.
- Auer, Peter (2003): Realistische Sprachwissenschaft. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): Sprache und mehr: Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. (= Reihe Germanistische Linguistik 245). Tübingen, S. 177–188.
- Austin, John Langshaw (2002 [1972]): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart. [Dt. Originalausg. Stuttgart 1972].
- Bakhtin, Mikhail M. (1981): Discourse in the novel. In: Bakhtin, Mikhail M.: The dialogic imagination. Four essays. (= University of Texas Press Slavic Series 1). Austin, S. 259–422.
- Bakhtin, Mikhail M. (1986): Speech genres and other late essays. (= University of Texas Press Slavic Series 8). Austin.
- Benveniste, Emile (1974): Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1977): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Aufl. Frankfurt a.M.
- Bernhardi, August Ferdinand (1801): Sprachlehre. Berlin.
- Broth, Mathias/Keevallik, Leelo (2014): Getting ready to move as a couple: Accomplishing mobile formations in a dance class. In: *Space and Culture* 17, S. 107–121.
- Bruner, Jerome S. (1975): From communication to language. A psychological perspective. Dedicated to Roman Jakobson on his eightieth birthday. In: *Cognition* 3, S. 255–287.
- Bühler, Karl (1999 [1934]): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart. [Originalausg. Jena 1934].
- Burkart, Judith M./Hrdy, Sarah B./van Schaik, Carel P. (2009): Cooperative breeding and human cognitive evolution. In: *Evolutionary Anthropology* 18, S. 175–186.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3., aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Butler, Judith (1993): Bodies that matter. On the discursive limits of „sex“. New York u.a.
- Cassirer, Ernst (1994): Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1: Die Sprache. 10. unveränd. Aufl. Darmstadt. [Reprogr. Nachdruck d. 2. Aufl., Darmstadt 1953].
- Coseriu, Eugenio (1974 [1958]): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München. [Originalausg. Montevideo 1958].
- Coulthard, Malcolm/Ashby, Margaret (1975): Talking with the doctor. In: *Journal of Communication* 25, S. 140–147.
- Culpeper, Jonathan (2011): Impoliteness. Using language to cause offence. (= Studies in interactional sociolinguistics 28). Cambridge.

- Dingemanse, Mark/Torreira, Francisco/Enfield, N.J. (2013): Is „Huh?“ a universal word? Conversational infrastructure and the convergent evolution of linguistic items. In: *PLoS ONE* 8 (11): e78273.
- Drescher, Martina (2003): Sprachliche Affektivität. Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen. (= *Linguistische Arbeiten* 468). Tübingen
- Duranti, Alessandro (1997): *Linguistic anthropology*. Cambridge.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik*. Frankfurt a.M.
- Fiehler, Reinhard (1990): *Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion*. Berlin/New York.
- Foley, William A. (1997): *Anthropological linguistics. An introduction*. (= *Language in Society* 24). Oxford u.a.
- Gardt, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin/New York.
- Goffman, Erving (1967): *Interaction ritual. Essays on face-to-face behavior*. New York.
- Goodwin, Charles (1979): The interactive construction of a sentence in natural conversation. In: Psathas, George (Hg.): *Everyday language. Studies in ethnomethodology*. New York, S. 97–121.
- Goody, Jack (1987): *The interface between the written and the oral*. (= *Studies in Literacy, Family, Culture and the State*). Cambridge.
- Günthner, Susanne (2003): Eine Sprachwissenschaft der „lebendigen Rede“. Ansätze einer anthropologischen Linguistik. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. (= *Reihe Germanistische Linguistik* 245). Tübingen, S. 189–208.
- Hartmann, Peter (1965): Zur anthropologischen Fundierung der Sprache. In: Drewniak, Stanisław/Heinz, Adam/Kuryłowicz, Jerzy (Hg.): *Symbolae linguisticae in honorem Georgii Kuryłowicz*. Warschau, S. 110–119.
- Hartmann, Peter (1979): Grammatik im Rahmen einer realistischen Sprachwissenschaft. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 32, S. 487–507.
- Hartmann, Peter (1980): Das Verhältnis zur Sprache als Thema und Datum einer Realistischen Sprachwissenschaft. In: *Folia Linguistica* 14, S. 253–282.
- Henne, Helmut/Rehbock, Helmut (1979): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin u.a.
- Hermanns, Fritz (1995): *Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik*. In: Harras, Gisela (Hg.): *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*. (= *Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache* 1993). Berlin/New York, S. 138–178.
- Hood, Bruce M./Willen, Douglas J./Driver, Jon (1998): Adult's eyes trigger shifts of visual attention in human infants. In: *Psychological Science* 9, S. 131–134.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): § 9. Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt. In: Humboldt, Wilhelm von: *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Bd. 1. Berlin, S. 64–81.
- Humboldt, Wilhelm von (1968a [1829]): Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. In: Humboldt, Wilhelm von: *Gesammelte Schriften*. 17 Bde. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6. Berlin, S. 304–330. [Unveränd. photomech. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1903–1936. Entstehungszeit des Textes 1829.]

- Humboldt, Wilhelm von (1968b [1827]): Ueber den Dualis. In: Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften. 17 Bde. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6. Berlin, S. 4–30. [Unveränd. photomech. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1903–1936. Entstehungszeit des Textes 1827.]
- Humboldt, Wilhelm von (1968c [1827–1829]): Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. In: Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften. 17 Bde. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6. Berlin, S. 111–303. [Unveränd. photomech. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1903–1936. Entstehungszeit des Textes 1827–1829.]
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1). Berlin u.a., S. 587–604.
- Lévinas, Emmanuel (1998): Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht. 2. Aufl. Freiburg i.Br. u.a.
- Levinson, Stephen C. (1995): Interactional biases in human thinking. In: Goody, Esther N. (Hg.): Social intelligence and interaction. Expressions and implications of the social bias in human intelligence. Cambridge, S. 221–260.
- Levinson, Stephen C. (2006): On the human „interaction engine“. In: Enfield, Nicholas J./Levinson, Stephen C. (Hg.): Roots of human sociality. Culture, cognition and interaction. (= Wenner-Gren International Symposium Series). Oxford u.a., S. 39–69.
- Levinson, Stephen C./Holler, Judith (ersch. demn.): The origin of human multimodal communication. Manuscript submitted as part of the special issue „Language as a Multimodal Phenomenon: Implications for Language Learning, Processing, and Evolution“. Philosophical Transactions. The Royal Society, Biological Sciences.
- Linell, Per (1998): Approaching dialogue. Talk, interaction and contexts in dialogical perspectives. (= Impact 3). Amsterdam.
- Linell, Per (2005): The written Language Bias in linguistics. Its nature, origins and transformations. (= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory 5). London u.a.
- Linell, Per (2009): Rethinking language, mind, and world dialogically. Interactional and contextual theories of human sense-making. (= Advances in cultural psychology). Charlotte, NC.
- Linell, Per/Marková, Ivana (Hg.) (2013): Dialogical approaches to trust in communication. Charlotte, NC.
- Linke, Angelika (2007): Das Schielen auf den Dritten. Zur konfigurativen Bestimmtheit von Kommunikation. In: Kiening, Christian (Hg.): Mediale Gegenwärtigkeit. (= Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 1). Zürich, S. 111–126.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (i.Dr.): Sprachgeschichte als Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte. In: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 2014.
- Locher, Miriam A./Watts, Richard J. (2005): Politeness theory and relational work. In: Journal of Politeness Research 1, S. 9–33.
- Maas, Utz (1985): Kulturanalyse und Sprachwissenschaft. In: Ballmer, Thomas/Posner, Roland (Hg.): Nach-Chomskysche Linguistik. Neuere Arbeiten von Berliner Linguisten. Berlin u.a., S. 91–111.
- Marková, Ivana (2003): Dialogicality and social representations. The dynamics of mind. Cambridge.
- Oller, Kimbrough D. (2000): The emergence of the speech capacity. Mahwah, NJ.
- Ong, Walter (1982): Orality and literacy: The technologizing of the word. (= New Accents). New York.

- Osgood, Charles (1979): What is a language? In: Aaronson, Doris/Rieber, Robert W. (Hg.): Psycholinguistic research. Implications and applications. Hillsdale, NJ, S. 189–228.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 282–301.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel/Jefferson, Gail (1974): A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. In: *Language* 50, S. 696–735.
- Scaife, Michael/Bruner, Jerome S. (1975): The capacity for joint visual attention in the infant. In: *Nature* 253, S. 265–266.
- Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey (1973): Opening up closings. In: *Semiotica* 8, S. 289–327.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1998): Die Dialektik von Identität und Alterität. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 28, 110, S. 41–57.
- Silverstein, Michael (1976): Shifters, linguistic categories and cultural description. In: Basso, Keith Hamilton/Selby, Henry Anderson (Hg.): *Meaning in anthropology*. Albuquerque, S. 11–55.
- Silverstein, Michael/Urban, Greg (1996): The natural history of discourse. In: Silverstein, Michael/Urban, Greg (Hg.): *Natural histories of discourse*. Chicago, S. 1–18.
- Stivers, Tanya et al. (2009): Universals and cultural variation in turn-taking in conversation. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 106, S. 10587–10592.
- Takahashi, Daniel Y. et al. (2013): Coupled oscillator dynamics of vocal turn-taking in monkeys. In: *Current Biology* 23, S. 2162–2168.
- Trabant, Jürgen (1990): *Traditionen Humboldts*. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 877). Frankfurt a.M.
- Trabant, Jürgen (1998): *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1386). Frankfurt a.M.
- Tomasello, Michael (2009): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt a.M.
- Tomasello, Michael/Carpenter, Malinda (2007): Shared intentionality. In: *Developmental Science* 10, S. 121–125.
- Weaver, Warren (1949): Recent contributions to the mathematical theory of communication. In: Shannon, Claude E./Weaver, Warren (Hg.): *The mathematical theory of communication*. Urbana u.a., S. 1–28.
- Whorf, Benjamin Lee (1999): *Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. 22. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Whorf, Benjamin Lee (2012 [1956]): *Language, thought, and reality. Selected writings of Benjamin Lee Whorf*. 2. Aufl. Cambridge, MA. [Nachdruck d. Ausg. 1956].
- Wierzbicka, Anna (1999): *Emotion across languages and cultures. Diversity and universals*. (= *Studies in Emotion and Social Interaction*, 2. Series). Cambridge u.a.
- Williams, Raymond (2011 [1977]): *Language*. In: Schieffelin, Bambi B./Garrett, Paul B. (Hg.): *Anthropological linguistics. Critical concepts in language studies*. Bd. 2: *Thinking about language: Teil 2*. London u.a., S. 149–166. [Erstveröff. in: *Marxism and Literature*. Oxford 1977.]
- Yoshida, Shigeto/Okanoya, Kazuo (2005): Evolution of turn-taking: A bio-cognitive perspective. In: *Cognitive Studies* 12, S. 153–165.

Heiko Hausendorf (Zürich)

Interaktionslinguistik

Abstract: Interaktion wird im vorliegenden Beitrag als eine Realisierung von Kommunikation verstanden, deren Konstitutionskriterium nicht Sprachlichkeit, sondern *Anwesenheit* ist. Anwesenheit ist dabei keine äusserliche Bedingung von Interaktion, sondern wird – im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung – erst durch diese hergestellt. Entscheidend für die Rolle der Sprache bei der Konstitution von Interaktion sind die Minima des Sprechens und Zuhörens, die unter den Stichworten *Materialität*, *Sequenzialität* und *Medialität* vorgestellt werden. Anhand dieser Minima lassen sich die Qualitäten der Sprache als Ressource für die Bearbeitung interaktionskonstitutiver Probleme (wie Turn-Taking, Themenorganisation oder Situierung) fassen. Dass es neben der Sprache für die Hervorbringung von Interaktion weiterer, bisher weniger gut untersuchter Ressourcen bedarf, wird am Ende des Beitrags am Beispiel des Beitrags von Architektur zur Lösung des Situierungsproblems erörtert.

1 Einführung¹

Auf den folgenden Seiten geht es um die sprachwissenschaftliche Position und die sprachwissenschaftlichen Forschungsperspektiven, die mit der Bezeichnung „Interaktionslinguistik“ verbunden sind. Es geht also nicht um das Nacherzählen einer Fachgeschichte und auch nicht um die Geschichte der Interaktionslinguistik am Institut für Deutsche Sprache.² Die Bezeichnung „Interaktionslinguistik“ steht für die Idee, dass face-to-face-Interaktion eine soziale Wirklichkeit sui generis darstellt und dass die Linguistik diese genuin soziale Natur ihres Gegenstandes ernst nehmen muss, wenn sie sich mit Sprache in Interaktion auf eine theoretisch, methodologisch und empirisch gewinnbringende Weise beschäftigen will. Diese Idee, die massgeblich mit den interaktionssoziologischen Studien von Erving Goffman verbunden ist und nicht eins-zu-eins mit den in der Folge ent-

1 Ich danke Andi Gredig vom Deutschen Seminar der Universität Zürich für viele hilfreiche Anmerkungen und Kommentare zu einer ersten Fassung dieses Beitrags.

2 Über wichtige Aspekte der Geschichte der Beschäftigung mit Interaktion in der deutschsprachigen Sprachwissenschaft informieren z.B. die einleitenden Beiträge im HSK Handbuch Gesprächslinguistik (Brinker et al. (Hg.) 2001); über die Entstehung und die Geschichte der Interaktionslinguistik am IDS informieren die Beiträge von Franz Josef Berens, Werner Kallmeyer und Johannes Schwitalla im aktuellen IDS-Jubiläumsband (Institut für Deutsche Sprache (Hg.) 2014).

standenen Arbeiten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse zusammenfällt (siehe unten Abschnitt 2), scheint gegenwärtig aus der Mode geraten zu sein, weshalb es sich lohnen könnte, wieder daran zu erinnern. Jedenfalls ist das der Hintergrund, vor dem ich in diesem Beitrag interaktionslinguistische Konzepte thematisieren möchte. Dabei werden sich dann gelegentlich auch Rück- und Seitenblicke auf die Geschichte dieser Konzepte ergeben.

Anders etwa als die „Soziolinguistik“ oder die „Psycholinguistik“ ist die „Interaktionslinguistik“ kein Forschungsbereich der Linguistik, bei dessen Nennung sofort klar wäre, was gemeint ist. Schon die Terminologie ist vielfältig, was sich auch im Wandel der Bezeichnungen der für die Interaktion zuständigen Abteilung des Instituts für Deutsche Sprache abbildet, die nicht immer (wie heute) „Abteilung für Pragmatik“ genannt wurde, sondern zunächst die Bezeichnung „Sprache und Gesellschaft“ trug und später eine Zeit lang tatsächlich auch „Verbale Interaktion“ hiess (vgl. dazu auch Kallmeyer 2014, S. 254). Es scheint deshalb sinnvoll, zunächst zu klären, was in diesem Beitrag überhaupt unter „Interaktionslinguistik“ verstanden werden soll und welche Perspektive auf Sprache damit im Spiel ist (siehe unten Abschnitt 2).

Die Interaktionslinguistik blickt inzwischen auf eine rund 50-jährige Forschungstradition zurück. Sie hat in dieser Zeit Einsichten über Sprache in Interaktion, also über das Sprechen und Zuhören, ermöglicht, die eine Art interaktionslinguistisches Minimum ergeben, das dann je nach Richtung und Ausprägung unterschiedlicher interaktionslinguistischer Ansätze verschieden ausgestaltet werden kann und auch verschieden ausgestaltet worden ist. Wichtiger als diese unterschiedlichen Verzweigungen und die mit ihnen einhergehenden, z.T. überlappenden, z.T. konkurrierenden Selbstbezeichnungen und Terminologien sind die Minima der Interaktion selbst, die hier unter den Stichworten *Materialität*, *Sequenzialität* und *Medialität* skizziert werden sollen (siehe unten Abschnitt 3).

Wie sich diese Minima der Interaktion in konkrete Forschungsfelder der Interaktionslinguistik übertragen lassen, soll abschliessend an einem für viele interaktionslinguistische Arbeiten zentralen Konzept gezeigt werden: dem Konzept der interaktionskonstitutiven Aufgaben und den für die Bearbeitung und Lösung dieser Aufgaben interaktiv zur Verfügung stehenden Ressourcen. Viele Ergebnisse interaktionslinguistischer (und übrigens auch interaktionssoziologischer) Forschung lassen sich vor dem Hintergrund dieser Aufgaben und Ressourcen reformulieren – wie man exemplarisch am Phänomenbereich der in den letzten Jahren viel diskutierten Situierung des Sprechens und Hörens illustrieren kann (siehe unten Abschnitt 4).³

³ Vorsorglich sei an dieser Stelle auf drei Einschränkungen hingewiesen: Erstens werde ich mich in meiner Darstellung weder an Ausgewogenheit noch an Vollständigkeit orientieren, sondern

2 Was ist „Interaktionslinguistik“?

Das Forschungsfeld der Interaktionslinguistik ist, wie schon erwähnt, sehr eng mit den interaktionssoziologischen Pionierarbeiten von Erving Goffman verbunden. Diese Tradition reicht weiter zurück als die Tradition der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, und sie geht auch nicht in der Konversationsanalyse auf, die sich zwar in vielem von der Goffman'schen Interaktionssoziologie hat inspirieren lassen (Harvey Sacks, der Begründer der Konversationsanalyse, war bekanntlich auch ein Schüler Goffmans), aber vor allem der Garfinkel'schen Ethnomethodologie gefolgt ist (vgl. Bergmann 2001; Heritage 1984). Im Folgenden steht jedenfalls bei allen Ähnlichkeiten nicht die Perspektive der Konversationsanalyse, sondern die der Interaktionslinguistik im Mittelpunkt.

In einem kurzen, aber gehaltvollen Aufsatz, der 1964 erschienen ist, hatte Goffman der entstehenden Soziolinguistik eine Mahnung mitgegeben:

Note [...] that the natural home of speech is one in which speech is not always present. (Goffman 1964, S. 135)

Dieser Hinweis macht darauf aufmerksam, dass Sprache in einem sozialen System auftaucht, das nicht auf Sprache angewiesen ist, in dem Sprache aber gleichwohl „zu Hause“ ist: Dieses natürliche Zuhause von Sprache ist nach Goffman die *face-to-face interaction* (Goffman 1961). Auch in der Folge ist des Öfteren aus soziologischer Perspektive davor gewarnt worden, Sprachlichkeit als Konstitutionsbedingung von Interaktion anzusehen. Das erscheint auch insofern angebracht, als in der deutschsprachigen Linguistik auf den Gegenstand der face-to-face-Interaktion vielfach mit dem Ausdruck „Gespräch“ referiert worden ist (der dieser Richtung als „Gesprächsanalyse“ auch zu einem viel gebrauchten Etikett verholfen hat). Der Ausdruck „Gespräch“ (vgl. dazu Hausendorf 2007, S. 223) ist offensichtlich in besonderer Weise dazu angetan, die Sprachlichkeit der Interaktion als ihr entscheidendes Konstituens hervorzuheben und vorauszusetzen. Gleichwohl „wäre es“, so Thomas Luckmann in einem Beitrag mit dem Titel „Das Gespräch“ (Luckmann 1984, S. 49),

an meiner eigenen, stark (interaktions)soziologisch inspirierten Sicht der Dinge (die im Idealfall durch eine *funktional-pragmatische* und eine *interaktionale* Perspektive zu ergänzen wäre; vgl. aber den Beitrag von Arnulf Deppermann in diesem Band aus allgemein pragmatischer Perspektive). Zweitens werde ich nicht viel Neues zu sagen haben, sondern bekannte Gedanken und Überlegungen aufnehmen, allerdings in neuartiger Kombination. Drittens schliesslich, und das wiegt aus meiner Sicht am schwersten, werde ich auf empirische Belege (also Daten und Beispiele) weitgehend verzichten und stattdessen eine Art Parforceritt durch das Theoriegelände der Interaktionslinguistik unternehmen.

trotz der gewohnten Sprachlichkeit von Gesprächen [...] ein Irrtum anzunehmen, dass Gespräche ausschliesslich aus Worten oder auch nur ‚wesentlich‘ aus Worten bestehen müssten.

Natürlich steckt in dieser Zurückweisung auch ein soziologischer Seitenhieb auf eine Linguistik, die ihren eigenen Reflexionshintergrund einer „hochgradig versprachlichten [...] und dazu noch überaus verschriftlichten Kultur“ wie selbstverständlich voraussetzt und für die „Sprache [...] die Funktion des Heiligen Geistes übernommen“ zu haben scheint (ebd., S. 49). Wichtig(er) scheint im vorstehenden Zusammenhang, dass es bei dem, was im Gespräch und allgemein beim Sprechen und Zuhören passiert, nicht nur und nicht primär um etwas wie „Sprachgebrauch“ und „Sprachverwendung“ geht (wie es einer traditionellen Auffassung von linguistischer Pragmatik entsprechen mag), sondern um ein eigenständig soziales Geschehen, das auf Sprache nicht angewiesen ist, weder in onto- noch in phylogenetischer Hinsicht, wie Luckmann (ebd., S. 50 ff.) zeigt. Aber wenn Gespräche schon nicht auf Sprache angewiesen sind, worauf dann? Mit dieser Frage sind wir mitten im Gegenstandsbereich der Interaktionsforschung.

Grundlegend für alles Weitere ist die Annahme, dass Sprachlichkeit als Konstitutionskriterium der Interaktion durch *Anwesenheit* ersetzt werden muss: Interaktion beruht auf Anwesenheit. Schon dieser Grundsatz der Interaktionssoziologie, der von Goffman stammt („co-presence“: Goffman 1963) und später von verschiedenen Seiten aufgegriffen und weiter expliziert worden ist (Hinweise dazu in Hausendorf 1992b), ist nicht trivial; so gibt es Alternativen zu Anwesenheit als Kommunikationsbedingung: *Lesbarkeit* als Kommunikationsbedingung für Kommunikation durch und mit Texte(n) ist bekanntlich nicht auf die Anwesenheit der Kommunikationsteilnehmer (von Schreibenden und Lesenden) angewiesen (vgl. dazu Hausendorf i.Dr.). Es kommt hinzu, und auch das ist nicht trivial, dass man Anwesenheit nicht als eine äusserliche Bedingung der Kommunikation missverstehen darf. Sie ist vielmehr eine emergente Errungenschaft der Interaktion selbst, ein „interactional achievement“ im Sinne der Konversationsanalyse (Schegloff 1982).

Anwesenheit wird in der Interaktion dadurch hergestellt, dass die Beteiligten wahrnehmen können, dass sie wahrgenommen werden. Dafür braucht es sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen, die als solche „Anwesenheit“ demonstrieren. Nichts anderes geschieht z.B. im Falle eines Winkens mit der Hand oder einer sprachlichen Begrüssungsformel. Adam Kendon hat in vielen empirischen Studien gezeigt, wie eine solche Demonstration des Sehen-des-Gesehen-Werdens (Kendon 1990b) als Demonstration von Wahrnehmungswahrnehmung (Luhmann 1984, S. 561 f.; Hausendorf 2003; Kieserling 1999) funktioniert. Obwohl empirisch gut belegt und theoretisch klar expliziert, gehört diese Einsicht in die Herstellung von Anwesenheit bis heute nicht zum common sense interaktions-

linguistischer Studien, und sie ist auch nicht unumstritten. Das zeigt sich exemplarisch an der Einordnung etwa des *Telefonierens*. Dass schon mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingeln wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, also noch bevor gesprochen wird, versteht sich nicht von selbst, sondern muss man erst zu sehen und zu entdecken lernen (anders dagegen die Einschätzung z.B. bei Imo 2013, S. 47 ff., der das Anwesenheitskriterium nicht an Wahrnehmungswahrnehmung bindet und deshalb als unangemessen zurückweist). Gerade im Falle des Telefonierens zeigt sich eben eine sehr effektive Herstellung von „Anwesenheit“, an der man viel über Interaktion lernen kann. Dazu gehört die Einsicht, dass die face-to-face-Konfiguration eine überaus prominente und vielleicht sogar prototypische Interaktionskonfiguration ist, dass sie aber gleichwohl nicht ohne Alternativen ist. Zwar ist der von Angesicht zu Angesicht fast unvermeidbare Blickkontakt genau in diesem Sinne gleichermaßen effektiv wie ökonomisch (und evolutionär anscheinend höchst voraussetzungsreich: vgl. Rossano 2012), aber das Sehen-des-Gesehen-Werdens ist nicht die einzige der Interaktion zur Verfügung stehende Ressource. So zeigt das Telefonieren, dass und wie durch technische Hilfsmittel Wahrnehmungswahrnehmung auf die Hörbarkeit des Gehörtwerdens reduziert werden kann. Damit ist vieles ausgeschlossen, was face-to-face zum Alltag gehört, und manches möglich, was face-to-face undenkbar wäre. Auch in anderer Hinsicht ist die Konfiguration von Angesicht zu Angesicht nicht so exklusiv für Interaktion, wie man meinen könnte. Wenn man an side-by-side- oder face-to-back-Konfigurationen in einem Klassenzimmer denkt, wird ersichtlich, dass Wahrnehmungswahrnehmung nicht nur durch die Wahrnehmungsorgane der Beteiligten, sondern auch durch genuin räumliche Ressourcen (wie eine bestimmte Bestuhlung) sichergestellt werden kann, so dass sich Interaktion von den Anfälligkeiten körpergebundener Sensorik bis zu einem gewissen Grad frei machen kann (siehe unten Abschnitt 4.3).

Das Bestehen auf Wahrnehmungswahrnehmung als Konstitutionskriterium der Interaktion ist entscheidend für alles Weitere, weil man daran eines sehr deutlich sehen kann: Schon mit der Herstellung von Anwesenheit emergiert ein soziales Geschehen, das eigenen Regeln und Gesetzmässigkeiten folgt, d.h. dass *als soziales Geschehen* die Bedingungen, die es braucht, selbst herstellt – in genau diesem Sinne ist „Anwesenheit“ tatsächlich keine äusserliche Bedingung, sondern bereits Teil der Interaktion. Das war die Pointe von Goffmans Überlegungen. Sie lässt sich theoretisch ausbuchstabieren und weiter entwickeln, wenn man sagt, dass die Interaktion ein selbstreferenzielles, autopoietisches System ist (Luhmann 1997, S. 92 ff.). Mit dieser Gegenstandsbestimmung ist eine sehr wichtige Unterscheidung verbunden: die Unterscheidung von Interaktion und Kognition. Natürlich braucht es für die Interaktion, salopp gesagt, kognitive Leis-

tungen der Beteiligten und darüber hinaus wohl auch so etwas wie die wechselseitige Unterstellbarkeit von *Bewusstheit* und *Intentionalität* (vgl. Tomasello 1995). Was in der Interaktion passiert, lässt sich gleichwohl nicht angemessen in Termini der Kognition(en) der Beteiligten erfassen, weil es nicht um kognitive Repräsentationen, sondern um sinnlich wahrnehmbare Darstellungen (*accounts*) geht. Nur so kann man dem Gegenstand der Interaktion empirisch, methodologisch und theoretisch gerecht werden. Das ist der Grund, warum die Konversationsanalyse bekanntlich nicht über Kognition(en), geschweige denn Intentionen spricht, wenn sie Interaktion analysiert. In dieser Haltung manifestiert sich also nicht bloß eine methodisch motivierte Art vornehmer Zurückhaltung, sondern eine Entscheidung für eine bestimmte Gegenstandstheorie (Hausendorf 1992a).

Das „natürliche Zuhause“ von Sprache, von dem Goffman gesprochen hat (siehe oben), ist also ein genuin *soziales* Zuhause. Es ist das soziale Zuhause, in dem Sprache phylogenetisch entstanden ist und in dem Sprache in der Ontogenese bis heute immer wieder auftaucht. Gleichwohl ist Interaktion nicht das einzige „natürliche Zuhause“ von Sprache. Das macht die Sache kompliziert – komplizierter jedenfalls, als Goffman selbst, die Ethnomethodologie und die ihr folgende Konversationsanalyse das gesehen haben, weil sie sich bekanntlich nicht primär für Sprache, sondern für Interaktion interessiert haben. Linguistisch sind in diesem Zusammenhang mindestens zwei Ergänzungen anzumerken: *Erstens* ist Kommunikation mit und durch Sprache, wie bereits erwähnt, auch ohne Anwesenheit möglich; es gibt also, wenn man Interaktion als einen speziellen Fall von Kommunikation versteht (siehe unten), Alternativen zur Interaktion, in denen Sprache genauso zuhause ist. *Zweitens* ist Sprache nicht nur in kommunikativen, d.h. sozialen Zusammenhängen zuhause, sondern auch in anderen Funktionszusammenhängen, die ebenfalls eigenständig zu thematisieren wären (siehe unten). Es scheint mir wichtig, sich diese beiden Unterscheidungen klar zu machen; man versteht sonst die Besonderheit der Interaktion nicht, und man versteht erst recht nicht die Rolle von Sprache im Kontext der Interaktion. Ich möchte diese beiden Unterscheidungen deshalb im Rekurs auf die neuere soziologische Systemtheorie Luhmann'scher Prägung verständlich machen, in der sie systematisch reflektiert werden. In dieser Theorie werden verschiedene Gegenstandsbereiche im Sinne unterschiedlicher Systeme definiert. Die folgende Übersicht verdeutlicht den Grundgedanken und die daraus erwachsenen Implikationen:

Abb. 1: Systeme als Gegenstände (in Anlehnung an Niklas Luhmann, Soziale Systeme, 1984, S. 16)

Maschinen, Organismen, soziale Systeme und psychische Systeme stehen in dieser Übersicht (Abb. 1) für unterschiedliche Gegenstandsbereiche, über deren Beobachtung sich unterschiedliche Disziplinen konstituieren. Neben sozialen Systemen (für die sich die Soziologie interessiert), deren Operationsmodus die Kommunikation ist, gibt es psychische Systeme (die auf Kognition beruhen), biologische Systeme (z.B. neurobiologischer Natur), die auf Leben beruhen, und maschinelle Systeme, die z.B. auf Algorithmen beruhen, wenn man an Computer denkt. Interessant für die Linguistik ist zunächst, dass Sprache in allen diesen Systemen auftaucht und Sprache und Sprachlichkeit für alle diese Systeme – wenn auch in jeweils sehr unterschiedlicher Weise – von grosser Relevanz sind. Für die Linguistik sind es deshalb mögliche Gegenstandsbereiche. Es gibt also keinen Grund, warum sich die Linguistik auf eines dieser Systeme, auf *ein* Zuhause von Sprache, beschränken sollte. Aber es gibt viele gute Gründe dafür, diese Gegenstandsbereiche möglichst sauber auseinander zu halten. Das gilt nicht nur, aber es gilt insbesondere für die Unterscheidung von Kommunikation und Kognition, von sozialen und psychischen Systemen. In beiden Systembezügen ist Sprache hoch relevant, und gerade deshalb sollte man diese Systembezüge sorgfältig auseinander halten.

Des Weiteren zeigt die Übersicht, dass die Sprache selbst kein System im dem Sinne ist, wie Maschinen, Organismen, Kommunikation und Kognition Systeme sind: Weder ist die Sprache für sich genommen ein Algorithmus, noch ist sie ein Organismus, und erst recht kann Sprache nicht kommunizieren oder denken. Entgegen einer verbreiteten Metaphorik können Sprachen also nicht „sterben“, wes-

halb es prinzipiell auch keine „toten“ Sprachen geben kann. Wenn Sprache eine maschinelle, eine biologische bzw. neurobiologische, eine soziale oder eine kognitive Relevanz erlangen soll, ist sie dafür auf Rechner, auf Leben, auf Kommunikation und auf psychische Systeme angewiesen. Es ist wichtig, sich diesen Status der Sprache klar zu machen, weil es eine disziplinäre Herausforderung für die Linguistik ist, mit diesem Status der Sprache zurecht zu kommen, ohne sich vorschnell auf eine Seite zu schlagen (und z.B. das psychisch-kognitive Zuhause von Sprache gegen ihr sozial-kommunikatives Zuhause auszuspielen) oder von diesen systemcharakteristischen Erscheinungsformen zugunsten eines ‚hinter‘ diesen Erscheinungsformen gedachten ‚Sprachsystems‘ zu ‚abstrahieren‘ (siehe unten Abschnitt 3). Mit der Bezeichnung *Interaktionslinguistik* soll also die Annahme mitverstanden werden, dass Sprache auch ausserhalb sozialer Systeme zuhause ist, aber in ihrer interaktiven Relevanz eigenständig zu rekonstruieren ist.

Das gilt, wie Abbildung 1 weiter zeigt, nicht nur für die Abgrenzung zur Kognition und zur (Neuro-)Biologie. Es gilt auch für die Abgrenzung zu anderen Möglichkeiten der Realisierung sozialer Systeme. Tatsächlich sind soziale Systeme, ist Kommunikation nicht auf Anwesenheit angewiesen. Es gibt also, anders gesagt, in der sozialen Welt (zumindest unserer Gegenwart) kommunikative Alternativen zur Interaktion: „Organisationen“ und „Gesellschaft(en)“, die nicht wie die Interaktion auf „Anwesenheit“ beruhen, sondern auf „Mitgliedschaft“ und „Erreichbarkeit“. Als Konstitutionskriterien von Organisationen und Gesellschaft(en) begründen diese Kommunikationsbedingungen jeweils soziale Systeme eigenen Typs, die nicht zufällig auf Schrift und im Falle von Gesellschaft auch auf Massenmedien angewiesen sind (worauf wir hier aus Platzgründen nicht näher eingehen können, siehe aber noch unten in diesem Abschnitt).

Natürlich gibt es zwischen diesen sozialen Systemen Überlappungen – z.B. systematisch und unauflösbar zwischen Anwesenheit und Erreichbarkeit: So ist Interaktion immer auch Vollzug von Gesellschaft, weil sich Anwesenheit nicht gleichsam ausserhalb der Gesellschaft ereignen kann (wiewohl sich umgekehrt Gesellschaft fast niemals in der Interaktion unter Anwesenden erschöpft). Und auch Organisationen bedienen sich systematisch des Zusammenfallens von Anwesenheit und Mitgliedschaft, wenn man an Sitzungen und Versammlungen unter Mitgliedern denkt (Kieserling 1999, S. 371 ff.; Hausendorf 2008). Gleichwohl haben wir es mit theoretisch, methodologisch und empirisch eigenständigen sozialen Systemen zu tun. Als soziales Zuhause von Sprache prägen sie jeweils die Struktur und die Funktion sprachlicher Erscheinungsformen. Dass es Sprache z.B. nicht nur als Lauterscheinung, sondern auch in der Form von „Schrift“ gibt, die Kommunikation mit Texten und durch Texte ermöglicht, wäre ohne die Ausdifferenzierung von organisierter Mitgliedschaft und gesellschaftlicher Er-

reichbarkeit undenkbar (vgl. dazu aus nicht systemtheoretischer, also in diesem Sinne „unverdächtiger“ Perspektive Konrad Ehlichs Ausführungen zu „schriftlicher Kommunikation“: Ehlich 1994).

Auch diese Binnendifferenzierung sozialer Systeme muss aus interaktionslinguistischer Sicht ernst genommen und respektiert werden. So sollte man allen Suggestionen moderner elektronischer Schriftlichkeit zum Trotz schrift- und textbasierte Kommunikation grundsätzlich nicht als Interaktion behandeln. Anwesenheit im Sinne der o. erläuterten Wahrnehmungswahrnehmung ist bis heute auch in elektronischen Schreib- und Leseumgebungen keine Bedingung für schriftliche Kommunikation. Letztere basiert auf Lesbarkeit und Lesepräsenz (Hausendorf i.Dr.; Hausendorf et al. ersch. demn.), womit eine grundsätzlich eigene soziale Welt begründet wird, die unter eigenen Regel- und Gesetzmässigkeiten steht – so sehr sich auf der Oberfläche sprachlicher Erscheinungsformen nicht zufällig (!) Ähnlichkeiten und Wiedererkennungseffekte zeigen mögen. Gerade im Kontrast zur Textkommunikation lässt sich die anwesenheitsbasierte Interaktion sehr anschaulich profilieren, wie im Folgenden anhand der Minima der Interaktion gezeigt werden soll.

3 Sprechen und Zuhören: Minima der Interaktion

Welcher Art sind die Einsichten, die man über Sprache gewinnen kann, wenn man sie in der face-to-face-Interaktion untersucht, wenn man sich also, alltagssprachlich und etwas verkürzt ausgedrückt, für das *Sprechen und Zuhören* interessiert? Dazu soll im Folgenden ein interaktionslinguistisches Minimum vorgestellt werden,⁴ mit dem man wichtige Einsichten und nebenbei auch die Geschichte und Konjunktur interaktionslinguistischer Konzepte illustrieren kann. „Minimum“ soll heissen, dass man hinter die damit bezeichnete(n) Sache(n) nicht zurückgehen kann, wenn man Sprache in Interaktion analysiert, so sehr die Terminologie auch variieren mag (vgl. dazu den Beitrag von Deppermann in diesem Band mit z.T. anderen Bezeichnungen für die gleichen Sachverhalte). Die im Folgenden verwendeten Stichworte für die Minima der Interaktion lauten: *Materialität*, *Sequenzialität* und *Medialität*.

⁴ Ich greife an dieser Stelle einen bereits an anderem Ort publizierten Gedankengang auf (Hausendorf 2009).

3.1 Materialität des Sprechens

Unter „Materialität“ sei hier verstanden, dass Sprache, wenn sie in und für Interaktion überhaupt relevant werden soll, dazu eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt annehmen muss: „Sprechen“ meint dann, dass Sprache „hörbar“ wird und dazu auf gleichzeitiges (Zu-)Hören angewiesen ist. Der Grund für dieses Hörbarkeits-erfordernis ist, dass Interaktion auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen ist; Interaktion beginnt damit, so hatten wir betont (siehe oben Abschnitt 2), dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Dafür braucht es sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen, und genau hier liegt der grosse Zugewinn von Sprache: Ein gesprochenes Wort ist ein so unwahrscheinliches Lautereignis, dass es unter Anwesenden schwer ignoriert werden kann. Wer spricht, muss deshalb davon ausgehen, dass sein Sprechen auch als Kommunikationsereignis verstanden wird (Luhmann 1984, S. 209). In diesem Sinne garantiert das Sprechen fast immer Wahrnehmungswahrnehmung, weshalb „Selbstgespräche“ unter Anwesenden *de facto* so gut wie unmöglich sind.

Interaktion nimmt mit dem Sprechen nicht nur eine sinnlich wahrnehmbare, sondern zudem eine *exklusiv* für die Interaktion geschaffene Materialität an: Das Hervorbringen der Laute beim Sprechen stellt in seiner Materialität also eine unmittelbare Verkörperung der Interaktion dar. Dabei wird, in einem konkreten Sinn, der Körper der Anwesenden im Sinne der uns bekannten „Sprechorgane“ instrumentalisiert – und zugleich ‚absorbiert‘: Wer zuhört, achtet in der Regel auf das Was und das Wie des Sprechens, nicht aber darauf, dass und wie mit dem Einsatz der Sprechorgane Laute hervorgebracht werden (Hausendorf 1997). Im deutschen Wort „Verkörperung“ ist dieser Gedanke einer Materialisierung der Interaktion durch die Inanspruchnahme humanspezifischer Körperlichkeit sehr gut aufgehoben. Gegenwärtig viel diskutiert wird dieser Gedanke unter dem englischen Begriff „embodiment“ (siehe unten). Auch ist vorgeschlagen worden, dafür auf den Begriff des „Leibes“ zurückzugreifen (Streeck 2013; vgl. auch die Hinweise bei Loenhoff 2002).

3.2 Sequenzialität des Sprechens

Als sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform von Interaktion ist das gesprochene Wort zunächst vor allem durch seine Zeitlichkeit bestimmt. Sprechen heißt: Zeit verbrauchen. Sprechereignisse haben daher Anfang und Ende, sie sind irreversibel, und sie sind flüchtig. Genau deshalb beruhen sie auf der Gleichzeitigkeit des Sprechens und Hörens. Sequenzialität meint aber noch mehr als diese basale Inanspruchnahme von Zeit. Damit verbunden ist die Annahme, dass

die vergehende Zeit sozial ‚organisiert‘ wird, so dass Erwartungen und Erwartungserwartungen an das Nächste, an das, was kommt, an Reihenfolge und Anschluss ausgebildet werden können. Hierhin gehören prototypisch die von der Konversationsanalyse früh fokussierten *adjacency pairs*, die starke konditionelle Relevanzen aufbauen und dadurch Projektionen möglich machen, durch die das Vergehen von Zeit selbst einen sozialen Strukturwert erhält. Sequenzialität meint nicht weniger als diesen sozialen Strukturwert von Zeit (Hausendorf 2007).

Sprache ist massgeblich daran beteiligt, diesen Strukturwert der Sequenzialität hervorzubringen. Der Übergang von der Gleichzeitigkeit von Wahrnehmungswahrnehmung zum Nacheinander von Erwartungserwartungen (Luhmann 1969) ist ohne Sprache (oder etwas, was der Sprache evolutionär schon sehr nahe kommt) kaum vorstellbar. Darin liegt ein weiterer wichtiger Leistungsbeitrag von Sprache für die Interaktion. Empirisch konsequent eingelöst hat diesen Leistungsbeitrag der Sprache die Konversationsanalyse, indem sie den Beitrag des Sprechens für den Aufbau sequenzieller Strukturen immer wieder zum Thema gemacht hat.

3.3 Medialität des Sprechens

Um erklären zu können, worauf der spezielle Leistungsbeitrag der Sprache für die Interaktion zurückgeht, braucht es einen Begriff von der *Medialität* des Sprechens. Gemeint ist damit die Inanspruchnahme eines Zeichensystems, das die Unterscheidung von Lauten für die Unterscheidung von Bedeutungen ausnutzt und damit von Substanz restlos auf Form(en) übergeht. „Die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz“, wie de Saussure diese Einsicht pointiert formuliert hat (de Saussure 1967, S. 146; vgl. auch Luhmanns Begriff von Medium und Form: Luhmann 1997, S. 195 ff.). Kein anderes Kommunikationsmedium kodiert und konstruiert Wahrnehmung so differenzorientiert, wie es das Sprechen einer natürlichen Sprache verlangt und vorantreibt.

Einer linguistischen Leserschaft muss man diese Differenzorientierung der Laut- und Bedeutungsunterscheidung nicht weiter erläutern, weil sie zum Kanon der modernen strukturalistisch geprägten Linguistik gehört. Ich verstehe sie hier als mediale Charakteristik der Sprache. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sich in und mit Sprache eine Struktur verselbstständigt hat, die darauf beruht, von der Zeitlichkeit (und Augenblicksgebundenheit) des Sprechens und Zuhörens weitgehend zu abstrahieren – also gerade von dem, was den oben erläuterten Strukturwert der Sequenzialität ausmacht; der Strukturwert von Unterscheidungsunterscheidungen hat sich in Form von „Sprache“ von der Bindung an Anwesenheit weitgehend unabhängig gemacht. Nur deshalb kann sich „Sprache“

in kognitiven und wohl auch neurobiologischen Systemen einnisten, die nicht auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen sind (siehe oben Abb. 1).

Wenn wir auf die Interaktion zurückkommen, zeigt sich, dass das Sprechen seine Leistung für die Interaktion gerade dadurch erbringen kann, dass es ‚erstarrte‘ und ‚geronnene‘ Konstruktionen eigener Art für den Aufbau von Sequenzialität ins Spiel bringt. Der mediale Strukturwert von Sprache wird interaktiv für den Aufbau von Sequenzialität ausgenutzt. Sequenzialität lebt, hatten wir gesagt, vom Aufbau von Erwartungserwartungen. Genau hier ist der interaktive Mechanismus zu verorten, der für die Strukturverselbstständigung von Sprache als Medium verantwortlich ist. Vereinfacht gesagt: Je differenzierter die Strukturverselbstständigung ‚hinter‘ dem Sprechen, desto reichhaltiger die Möglichkeiten des Sprechens für den Aufbau sequenzieller Strukturen in der Interaktion. Genau das schafft (im doppelten Sinn des Wortes) „Sprache“. Sie ist so gesehen Ergebnis und Auslöser von dem, was in der Systemtheorie „strukturelle Kopplung“ genannt wird (Luhmann 2005). Die Sequenzialität des Sprechens und die Medialität des Sprechens sind insofern ko-evolutionäre Errungenschaften, die sich gegenseitig bedingen und steigern.

In der Interaktionslinguistik ist diese Ressourcenqualität der Sprache für die Interaktion in vielfältiger Hinsicht empirisch eingelöst worden. Nach wie vor dominant gilt das, wenn auch nicht exklusiv, für die Syntax als eine besonders ergiebige Ressource der Interaktion (vgl. z.B. die Beiträge in Auer/Pfänder (Hg.) 2011).

4 Aufgaben und Ressourcen der Interaktion – am Beispiel der *Situierung* des Sprechens

Materialität, Sequenzialität und Medialität bezeichnen die linguistisch relevanten Minima der Interaktion, auf die sich interaktionslinguistische Studien gleich welcher Couleur einlassen müssen, wenn sie Sprache in Interaktion auf eine empirisch wie theoretisch gewinnbringende Weise untersuchen wollen. Dieser abstrakte Zusammenhang soll im Folgenden an einem konkreten Phänomenbereich veranschaulicht werden. Dazu ist es nötig, zunächst zu klären, worin die genuin interaktionskonstitutiven Aufgaben bestehen, bezüglich derer die postulierte Ressourcenqualität der Sprache für die Interaktion überhaupt zur Geltung gebracht werden kann (siehe unten Abschnitt 4.1). Im Anschluss werde ich dann auf eine dieser Aufgaben, die Situierung, genauer eingehen, um das Zusammengreifen verschiedener Ressourcen und die Rolle der sprachlichen Ressourcen zu verdeutlichen (siehe unten Abschnitt 4.2). Dabei wird sich zeigen, dass insbeson-

dere der gebaute Raum als Ressource der Interaktion und speziell der Situierung bislang weitgehend ausser Acht gelassen worden ist. Unter dem Stichwort „Interaktionsarchitektur“ zeichnet sich an dieser Stelle eine vielversprechende neue Forschungsperspektive der Interaktionslinguistik ab (siehe unten Abschnitt 4.3).

4.1 Interaktion als Multitasking-System

Schon in der Diskussion des Anwesenheitskriteriums (siehe oben Abschnitt 2) steckt eine für das interaktionslinguistische Gegenstandsverständnis zentrale Implikation. Wenn man Anwesenheit nicht als äusserliche Bedingung der Interaktion auffasst, sondern als interaktive Errungenschaft, begreift man den Gegenstand der Interaktion von den Aufgaben her, mit deren Lösung Interaktion als eigengesetzlich soziales Geschehen emergiert. Die Herstellung von Anwesenheit ist in diesem Sinne als die grundlegende interaktionskonstitutive Aufgabe anzusehen, von der aus sich der Gegenstand der Interaktion im Hinblick auf eine Differenzierung dieser allgemeinen Aufgabe Schritt für Schritt entfalten lässt.

So abstrakt die allgemeine theoretische Prämisse ist, auf der diese Auffassung beruht,⁵ so konkret und unmittelbar empirisch fruchtbar sind die Beobachtungen, die man auf der Grundlage dieser Auffassung machen kann. Entsprechend findet sich der Grundgedanke von Interaktion als einem aufgabenlösenden Problemzusammenhang bereits in der „Rahmenanalyse“ von Erving Goffman (Goffman 1977). Der Grundgedanke ist auch bereits in den ersten klassischen Aufsätzen der Konversationsanalyse enthalten, wenn es darum geht, „Probleme“ (Fragen) zu explizieren, als deren Lösungen (Antworten) die dokumentierbaren sprachlichen Erscheinungsformen der Interaktion entdeckend rekonstruiert werden (z.B. der „terminal exchange“ durch eine Paarsequenz der Verabschiedung als finale Lösung des Beendigungsproblems: Schegloff/Sacks 1973). Schliesslich hat dieser Grundgedanke in der Frühphase der deutschsprachigen Rezeption der Konversationsanalyse in einem viel zitierten Aufsatz von Werner Kallmeyer und Fritz Schütze eine gewisse Prominenz erhalten (Kallmeyer/Schütze 1976).

Kallmeyer und Schütze hatten in diesem Aufsatz, der in den 1970er Jahren viel dazu beigetragen hat, die Konversationsanalyse in der deutschsprachigen Linguistik bekannt zu machen (und der zugleich ein eindrucksvolles Dokument für ein

⁵ Letztlich geht es um die Prämisse eines Sozialkonstruktivismus, wie er im systemtheoretischen Konzept der Autopoiesis sozialer Systeme, aber auch in soziologischen Ansätzen aus der phänomenologischen Tradition der Ethnomethodologie oder der Wissenssoziologie zum Ausdruck kommt (vgl. Knorr-Cetina 1989).

kongeniales Miteinander von Linguistik und Soziologie ist), die Idee entwickelt, dass sich Interaktion auf eine theoretische Systematik von konstitutionslogischen Anforderungen bringen lassen müsste. Mit diesem Konzept, das über eine bloße Rezeption der Konversationsanalyse bereits hinausging, hatten die Autoren allerdings dem empirischen und methodologischen Stand der Forschung sehr weitgehend vorgegriffen. Rund 40 Jahre später, vom Erscheinen des genannten Aufsatzes an gerechnet, lässt sich der seinerzeit erhobene Anspruch, interaktionskonstitutive Aufgaben auf eine systematische Weise zu explizieren, meines Erachtens ohne Weiteres einlösen.

Die folgende Übersicht veranschaulicht den Grundgedanken der Überführung der allgemeinen Aufgabe der Herstellung von Anwesenheit in eine Reihe von interaktionskonstitutiven Anforderungen mithilfe von Fragen, die jeweils auf ein in und mit Interaktion zu lösendes Problem deuten (vgl. dazu auch Hausendorf 2007). Darin spiegelt sich nicht zufällig die neuere Forschungsgeschichte der Interaktionslinguistik:

Abb. 2: Interaktionskonstitutive Probleme

Die in Abbildung 2 aufgeführten Fragen sind so gemeint, dass sie auf Probleme im Gegenstandsbereich selbst verweisen – also auf Probleme, die in und mit Interaktion irgendwie gelöst werden müssen, damit Interaktion überhaupt in Gang kommen kann. Die analytische Aufgabe besteht dann darin, zu rekonstruieren, wie diese Fragen interaktiv beantwortet werden. Es geht dabei um Probleme, so

die These, die so grundlegend sind, dass sie in jeder x-beliebigen Interaktion auf irgendeine Weise gelöst werden müssen. Von daher handelt es sich um Anforderungen, die die Aufgaben der Interaktion benennen. Die Fragen sind in Abbildung 3 entsprechend durch deverbale Nominalisierungen ersetzt worden:

Abb. 3: Interaktion als Multitasking

Von diesen Aufgaben her gesehen, erweist sich die Interaktion als Multitasking-System. Die Stichworte sind so gewählt, dass man mit ihnen ohne Weiteres die neuere Forschungsgeschichte der Interaktionslinguistik nachzeichnen könnte. Zum Beispiel ist das Turn-Taking mit seiner Who-comes-next-Fokussierung in der Forschung die bis heute mit Abstand prominenteste Aufgabe geblieben. Hier fallen interaktionslinguistische und konversationsanalytische Perspektiven unmittelbar zusammen, während etwa die Rahmung eher über Goffman und Gumperz, also aus der Soziolinguistik und der Ethnographie der Kommunikation (Gumperz/Dell (Hg.) 1964), in die Interaktionslinguistik gekommen ist. Erst später, dann aber sehr intensiv ist schliesslich auch die Positionierung (als Oberbegriff für die Selbst- und Fremddarstellung) wieder in den Fokus gerückt, was speziell für den Bereich der sozialen Kategorisierung gilt, einem der langjährigen Forschungsschwerpunkte am IDS in den 1980er und 1990er Jahren. Schliesslich findet sich in diesem Katalog auch die Aufgabe der Situierung, die über lange Jahre vergleichsweise wenig erforscht worden ist und die deshalb im Folgenden etwas genauer betrachtet werden soll.

4.2 Die Aufgabe der Situierung

In jeder Interaktion muss auf irgendeine Weise geklärt werden, was in einer Situation aus der Fülle des für die Anwesenden gerade Wahrnehmbaren (Sicht-, Hör-, Riech-, Tast-, Schmeckbaren) auch tatsächlich für die Interaktion relevant werden soll. Das ist die Aufgabe der Situierung (Hausendorf 2010, 2013), mit der die in der Pragmatik gerne so genannte „Sprechsituation“ als eine interaktive Hervorbringung erfassbar wird. Lange ist die Sprechsituation speziell in der Konversationsanalyse mehr vorausgesetzt als tatsächlich untersucht worden. Das hat sich seit etwa den 1990er Jahren vor allem mit einer Reihe von Untersuchungen zur sprachlichen und gestischen Deixis verändert (vgl. Stukenbrock 2014). Insbesondere in den letzten Jahren hat der Aufgabenbereich der Situierung unter dem Stichwort „Interaktionsraum“ (Mondada 2007) international eine ausgesprochen rege Forschungstätigkeit erfahren, die bis heute nicht abgerissen ist. Man sieht das (nicht nur, aber auch und gerade) daran, welche Bedeutung Videoaufzeichnungen für die Interaktionslinguistik der letzten Jahre bekommen haben (Mondada 2006; Schmitt 2006). In der deutschsprachigen Forschung sieht man es sehr konkret auch an der Mannheimer Multimodalitätsforschung, aus der seit 2007 nicht weniger als drei Sammelbände und zwei Monographien allein in den „Studien zur Deutschen Sprache“ hervorgegangen sind (Schmitt (Hg.) 2007; Mondada/Schmitt (Hg.) 2010; Hausendorf/Mondada/Schmitt (Hg.) 2012; Heidtmann 2009; Schmitt 2013).

Der Phänomenbereich der Situierung ist zugleich eine Art *telling case* für die Geschichte und die Aktualität der Interaktionslinguistik. Einerseits gibt es mit der „context analysis“ eine sehr ehrwürdige Forschungstradition in genau diesem Bereich, die mit den Arbeiten von Autoren wie Bateson, Birdwhistell und Kendon verbunden ist und bis weit in die 1960er Jahre zurückreicht (vgl. dazu Kendon 1990c), dann aber über lange Jahre mit der Fokussierung auf die „verbale Interaktion“ und auf Audioaufzeichnungen und Transkriptionen in den Hintergrund geraten ist. Andererseits wird die Thematik der Situierung seit einigen Jahren gerade ausserhalb der Interaktionslinguistik (wieder)entdeckt. Das gilt etwa für die evolutionär und kognitiv orientierte Anthropologie, wenn man an ein Konzept wie „joint attention“ denkt (vgl. z.B. die Beiträge in Moore/Dunham (Hg.) 1995). Es gilt auch für Richtungen in der KI-Forschung und Robotik, wenn man z.B. an das dort verstärkt aufgekommene Interesse am Zeigen und an der Deixis denkt (vgl. z.B. Salem et al. 2012). In die Linguistik kommt auf diese Weise über Umwege ein Interesse an Themen und Fragestellungen zurück, die genuin interaktionslinguistischer Natur sind.

Es ist bekannt, dass in der konversationsanalytisch geprägten Interaktionslinguistik (auch als Effekt der anfänglichen Fokussierung auf Telefongespräche) sehr lange die Zeitlichkeit der Interaktion und mit ihr die Sequenzialität des Sprechens im Vordergrund stand (siehe oben Abschnitt 3). Mit der Situierung kommt nunmehr der lange vernachlässigte Aspekt der Räumlichkeit der Interaktion ins Spiel. Dabei sind mindestens drei Dimensionen von Räumlichkeit zu unterscheiden, die für die Situierung wesentlich sind und mit der spezifische Teilaufgaben der Situierung verbunden sind:

- Wahrnehmungsräume schaffen (Ko-Orientierung!),
- Bewegungsräume schaffen (Ko-Ordination!),
- Spiel- und Handlungsräume schaffen (Ko-Operation!).

Die hier angesetzte Dreiteilung folgt der aus der „Sozialpsychologie des Raumes“ bekannten Trias von Wahrnehmung, Bewegung und Handlung (vgl. Kruse/Graumann 1978). Sie erlaubt es, die komplexe Aufgabe der Situierung weiter zu differenzieren im Hinblick auf die damit verbundenen Unteraufgaben der Ko-Orientierung, der Ko-Ordination und der Ko-Operation. In einer konkreten Interaktion greift die Erledigung dieser Aufgaben natürlich ineinander, so dass die Aufgaben überlappend bearbeitet werden. So impliziert Ko-Operation in fast allen Fällen Ko-Ordination und Ko-Orientierung. Gleichwohl gibt es aber z.B. auch sehr interessante Phänomene von Ko-Orientierung ohne Ko-Ordination und Ko-Operation, wenn man an den von Goffman früh in seiner Relevanz erkannten Bereich der „nicht-fokussierten“ Interaktion denkt (Goffman 1963). Darauf sei an dieser Stelle nicht weiter eingegangen und stattdessen die Relevanz des Präfixes „Ko-“ in jeder dieser Aufgaben hervorgehoben: Das „Ko“-Präfix ist grundlegend, weil es den Übergang von individuellen Aktivitäten (Wahrnehmungen, Bewegungen, Handlungen) zu Erscheinungsformen von sozialer Interaktion markiert. Nicht alles, was Anwesende wahrnehmen können, wird schon deshalb auch interaktiv relevant. Genau deshalb braucht es Ko-Orientierung. Nicht jede Bewegung, die Anwesende in Gegenwart anderer ausführen, wird schon deshalb interaktiv relevant. Genau deshalb braucht es Ko-Ordination. Und nicht jede Handlung, mit der Anwesende beschäftigt sein mögen, wird schon deshalb interaktiv relevant. Genau deshalb braucht es Ko-Operation. Vor allem Prozesse der Ko-Operation haben in der Interaktionslinguistik im Mittelpunkt gestanden; in ihnen manifestiert sich der gemeinsame Fokus der in genau diesem Sinne „fokussierten“ Interaktion sensu Goffman (Goffman 1961). Auch sind es Prozesse der Ko-Operation, aus denen die Sprache als Kommunikationsmedium hervorgegangen ist und in denen sie nach wie vor zuhause ist (siehe oben Abschnitt 2). Es sind die mannig-

faltigen „Sprachspiele“ (Wittgenstein), in denen sich der genuine Leistungsbeitrag der Sprache für die Interaktion manifestiert (siehe oben Abschnitt 3), während Prozesse der Ko-Ordination und Ko-Orientierung weitgehend auf der Sensorik und Motorik Anwesender aufrufen, die die Sprache in vielen Fällen zu einem unscheinbaren Gast werden lassen.

Damit ist bereits angedeutet, dass die Situierung nicht voraussetzungslos geschieht, sondern auf Ressourcen zurückgreifen kann, die in ihrer Ressourcenqualität für die Interaktion bis heute unterschiedlich gut erforscht sind:

- Sprache: Lokale Deixis, „spatial grammar“, raumbezogene Lexik und Semantik,
- Sensorik, Motorik und „spatial cognition“,
- Raum: Interaktionsarchitektur – Sozialtopographie – Interaktionsraum.

Sehr gut untersucht sind die sprachlichen Ressourcen der Interaktion, wenn man an Phänomene denkt wie die grammatische Markierung und Kodierung räumlicher Verhältnisse, an die schon angesprochene lokale Deixis oder an die vielen Möglichkeiten der Referenz auf Raum und Räumlichkeit. Nicht zufällig sind diese sprachlichen Ressourcen oftmals aus sprachübergreifender und sprachvergleichender Perspektive in den Blick geraten. Sehr gut untersucht sind auch die kognitiven Ressourcen, was man an den vielen in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten zum Verhältnis von Sprache und Raum erkennen kann, die fast ausnahmslos auf die Raumkognition fokussieren (vgl. für viele die Beiträge in Hickmann/Stéphane (Hg.) 2006 und Levinson/Wilkins (Hg.) 2006).

Schon weniger gut untersucht sind die Bedeutung von Wahrnehmung und Bewegung, also Sensorik und Motorik, als humanspezifische Ressourcen der Situierung. Hier hat die u.a. stark linguistisch geprägte Interaktionsraumforschung der letzten Jahre angesetzt (vgl. z.B. Schmitt (Hg.) 2007), und hierhin gehören viele der neueren Arbeiten zum schon genannten „embodiment“ (Streeck/Goodwin/LeBaron (Hg.) 2011). So gut wie gar nicht untersucht sind schliesslich bis heute die im weitesten Sinne räumlich-architektonischen Ressourcen der Situierung. An dieser Stelle tut sich gerade inter- und transdisziplinär ein neues Forschungsgebiet auf zwischen Linguistik, Raum- und Architektursoziologie und Sozialgeografie. Dabei geht es um ein Kontinuum von raumbasierten Benutzbarkeitshinweisen (den *affordances* der *environmental psychology* vergleichbar: Gibson 1977), vertrauthitsabhängig interpretierten Nutzungen dieser Hinweise bis hin zur interaktiven Aneignung der jeweiligen Ressourcen in Gestalt der Hervorbringung des für eine konkrete Interaktion in einem konkreten Augenblick gerade relevanten Interaktionsraumes (Hausendorf/Kesselheim 2013).

Das Forschungsprogramm, um das es hier geht, skizzieren Hausendorf und Schmitt mit dem Begriffspaar Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie (Hau-

sendorf/Schmitt 2013).⁶ Was damit gemeint ist, soll abschliessend kurz skizziert werden, weil man daran sehen kann, wie die verschiedenen Ressourcen zusammenwirken, um Situierungsprobleme auf eine höchst effektive und unscheinbare Weise zu lösen.

4.3 Interaktionsarchitektur

Mit dem Begriff der *Interaktionsarchitektur* sollen die Ressourcen erfasst werden, die der gebaute (und ausgestattete) Raum für die Bearbeitung der konstitutiven Aufgaben der Interaktion zur Verfügung stellt. Vorrangig gehört dazu die Art und Weise, wie Architektur dazu beiträgt, die grundlegenden Situierungsanforderungen zu lösen, die mit einer jeden konkreten Interaktionsepisode verbunden sind. Es geht, vereinfachend gesagt, um eine analytische Perspektive auf Architektur, die diese rigoros als Antwort auf Interaktionsprobleme bezieht, unabhängig davon, ob das von Architekten und Architektinnen intendiert worden ist oder nicht.⁷ Gewiss kann man fragen, ob unter einer solchen Perspektive nicht jede Architektur zur ‚Interaktionsarchitektur‘ wird und ob der Begriff dann überhaupt noch eine Unterscheidungskraft hat. Anders als Komposita wie „Repräsentationsarchitektur“ oder „Gegenwartsarchitektur“ verweist der Begriff Interaktionsarchitektur ja nicht auf einen Baustil oder eine Bauepoche. Aber er lenkt den Blick z.B. darauf, dass es in der Tat Architekturen für Interaktion unter Anwesenden (als anwesend Antizipierten) und dann fast immer sofort für recht spezifische Interaktionsereignisse gibt, und dass das keinesfalls immer und automatisch so sein muss. Zum Beispiel gibt es offensichtlich auch Architekturen für Intimität und Privatheit, die nicht nur nicht für Interaktion gebaut sind, sondern Interaktion sogar auszuschliessen erlauben. Das „Gäste-WC“, von dessen Architektur eine Suchanfrage im Internet sofort einen Eindruck gibt, ist z.B. ein Ort ohne erkennbare Interaktionsarchitektur. Worum es geht, wird sofort klar, wenn man diesen Ort mit einem „Öffentlichen WC“ (einer „Bedürfnisanstalt“) vergleicht, dessen Architektur Zeugnis davon ablegt, dass an diesem Ort Wahrnehmungswahrneh-

⁶ Das Forschungsprogramm ist Gegenstand einer zwischen dem Institut für Deutsche Sprache (Abteilung Pragmatik) und der Universität Zürich (UFSP Sprache und Raum) seit einigen Jahren bestehenden Kooperation.

⁷ Eine solche Perspektive kann an verschiedene Ansätze aus der Architektursoziologie, der Architektursemiotik und der Architekturtheorie anschliessen (vgl. dazu ausführlicher Hausendorf/Kesselheim 2013, S. 11 ff.).

mungen unter Anwesenden antizipiert werden und die deshalb in einem aussagekräftigen Sinn als ‚Interaktionsarchitektur‘ bezeichnet werden kann. Noch deutlicher vor Augen tritt das Phänomen der Interaktionsarchitektur in der Masse, in der sozial hoch spezialisierte und entsprechend institutionalisierte Interaktionsereignisse (wie eine *Vorlesung*) ein eigens für sie gebautes architektonisches Zuhause (wie einen *Hörsaal*) gefunden haben und die Differenzierung der Interaktion auf diese Weise mit der Differenzierung von Organisationen (wie der *Universität*) Hand in Hand geht.

Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen hat die gesprächs- und konversationsanalytische Erforschung institutionalisierter Kommunikation in ihrem mehr oder weniger exklusiven Zugriff auf das Gesprochen-Gehörte diese Einbettung der sprachlichen Erscheinungsformen der Interaktion in die Interaktionsarchitektur der Institutionen lange weder empirisch noch theoretisch angemessen zur Geltung bringen können. Diese Situation hat sich inzwischen mit dem Aufschwung der audiovisuellen Aufzeichnungstechnologien und einem vermehrten Interesse an Phänomenen der Verkörperung des Sprechens (siehe oben Abschnitt 3.1) deutlich verändert (vgl. z.B. die Studien in Mondada/Schmitt (Hg.) 2010 und de Stefani/Gazin/Ticca (Hg.) 2012). Ohne an dieser Stelle einen entsprechenden Forschungsbericht einfügen zu wollen, soll anhand einiger hervorstechender architektonischer Merkmale der „Auditoriologie“ (Aschoff 1971) verständlich gemacht werden, wie die oben genannten Probleme der Situierung im Falle des Interaktionsereignisses „Vorlesung“ hoch effektiv durch Architektur gelöst werden können. Es soll, anders gesagt, gezeigt werden, wie in diesem Fall Interaktion schon dadurch *als Vorlesung* zustande kommen kann, dass die Anwesenden wie selbstverständlich die baulichen Ressourcen des *Hörsaals* in Anspruch nehmen (indem sie z.B. an bestimmten vorgesehen Stellen Platz nehmen). Der Hörsaal erscheint dann geradezu als Stein gewordene Antwort auf die genuinen Probleme des Interaktionstyps Vorlesung, so dass man aus seiner Architektur die soziale Typik der in ihm antizipierten Interaktion rekonstruieren kann.⁸ In diesem Sinne ist etwa die hörsaaltypische Architektur mit der Gegenüberstellung von *Podium* und *ansteigenden Sitzreihen* hoch aufschlussreich für das auf diese Weise räumlich vorstrukturierte, also nicht nur ermöglichte, sondern auch nahegelegte soziale Geschehen:

⁸ Diese Perspektive einer *Archäologie der Interaktion* wird in Hausendorf (2012) am Beispiel von Mitschnitten von Vorlesungsanfängen entwickelt.

Abb. 4: Podium und Sitzreihen im Hörsaal (Abbildungsnachweis in Hausendorf 2012)

Podium und Sitzreihen (wie die hier mehr oder weniger willkürlich abgebildeten) machen sofort evident, dass das Interaktionsereignis, das an diesem Ort architektonisch antizipiert wird, einerseits ein Ereignis für viele, für eine grosse Anzahl (Menge, *Masse*) von Anwesenden ist, das aufgrund der offenbar erwarteten Teilnehmerzahl den Charakter einer *Versammlung* hat (weshalb der Hörsaal architektonisch auch als „Hallenraum“ (Gellinek 1933) bzw. als „Versammlungsstätte“ (Haase/Senf 1995) bezeichnet worden ist). Andererseits ist es, das ist gleichermaßen evident, ein Ereignis für eine Gruppe, die in ihrem Aufmerksamkeitsfokus gleichsinnig ausgerichtet ist auf einen Fluchtpunkt vor den Sitzreihen (ein Vorne) und in diesem Sinne ein *Publikum* bildet, das einem vorne (auf dem Podium) stattfindenden Geschehen folgt und untereinander nur mit besonderem Aufwand fokussiert interagieren kann. Schon diese beiden Beobachtungen, die noch gar nicht den spezifischen institutionellen Charakter der Versammlung (als Vorlesung) thematisieren, veranschaulichen, dass wir es hier mit einem Interaktionsereignis zu tun haben, das Situierungsanforderungen bewältigen muss, die sich daraus ergeben, dass auch unter einer nicht mehr überschaubaren Menge von Anwesenden (z.B. Hunderten) die Beteiligten noch davon ausgehen können,

dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, so dass eine Art Allinklusion der im umbauten Raum Anwesenden erfolgen kann. Anders als eine Schulstunde im Klassenzimmer ist eine Vorlesung im Hörsaal aufgrund der Vorkehrungen für Allinklusion einer nicht mehr überschaubaren Menge Anwesender ein tendenziell *öffentliches* Ereignis, das die Kapazitäten der an die Wahrnehmbarkeit von Wahrnehmung gebundenen Interaktion offensichtlich strapaziert und gerade deshalb auf besondere Ressourcen technischer und architektonischer Art angewiesen ist.

So läuft die Ko-Orientierung, also die Selektion der für die Interaktion relevanten Wahrnehmungen der Anwesenden, bereits mit dem Platznehmen in den auf ein Podium ausgerichteten und dabei aufsteigenden Sitzreihen an, weil sich die Platznehmenden – je mehr sich die Reihen füllen, desto stärker – in einer Position finden, in der sie fast nicht umhin können, das zu beobachten, was vorne geschieht, so dass sich eine fokale Zone auszubilden beginnt, in der alles, was geschieht, in den Sog von Wahrnehmungswahrnehmungen gerät und damit *nolens volens* interaktiv relevant wird. Wenn die Vorlesung sprachlich eröffnet wird, ist das Problem der Ko-Orientierung also zumeist längst gelöst, ohne dass die Beteiligten durch Prozesse der *synchronisierten* Annäherung und Körperzuwendung und durch sprachliche oder gestische Gruss-Gegengruss-Rituale (wie Kendon sie am Beispiel der Begrüssung von Neuankömmlingen auf Partys beschrieben hat, siehe oben Abschnitt 2) die Wahrnehmungswahrnehmung bestätigen und verfestigen müssen. Die sprachliche Begrüssung kann sich unter diesen Bedingungen von ihrer Primärnützlichkeit der Ko-Orientierung freimachen und als performatives Begrüssungsritual (ohne Gegengrusserwartung) bereits den institutionellen Charakter des Interaktionsereignisses im Sinne der Rahmung etablieren. Genau daran kann man sehen, wie effektiv und ökonomisch sensorisch-motorische, sprachliche und architektonische Ressourcen in Anspruch genommen werden können, um das für Interaktion charakteristische Multitasking zu realisieren (siehe oben Abschnitt 4.1).

Wir haben damit freilich nur einen Aspekt der Interaktionsarchitektur berührt, der weitgehend auf dem beruht, was in diesem Fall durch die Bestuhlung („Gestühlanordnung“) des Hörsaals wahrnehmbar gemacht wird und deshalb als Ressource für die auf der Sensorik beruhenden Ko-Orientierung genutzt werden kann. Ähnliches könnte man mit Blick auf die Details der Sitzreihen mit aufklappbaren Sitz- und Schreibflächen und ihre Implikationen für die humanspezifische Motorik nachzeichnen (z.B. die Begehrbarkeit der Sitzreihen und die weitgehende Einschränkung von Bewegungen, nachdem Platz genommen wurde): Die einmal eingenommene Konfiguration bekommt durch die fest montierten Sitzreihen eine eigene Fixierung, was die Beteiligten weitgehend von der Aufgabe der Ko-Ordi-

nation ihrer Bewegungen entlastet und eine Konzentration z.B. auf individuelle Hand-Auge-Koordinationen („Visuomotorik“) ermöglicht, wie sie für das Ab- und Mitschreiben erforderlich sind. Auch hier sieht man, wie humanspezifische Wahrnehmungs- und Bewegungskapazitäten durch Architektur für andere Aufgaben ‚freigestellt‘ werden können. All das berührt architektonische Benutzbarkeitshinweise, die sich unmittelbar auf die Situierung der Interaktion auswirken und dabei primär die Sensorik und Motorik adressieren und den Interaktionsraum als Wahrnehmungs- und Bewegungsraum profilieren.

Noch ausser Acht gelassen haben wir dabei, dass die Architektur des Raumes natürlich über die Sensorik und Motorik hinaus die soziale Kognition der Anwesenden mitadressiert, dass es, anders gesagt, stark vertrauthits- und wissensabhängige architektonische Benutzbarkeitshinweise gibt, zu denen etwa die Wiedererkennbarkeit von Podium und Sitzreihen als Kernelementen eines „Hörsaals“ gehört. Dass mit dem Einnehmen der Plätze in den Sitzreihen eine institutionalisierte soziale Positionierung erfolgt, gehört nicht zu den unmittelbar wahrnehmbaren und basalen architektonischen Benutzbarkeitshinweisen, sondern zu den stark *vertrauthits- und wissensbasierten* Benutzbarkeitshinweisen der Hörsaalarchitektur. Ebenso kann man wissen, dass der „an bestimmter, erhöhter und bedeutsam ausgestalteter Stelle“ auf dem Podium eingerichtete „Platz“ (Gellinek 1933, S. 8) als „Lehrkanzel“ oder „Lehrstuhl“ ein mobiliarer Hinweis auf die soziale Position des/r Lehrenden ist und dass der historische Wandel der Ausstattung dieses Platzes auch den historischen Wandel der fraglichen sozialen Position des/r Vorlesenden indiziert. Wie immer man die Tragweite der Aussagekraft dieser hörsaalarchitektonischen Merkmale auch einschätzen mag, ist doch schwer von der Hand zu weisen, dass insbesondere die vertrauthitsabhängigen Benutzbarkeitshinweise der Hörsaalarchitektur dazu beitragen, dass neben den Situierungsanforderungen zugleich auch Rahmungs- und Positionierungsanforderungen bewältigt werden, die dann auch weiter auf die zu lösenden Sprecherwechsel- und thematischen Anforderungen ausstrahlen können. Auch ohne an dieser Stelle in die Details zu gehen, zeigt sich also, wie sensomotorische, sprachliche und architektonische Ressourcen zusammenspielen, so dass mit der Inanspruchnahme der Hörsaalarchitektur das vorlesungsspezifische Multitasking der Interaktion realisiert werden kann. Der Hörsaal als Interaktionsraum wird auf diese Weise sozialtopografisch aufgeladen als soziales Zuhause der Interaktion vom Typ *Vorlesung*, ohne dass darüber in der Regel unter den Anwesenden (noch) gesprochen werden müsste.

5 Ausblick

Nicht nur im Hinblick auf die Situierung und den Interaktionstyp der Vorlesung, sondern im Hinblick auf sämtliche interaktionskonstitutiven Anforderungen und ihre Bewältigung in einer x-beliebigen Interaktion wirken die sprachlichen, die humanspezifischen und die architektonischen Ressourcen zusammen. Es darf als ein echtes Desiderat der interaktionslinguistischen Forschung gelten, das Zusammenspiel dieser Ressourcen nicht nur theoretisch zu postulieren, sondern auch tatsächlich empirisch einzulösen. Darin liegt angesichts einer rasant voranschreitenden Entwicklung der digitalen Dokumentations-, Visualisierungs- und Animationstechnologien auch eine methodologische und technologische Herausforderung: Die Einlösung der skizzierten Perspektive stellt neuartige Anforderungen an die Erhebung und Aufbereitung unserer Daten (etwa mit Blick auf den vermehrt zu beobachtenden Einsatz von mobilen Eyetracking-Systemen), an die Visualisierung unserer Ergebnisse (z.B. mit Mitteln der Animation digitaler Videoaufzeichnungen) und an unser Verständnis von dem, was Sprache als Kommunikationsmedium in einer grundlegend multimodal konstituierten Interaktion leistet. „Interaktionslinguistik“ ist so gesehen ein hoch aktuelles Forschungsgebiet.

Literatur

- Aschoff, Volker (1971): Hörsaalplanung. Grundlagen und Ergebnisse der Auditoriologie. Empfehlungen für den Bau von Hörsälen. (= Staatliche Hochbauten in Nordrhein-Westfalen 1). Essen.
- Auer, Peter/Pfänder, Stefan (Hg.) (2011): *Constructions: emerging and emergent*. (= *Linguae & Litterae* 6). Berlin u.a.
- Bergmann, Jörg (2001): Das Konzept der Konversationsanalyse. In: Brinker et al. (Hg.): 2. Halbbd., S. 919–927.
- Brinker, Klaus et al. (Hg.) (2001): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2 Bde. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 16). Berlin/New York.
- Elhlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 1. Halbbd. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 10.1). Berlin u.a., S. 18–41.
- Gellinek, Christian (1933): *Der Hörsaal im Hochschulbau*. Dissertation zur Erlangung der Würde eines Doktor-Ingenieurs der Technischen Hochschule zu Berlin. Technische Hochschule Berlin.
- Gibson, James J. (1977): The theory of affordances. In: Shaw, Robert/Bransford, John (Hg.): *Perceiving, acting, and knowing. Toward an ecological psychology*. Hillsdale, NJ/New York, S. 67–82.

- Goffman, Erving (1961): *Encounters. Two studies in the sociology of interaction*. Indianapolis.
- Goffman, Erving (1963): *Behavior in Public Places. Notes on the social organization of gatherings*. New York.
- Goffman, Erving (1964): The neglected situation. In: Gumperz/Dell (Hg.), S. 133–136.
- Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a.M.
- Gumperz, John J./Dell, Hymes (Hg.) (1964): *The ethnography of communication*. (= *American Anthropologist* 66.6,2). Menasha, WI.
- Haase, Korinna/Senf, Matthias (1995): *Materialien zur Hörsaalplanung*. (= *Hochschulplanung* 111). Hannover.
- Hausendorf, Heiko (1992a): Das Gespräch als selbstreferentielles System. Ein Beitrag zum empirischen Konstruktivismus der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21, S. 83–95.
- Hausendorf, Heiko (1992b): Gespräch als System. Linguistische Aspekte einer Soziologie der Interaktion. Opladen.
- Hausendorf, Heiko (1997): Die Körperlichkeit des Sprechens: Ein Stilmittel der mündlichen Kommunikation? In: Selting, Margret (Hg.): *Sprech- und Gesprächsstile*. Berlin/New York, S. 400–426.
- Hausendorf, Heiko (2003): Deixis and speech situation revisited. The mechanism of perceived perception. In: Lenz, Friedrich (Hg.): *Deictic conceptualisation of space, time and person*. (= *Pragmatics & Beyond*, N.S. 112). Amsterdam/Philadelphia, S. 249–269.
- Hausendorf, Heiko (2007): ‚Was kommt als Nächstes?‘. Fokussierungen revisited. In: Hausendorf, Heiko (Hg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. (= *Studien zur Deutschen Sprache* 37). Tübingen, S. 221–246.
- Hausendorf, Heiko (2008): Anwesenheit und Mitgliedschaft – eine soziologische Unterscheidung und ihr Wert für die linguistische Analyse von Organisationskommunikation. In: Menz, Florian/Müller, Andreas P. (Hg.): *Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachlichen Inszenierung von Organisation*. (= *Managementkonzepte* 34). München, S. 71–97.
- Hausendorf, Heiko (2009): Das pragmatische Minimum: Materialität, Sequentialität, Medialität. In: Linke, Angelika/Feilke, Helmuth (Hg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. (= *Reihe Germanistische Linguistik* 283). Tübingen, S. 187–199.
- Hausendorf, Heiko (2010): Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit. In: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2009). Berlin/Boston, S. 163–197.
- Hausendorf, Heiko (2012): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: Stefani/Gazin/Ticca (Hg.), S. 43–68.
- Hausendorf, Heiko (2013): On the interactive achievement of space – and its possible meanings. In: Auer, Peter et al. (Hg.): *Space in language and linguistics. Geographical, interactional, and cognitive perspectives*. (= *Linguae & Litterae* 24). Berlin/New York, S. 276–303.
- Hausendorf, Heiko (i.Dr.): Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Wagner, Franc (Hg.): *Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie*. Basel.

- Hausendorf, Heiko/Kesselheim, Wolfgang (2013): Können Räume Texte sein? Linguistische Überlegungen zur Unterscheidung von Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweisen. (= Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR) 02). UFSP Sprache und Raum. Zürich. Internet: www.spur.uzh.ch/research/SpuR_Arbeitspapiere_Nr02_Aug2013.pdf (Stand: 9.5.2014).
- Hausendorf, Heiko/Schmitt, Reinhold (2013): Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie. Umriss einer raumlinguistischen Programmatik. (= Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum (SpuR) 01). Zürich. Internet: www.spur.uzh.ch/research/SpuR_Arbeitspapiere_Nr01_Mai2013.pdf (Stand: 9.5.2014).
- Hausendorf, Heiko/Mondada, Lorenza/Schmitt, Reinhold (Hg.) (2012): Raum als interaktive Ressource. (= Studien zur Deutschen Sprache 62). Tübingen.
- Hausendorf, Heiko et al. (ersch. demn.): Ko-Konstruktionen in der Schrift? Zur Unterscheidung von Face-to-Face-Interaktion und Textkommunikation am Beispiel des Editierens fremder Beiträge in einem Online-Lernforum. In: Dausendschön-Gay, Ulrich/Gülich, Elisabeth/Krafft, Ulrich (Hg.): Ko-Konstruktionen als interaktive Verfahren. Bielefeld.
- Heidtmann, Daniela (2009): Multimodalität der Kooperation im Lehr-Lern-Diskurs. Wie Ideen für Filme entstehen. (= Studien zur Deutschen Sprache 50). Tübingen.
- Heritage, John (1984): Garfinkel and ethnomethodology. (= Social and Political Theory from Polity Press). Cambridge.
- Hickmann, Maya/Stéphane, Robert (Hg.) (2006): Space in languages. Linguistic systems and cognitive categories. (= Typological Studies in Language 66). Amsterdam.
- Imo, Wolfgang (2013): Sprache in Interaktion: Analysemethoden und Untersuchungsfelder. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 49). Berlin/Boston.
- Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014): Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim.
- Kallmeyer, Werner (2014): Die Abteilung Pragmatik. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.), S. 254–275.
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, S. 1–28.
- Kendon, Adam (1990a): Conducting interaction. Patterns of behavior in focused encounters. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 7). Cambridge.
- Kendon, Adam (1990b): A description of some human greetings. In: Kendon (1990a), S. 153–207.
- Kendon, Adam (1990c): Some context for context analysis. A view of the origins of structural studies of face-to-face interaction. In: Kendon (1990a), S. 15–49.
- Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a.M.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. In: Soziale Welt 40, S. 86–96.
- Kruse, Lenelis/Graumann, Carl Friedrich (1978): Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung. In: Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20). Opladen, S. 177–219.
- Levinson, Stephen C./Wilkins, David (Hg.) (2006): Grammars of space. Explorations in cognitive diversity. (= Language, Culture, and Cognition 6). Cambridge u.a.
- Loenhoff, Jens (2002): Sensomotorische Bedingungen von Kommunikation und Handlung. In: Hahn, Kornelia/Meuser, Michael (Hg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. (= Analyse und Forschung. Sozialwissenschaften). Konstanz, S. 45–69.

- Luckmann, Thomas (1984): Das Gespräch. In: Stierle, Karlheinz/Warning, Rainer (Hg.): Das Gespräch. (= Poetik und Hermeneutik 11). München, S. 49–64.
- Luhmann, Niklas (1969): Normen in soziologischer Perspektive. In: Soziale Welt 20, S. 28–48.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilbd. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2005): Wie ist Bewusstsein an Kommunikation beteiligt? In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Bd. 6: Die Soziologie und der Mensch. 2. Aufl. Wiesbaden, S. 38–54.
- Mondada, Lorenza (2006): Video recording as the reflexive preservation and configuration of phenomenal features for analysis. In: Knoblauch, Hubert et al. (Hg.): Video analysis: Methodology and methods. Qualitative audiovisual data analysis in Sociology. Frankfurt a.M., S. 51–67.
- Mondada, Lorenza (2007): Interaktionsraum und Koordinierung. In: Schmitt, Reinhold (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 38). Tübingen, S. 55–93.
- Mondada, Lorenza/Schmitt, Reinhold (Hg.) (2010): Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 47). Tübingen.
- Moore, Chris/Dunham, Philip J. (Hg.) (1995): Joint attention. Its origins and role in development. Hillsdale, NJ.
- Rossano, Federico (2012): Gaze in conversation. In: Sidnell, Jack/Stivers, Tanya (Hg.): Handbook of Conversation Analysis. New York, S. 308–329.
- Salem, Maha et al. (2012): Generation and evaluation of communicative robot gesture. In: International Journal of Social Robotics 4, S. 201–217.
- Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin.
- Schegloff, Emanuel A. (1982): Discourse as an interactional achievement. Some uses of 'uh huh' and other things that come between sentences. In: Tannen, Deborah (Hg.): Analyzing discourse: text and talk. (= Georgetown University Round Table in Languages and Linguistics 32). Washington, DC, S. 71–93.
- Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey (1973): Opening up closings. In: Semiotica 8, S. 289–327.
- Schmitt, Reinhold (2006): Videoaufzeichnungen als Grundlage für Interaktionsanalysen. In: Deutsche Sprache 34, S. 18–31.
- Schmitt, Reinhold (Hg.) (2007): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen.
- Schmitt, Reinhold (2013): Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion. Tübingen.
- Stefani, Elwys de/Gazin, Anne-Danièle/Ticca, Anna Claudia (Hg.) (2012): Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. (= Bulletin VALS-ASLA 96). Neuchâtel.
- Streeck, Jürgen (2013): Interaction and the living body. In: Journal of Pragmatics 46, S. 69–90.
- Streeck, Jürgen/Goodwin, Charles/LeBaron, Curtis D. (Hg.) (2011): Embodied interaction. Language and body in the material world. New York.
- Stukenbrock, Anja (2014): Deixis in der face-to-face-Interaktion. Berlin/New York.
- Tomasello, Michael (1995): Joint attention as social cognition. In: Moore, Chris/Dunham, Philip J. (Hg.): Joint attention. Its origins and role in development. Hillsdale, NJ, S. 103–130.

Werner Holly (Chemnitz)
Sprache, Bild, Text

Visualität und Intermedialität von Sprache

Abstract: In den letzten Jahrzehnten hat sich die Perspektive auf den Gegenstand der Sprachwissenschaft immer wieder verändert, vor allem gegen überkommene Reduktionismen erweitert. Hier soll auf Entwicklungen im Zusammenhang mit der Herausbildung einer „Medienlinguistik“ eingegangen werden, die (allgemeiner) die Medialität von Sprache behandelt, auch im Zusammenspiel mit anderen Zeichenarten, (spezieller) die Rolle von Sprache in (technischen) Medien. Von den sehr zahlreichen Varianten der Kombination von Modalitäten und Kodalitäten sollen hier zwei sehr unterschiedliche Schwerpunkte betrachtet werden: Visualität von Sprache, *in* und *von* Texten, und sekundäre Audiovisualität.

1 Zur Einführung: ein medial komplexes Poster

Zur Illustration und Legitimation meines Themas möchte ich mit einem „Paratext“ dieses Bandes einsteigen, einem Poster, das die Tagung des Instituts für Deutsche Sprache, die diesem Band zugrunde liegt, ankündigte (siehe Abb. 1).

Entscheidend ist, dass wir hier etwas *sehen*. Was sehen wir? Schrift, (im Original) Farben, alles in einer bestimmten Anordnung, grafisch gestaltet. Natürlich kann man, muss man Geschriebenes immer sehen, in einem trivialen Sinn, aber wir sagen dennoch nicht, dass wir einen Text *sehen*, wir *lesen* ihn. Hier kann man sagen, dass wir das Geschriebene nicht nur lesen, wir sollen es auch in einem nicht trivialen Sinn sehen, wir sollen sehen, dass bestimmte Schriftzeichen Versalien zeigen, andere nicht, dass die Buchstaben verschiedene Größen haben, verschiedene Farben und an sehr verschiedenen Stellen stehen, die nach der üblichen Leserichtung bei uns von links oben nach rechts unten auch eine bestimmte Reihenfolge nahe legen, aber auch nicht sehr strikt, wahrscheinlich springen wir – eher von der Größe geführt – herum und setzen Gewichtungen. Wir sehen auch, dass die Schrifttypen variieren, es gibt zwei so genannte Logos mit verschiedenen Schriften und wir verstehen, dass rechts unten nicht Leibniz als Autor dieses Textes signiert hat, sondern dass wir es hier mit einer renommierten Forschungseinrichtung der Leibniz-Gemeinschaft zu tun haben, die jetzt 50 Jahre besteht.

Abb. 1: Poster zur IDS-Tagung

Wir sehen außerdem (im Original) farbige grafische Elemente, die verbildlichen, dass hier etwas *fokussiert* wird, weil sie sich in einer Bewegung konzentrisch auf etwas richten, die Sprachwissenschaft eben. Das verstehen wir, weil uns der Sprachtext mit der Schlagzeile „IM FOKUS“ überdeutlich sagt, was wir sehen sollen, danach sehen wir es – oder ahnen es eher – auch farbig verbildlicht (was der Schwarz-Weiß-Druck nicht zeigt). Das ist aber etwas anderes, als wenn wir es nur gelesen hätten, es ist viel schöner, nicht nur im Sinn des Ornamentalen, man könnte es sogar deuten, es hat das „Blau des Geistes“, das „Rot der Leidenschaft“, der wissenschaftlichen natürlich, und das „Grün der Hoffnung“, verknüpft mit

dem Gelbton, der zur Corporate Identity des Instituts gehört und entsprechend repräsentiert ist. Aber hier breche ich die wilden Deutungen besser ab. Es soll ja nur gezeigt werden, wie Sprache, hier in Form von Schrift, mit anderen Zeichen wie selbstverständlich kombiniert und verstanden wird, weil alle „cross-kodal“ zusammenspielen.

Und wenn wir genau hinsehen, erkennen wir am Schluss dieser kleinen Bildbetrachtung links unten ein schwarz gepixeltes Quadrat. Es handelt sich hierbei um einen QR-Code (QR für *quick response*). Wenn man nun ein Smartphone, das mit einer entsprechenden *App* ausgestattet ist, darauf richtet, landet man auf einer Website des IDS, die die Tagung ausführlicher ankündigt.

Mit diesem kleinen unauffälligen Textelement ist aus dem guten alten Plakat ein regelrechter Hypertext geworden, jedenfalls für die Kenner und Smartphone-User. Ohne die Einbeziehung solcher medialer Strukturen haben wir nur eine sehr simple und reduzierte Vorstellung von Sprache und ihrem Gebrauch. Die logische Folgerung ist, dass Sprache ohne Medialitäten nicht angemessen beschrieben werden kann.

Damit möchte ich andeuten, worum es im Folgenden gehen soll, nämlich um die These, dass sich die Sprachwissenschaft nicht nur um tradierte Pfeiler wie Grammatik, Lexik, Pragmatik kümmern muss, sondern auch um sehr elementare Fragen der medialen Bedingungen, unter denen z.B. Grammatik, Lexik und Pragmatik funktionieren. Dabei konzentriere ich mich auf das Gebiet der Visualität und der Intermedialität von Sprache. Wie sich solche Fragen in den letzten 50 Jahren entwickelt haben, kann ich hier nicht im detaillierten Verlauf und im vollen Umfang nachzeichnen, höchstens blitzlichtartig illustrieren.

Das exemplarische Vorgehen soll hier in zwei Schritten erfolgen, denen zwei gleichermaßen wichtige Aspekte einer Medienlinguistik entsprechen: erstens die grundlegende Frage, wie es mit der Visualität von Sprache selbst aussieht, der Sprache insgesamt, der Lautsprache und der Sprache in Texten (siehe Abschnitt 3.1); zweitens die Frage, wie Intermedialität von Sprache in und mit technischen Medien prozessiert wird, am Beispiel der Herstellung sekundärer Audiovisualität in einer Polit-Talkshow (Abschnitt 3.2).

Zuvor will ich aber kurz andeuten, wie sich im Zuge der pragmatischen Neuorientierung der Sprachwissenschaft zunehmend Medienfragen geradezu aufgedrängt haben, so dass sich allmählich so etwas wie eine Medienlinguistik herausgebildet hat (Abschnitt 2). Dabei werde ich keinen Gesamtüberblick geben, sondern mich auf die Perspektive des IDS fokussieren, das immerhin gelegentlich Mediales aufgegriffen hat, in den letzten Jahren sogar verstärkt, wovon nicht nur die beiden Tagungen 1999 (siehe Kallmeyer (Hg.) 2000) und 2009 (Deppermann/Linke (Hg.) 2010) mit expliziten und ausführlichen Thematisierungen zeugen, aber auch zuvor schon und daneben zahlreiche Aktivitäten.

2 Von der Pragma- zur Medienlinguistik

Parallel zur Weiterführung der Publizistik zu „Medienwissenschaften“ bzw. zu Kommunikationswissenschaften, entwickelt sich auch in der Sprachwissenschaft ein Interesse für Medien: zunächst im Zuge der Erweiterung der linguistischen Perspektive auf Kommunikation und kommunikatives Handeln, vor allem als Interesse an *Massenmedien*. Noch im Register des Lexikons der germanistischen Linguistik (Althaus/Henne/Wiegand (Hg.) 1980) verweist der Ausdruck *Medium* ausschließlich auf das indogermanische grammatische Genus verbi zwischen Aktiv und Passiv. Es gibt darin allerdings schon den Artikel von Erich Straßner zur „Sprache in Massenmedien“ (Straßner 1980), 1984 erscheint der Göschen-Band von Harald Burger „Sprache der Massenmedien“ (Burger 1984), 1987 der Artikel von Ulrich Schmitz im HSK-Band zur Soziolinguistik unter der Überschrift „Sprache und Massenkommunikation“ (Schmitz 1987). Medien, d.h. Massenmedien, waren allerdings höchstens in zweiter Linie wegen ihrer spezifischen Medialität interessant, eher als ein ‚Kommunikationsbereich‘ wie Politik, Sport oder Wirtschaft, der zweifellos von großer gesellschaftlicher Bedeutung war, vor allem das Leitmedium Fernsehen. Andere Massenmedien wie Buch (etwas für Literaturwissenschaftler) oder Kino (zu bildlastig) waren im Abseits.

Das Hauptaugenmerk in dieser Phase lag einerseits auf Fragen der Sprachentwicklung, also auf einer sprachhistorischen Perspektive, zum andern auf Gattungsfragen, die zur sich ebenfalls gerade herausbildenden Text- und Gesprächslinguistik passten. Entsprechend kamen erste Aktivitäten am IDS aus der „Kommission für Fragen der Sprachentwicklung“ in zwei Kolloquien der Jahre 1990 und 1991 mit den bezeichnenden Themen „Mediensprache nach 1945“ und „Medientexte – gestern und heute“, zusammengefasst im Sammelband „Sprache in den Medien nach 1945“ (Biere/Henne (Hg.) 1993).

Aus einer linguistischen Binnensicht war die Frage der Medialität manchmal auf die Differenz ‚gesprochen/geschrieben‘ bzw. ‚Mündlichkeit/Schriftlichkeit‘ reduziert worden und damit auf Aspekte, die mit dem neu erwachten Interesse für gesprochene Sprache und Gespräche und mit der Erweiterung von der Satz- auf die Textebene in die schon erwähnten Teildisziplinen ‚Text- und Gesprächslinguistik‘ überführbar waren. Damit waren zwei Schubladen parat, die so unterschiedlich erschienen, dass man sich im Weiteren um Medialitätsfragen nicht mehr allzu sehr zu kümmern brauchte, zumal man beides nach Prototypikalität konzeptualisierte: Mündlichkeit nach dem Vorbild des informellen *face-to-face*-Gesprächs als ‚Sprache der Nähe‘, Schriftlichkeit als Verdauerung und auch räumliche Zerdehnung nach dem Vorbild formeller Schreiben als ‚Sprache der Distanz‘ (so die berühmte Unterscheidung von Koch/Österreicher 1985). Damit hat man

zwar Wesentliches erfasst, aber man wird mit einer solchen Polarisierung der medialen Vielfalt in tatsächlicher Kommunikation in keiner Weise gerecht. Es gibt eine formelle Mündlichkeit (Versteigerungen, Litaneien, Gerichtsverhandlungen usw.), die keineswegs konzeptionell schriftlich ist, wie eine informelle Schriftlichkeit, die mit sehr eigenen Schriftmitteln arbeitet, wie z.B. Listen, Abkürzungen, Diagrammen, Emoticons u.ä.

In pragmatischer Perspektive war Medialität für die Textlinguistik ohnehin nur ein Teil des so genannten ‚pragmatischen Rahmens‘, also der ‚Situation‘, die nicht zum relevanten Kern des Untersuchenswerten gehörte. Mehr Beachtung fand die Kategorie der ‚sprachlichen Handlung‘, die durch die paradigmaprägende Sprechakttheorie im Zentrum des Interesses war. Entsprechend waren auch Textsortenbegriffe primär funktional definiert, während situative und thematische Faktoren in Mehrebenentypologien lediglich binnendifferenzierend herangezogen wurden. Es gab zwar auch Typologisierungen, die als „Situationsmodelle“ gelten, weil sie nicht handlungszentriert waren, aber – wie Heinemann (2000, S. 540 f.) resümierte –: „Weitaus wichtiger für situativ geprägte Texttypisierungen ist das Bezugnehmen auf die Rahmen-Einordnungsinstanz ‚Kommunikationsbereich‘.“ Entsprechend finden wir im HSK-Band zur Textlinguistik eine Gliederung von „Kommunikationsbereichen und ihren konstitutiven Textsorten“ (Brinker et al. (Hg.) 2000, S. VIII), während das Mediale wieder einmal aus dem Blick gerät.

Am ehesten fand sich textlinguistisches Interesse für Mediales im Begriff der ‚Kommunikationsform‘, den Ermert (1979) in seiner Untersuchung zu Briefsorten geprägt hat und der dann von Brinker in seine Einführung in die Textlinguistik übernommen wurde, allerdings in einer sehr schmalbrüstigen Version mit insgesamt 6 Kommunikationsformen. Demgegenüber kommt Schmitz (2004) der wirklichen Vielfalt mit 13 Kommunikationsformen schon etwas näher.

Inzwischen hat sich der Begriff insofern bewährt, als mit seiner Hilfe klar wurde, dass die neuen computerbasierten Internetdienste kaum wie anfänglich als Textsorten zu fassen waren. Dem trugen Ziegler/Dürscheid (Hg.) (2002) mit dem Buchtitel „Kommunikationsform E-Mail“ ausdrücklich Rechnung. Ebenso ist in der rasch reagierenden Erforschung solcher neuer Kommunikationsformen wie E-Mail, Chat und SMS eine andere Differenz deutlich geworden, indem man sprachliche Gebrauchsweisen bestimmter Nutzergruppen, die anfänglich in der Überzahl waren, vorschnell als Spezifika der Kommunikationsformen ausgab. Genauere Betrachtungen konnten aber nur ergeben, dass sich soziolinguistisch zu verortende Sprachgebrauchstypika nicht den kommunikationsstrukturell geprägten Kommunikationsformen zuschreiben lassen.

Dennoch kann man nicht darüber hinwegsehen, dass die Kommunikationsformen nicht allein durch die technischen Apparate, derer sie sich bedienen,

bestimmt sind. Auf der Basis der technischen Limitierungen und Potenziale bilden sich kulturelle Praktiken heraus, die historisch und sozial verankert sind und entsprechend variieren können.

Solcherlei Beobachtungen münden in ein Plädoyer für die umfassende Beschreibung des Kommunikationsformen-Haushalts moderner Mediengesellschaften und ihrer Vorläufer in der Geschichte. Während man sich (mit vielleicht zu großem Hochdruck) der Beschreibung neuer und neuester Medien zuwendet, hat man viele überkommene Kommunikationsformen in ihrer Komplexität noch keineswegs erfasst. Dies gilt für die hochkomplexe Audiovisualität von *face-to-face*-Kommunikationen, die immer noch ziemlich am Anfang ihrer Beschreibung steht, ebenso wie für die zahlreichen Formen der „Mesokommunikation“ in Veranstaltungen unterschiedlicher Art, wo wir teils körpergebunden, teils mit medialer Unterstützung kommunizieren und so hochkomplexe Wechselwirkungen hervorbringen. Dies zeigt sich nicht nur in den aktuellen Powerpoint-Präsentationen (z.B. Lobin 2009), sondern schon in jedem traditionellen Vortrag oder Unterricht mit Tafeln, Zeigestöcken, Dias, Karten, Overhead-Projektoren, Mikrofonen usw.

Ein anderer, immer noch wenig erforschter Bereich ist die Mesokommunikation im öffentlichen Raum, wo wir ortsgebundene und orts(un)gebundene Kommunikate in großer Vielfalt vorfinden (Domke 2010), die wiederum anderen Regeln ihrer jeweiligen und sehr spezifischen Medialität unterliegen.

Dabei ist auch zu berücksichtigen, dass mit der immer weiter um sich greifenden Digitalisierung einerseits traditionelle Medien selbst ihren Charakter verändern, wie der Übergang vom Festnetztelefon zu mobiler und dann digitaler Telefonie zeigt, andererseits dass Übergänge von traditionellen Medien in neue Medien (Zeitung, Fernsehen oder Radio im Internet) jene und deren Nutzung verändern, wie schließlich auch schon die neuen Medien wie Chat oder E-Mail sich unter den Bedingungen ihrer Einbindung in Social Networks wie „Facebook“ verschieben. Dabei kommt es immer darauf an, nicht nur die veränderten technischen Strukturen, sondern auch die damit verbundenen kulturellen Praktiken ihrer Nutzung zu beschreiben.

3 Medienlinguistik

Inzwischen ist die Medienlinguistik ein breit ausgebautes und durchaus etabliertes Feld, das sich von Anfang an nicht auf Text- oder Gesprächsanalysen (also in der Terminologie der Medienwissenschaft auf Produktanalysen) beschränkt hat, sondern schon früh auch Produktions- und Rezeptionsgesichtspunkte einbezo-

gen und vorangetrieben hat. Hier kann deshalb nicht einmal im Ansatz ein Überblick über die medienlinguistische Forschung gegeben werden. Ein grober Verlauf gewisser Entwicklungslinien lässt sich aber durchaus aus den z.T. schon erwähnten IDS-Publikationen ablesen.

Nach dem schon erwähnten Band von Biere/Henne (Hg.) (1993) erschienen noch zwei weitere Bände, die auf Kolloquien der IDS-Kommission für Fragen der Sprachentwicklung aus den Jahren 1994–1996 zurückgehen: Biere/Hoberg (Hg.) (1996) „Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen“ und Holly/Biere (Hg.) (1998) „Medien im Wandel“. Man mag an diesen Bänden ablesen, wie man sich in diesem Rahmen nach einer eher sprachhistorischen Perspektive mit einem Schwerpunkt auf Textsorten dann zunächst stärker auf Sprachmedialität fokussierte, immer noch in einem Massenmedium, um schließlich den Blick medienhistorisch zu weiten und auch andere Medien wie Telefon und Computer einzubeziehen. Nebenbei: Inzwischen hat das IDS das Medienthema auch international unterstützt durch die Mitwirkung an einer Konferenz in Moskau 2008, mit einer daraus hervorgegangenen Publikation (Volodina 2013).

Ich möchte hier den sehr bruchstückhaften Überblicksansatz abbrechen und mich stattdessen dem ersten der beiden angekündigten exemplarisch zu behandelnden Stränge zuwenden, der unhintergehbaren Medialität der Sprache selbst, die mit einem technischen Medienbegriff gelegentlich aus dem Blick geraten ist. Deshalb soll hier zunächst grundsätzlich und eher referierend auf die Medialität von Sprache selbst hingewiesen werden, vor allem in der Perspektive des Zusammenhangs von Sprache und Visualität. Danach soll es um die Intermedialität von Sprache in technischen Medien gehen, und zwar am Beispiel der Audiovisualität in einer TV-Talkshow.

3.1 (Inter-)Medialität I: Sprache und Visualität

Bisher war überwiegend von dem zweiten – von der Dynamik der Entwicklung technischer Medien angeregten – Strang der Medienlinguistik die Rede, wo entsprechend technische Medien im Fokus sind, weniger die Medialität der Sprache selbst. In deren Zusammenhang ist Medialität – wie schon erwähnt – zumeist in der Dichotomie von ‚gesprochen‘ und ‚geschrieben‘ gefasst worden, und zwar anhand der Modi ‚auditiv‘ vs. ‚visuell‘. Demgegenüber ist schon seit einiger Zeit darauf hingewiesen worden, dass Sprache in dreierlei Form existiert. So spricht z.B. Jäger (2001) von „Sprache als audiovisuelle(m) Dispositiv des Medialen“ und sammelt Argumente für die These, dass nicht die gesprochene Sprache, sondern die Gebärdensprache primär sei. Schrift ist also nicht die einzige visuelle Sprachform.

Darüber hinaus hat Ellen Fricke in ihrer Habilarbeit gezeigt, dass die Lautsprache „primär audiovisuell“ ist, und argumentiert, dass man bei Gesten nicht mehr von „nonverbaler Kommunikation“ sprechen sollte; sie hält die Klassifizierung von Gesten als „nichtsprachlich“ für falsch (Fricke 2012, S. 38). Stattdessen reklamiert sie für die Lautsprache „sprachliche Multimodalität“, weil für redebegleitende Gesten gilt: „Sie sind mit der begleiteten Rede eng verbunden im Hinblick auf die zeitliche Organisation und teilen mit ihr gemeinsame semantische und pragmatische Funktionen“ (ebd., S. 46). In einem englischsprachigen Handbuchartikel (Fricke 2013) wird entsprechend der „spoken language“ nicht nur ein „verbal level“ zugeordnet, der „auditory“ ist, sondern auch ein „gestural level“, der „visual“ operiert (siehe Abb. 2).

Abb. 2: Mediality and linguistic multimodality (aus: Fricke 2013, S. 783)

Übrigens muss auch auf diesem Feld, das einerseits aus der Gebärdensprach- und Gestenforschung, andererseits aus der Konversationsanalyse hervorgegangen ist, IDS-Forschung erwähnt werden: Ich nenne nur den Sammelband von Reinhold Schmitt (Hg.) (2007) „Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion“, der auf ein IDS-Kolloquium von 2005 zurückgeht.

Dass Schrift visuell ist und dementsprechend auch Texte visuell sind, ist – wie am Anfang schon bemerkt – trivial. Dennoch ist die Visualität von Texten eine weitere Betrachtung wert (siehe auch Holly (Hg.) 2013). Und zwar deshalb,

weil es darum geht, Schrift und Text nicht einfach als sichtbares Äquivalent der Lautsprache zu verstehen, sondern den medialen Eigensinn zu verstehen, den diese Sichtbarkeit mit sich bringt und den Sybille Krämer (2003, 2010; Krämer/Cancik-Kirschbaum/Totzke (Hg.) 2012) mit dem Begriff der ‚Schriftbildlichkeit‘ belegt. Sie beschreibt Schrift als „intermediales Phänomen“, das „eigenständig [...] gegenüber der gesprochenen Sprache wie gegenüber dem gewöhnlichen Bild“ sei (Krämer 2010, S. 19).

In diesem Zusammenhang ist der Peircesche Begriff der ‚Diagrammatik‘ wieder aufgegriffen worden, der dem gesamten Bereich von Schriften, Graphen, Diagrammen, Tabellen, Listen usw. ein semiotisches Potenzial zuschreibt, das sowohl ikonisch wie symbolisch ist und das für die Beschreibung von Texten selbst, aber auch in der Analyse der Funktion von Bildern und Diagrammen in Texten expliziert werden kann (siehe Bauer/Ernst 2010).

Statt linearer Ketten von Schriftzeichen, die akustischen Sequenzen von Lautzeichen zu entsprechen scheinen, sieht man in Texten Sehflächen (Gross 1994; Schmitz 2011), die nicht nur nach und nach gelesen werden, sondern wie Bilder auch ganzheitlich und wahrnehmungsnah erscheinen. Steinseiffer (2013) fragt deshalb nach Möglichkeiten, Texte als Diagramme aufzufassen. Man erinnert sich an den Ansatz der Social Semiotics, in dessen Zusammenhang Kress/van Leeuwen schon 1996 mit „Reading Images“ wichtige Interpretationskategorien entwickelt haben, nicht zuletzt auch sehr mutige Hypothesen zur Gestaltung von Zeitungsfrontseiten. Bei uns hat sich unter dem Stichwort ‚Textdesign‘ eine Forschungsrichtung entwickelt, die auch auf die Orientierungsfunktion der Textgestaltung achtet (z.B. Bucher 1996).

Weitergehend noch ist die Pointe der Diagrammatologie, dass mit Diagrammatischem auch ein epistemisches Potenzial von Schrift und Text verbunden ist, das über die Darstellung hinaus eine operationale kognitive Ressource enthält, also eine eigensinnige Art der Semiose und damit auch des Denkens ermöglicht, eine Art von „Verfertigung der Gedanken beim Schreiben bzw. Textgestalten“. Zwischenräume, Anordnungen, all das, was man Mikro- und Makrotypographie nennt, spielen dabei keine geringe Rolle; sie zeigen jedenfalls, dass die Visualität von Texten über die triviale Tatsache, dass sie mit den Augen aufgenommen werden, weit hinausgeht.

Wir können unserem eingangs betrachteten Plakat, selbst wenn wir die Schrift nicht lesen können, eine ganze Menge an Bedeutung entnehmen (siehe Abb. 3a), z.B. was die Gewichtung der Informationen angeht, was nicht allein an den grafischen und farblichen Elementen hängt, sondern auch an der Anordnung, Größe und Gestaltung der Schriftzeichen. Und selbst einer unscharfen Bleiwüste wie der daneben (siehe Abb. 3b) sehen wir an, dass es sich um ein Inhaltsverzeichnis handelt (Steinseiffer 2013).

Abb. 3a und 3b: Poster und Inhaltsverzeichnis verwischt (letzteres aus Steinseifer 2013, S. 10)

Was zu zeigen war: Sprache, ob gesprochen oder geschrieben, ist – vielleicht von wenigen Sonderverwendungen abgesehen – intermedial, mit Visuellem, das immer auch ein ikonisches Potenzial hat, verbunden.

3.2 (Inter-)Medialität II: Vom „Machen“ der Audiovisualität

In technischen Medien ist der Zusammenhang von Sprache und Visualität vor allem unter zwei Aspekten betrachtet worden, als Text-Bild-Zusammenhang in Printmedien, von dem bisher auch schon die Rede war, und als (technische/ sekundäre) Audiovisualität, von der ich jetzt ein Beispiel behandeln werde.

Eine der immer noch aktuellen Fragen der Medienlinguistik, die auch das Leitthema der Jahrestagung 2009 war (Deppermann/Linke (Hg.) 2010), ist also das intermediale Zusammenspiel mit Sprache; wie gehen Stimme und Schrift, Bild und Ton in einen gemeinsamen Prozess der Semiose ein. Dabei sind allgemein immer zweierlei Beziehungen möglich: interkodale, also das Zusammenspiel verschiedener Zeichenarten, z.B. Sprach- und Bildzeichen, und/oder intermodale, d.h. das Zusammenspiel verschiedener Sinne, vor allem des auditiven und des visuellen Sinnes. Während wir die primäre Audiovisualität der *face-to-*

face-Interaktion im Alltag meistens routiniert hervorbringen und verstehen, treffen wir in technischen Medien auf alle Komplexitätsstufen einer artifiziell und in Teilen sehr kontrolliert hervorgebrachten Intermedialität, die aber – mit dem bekannten Phänomen der Transparenz von Medien – von den Rezipienten gleichwohl wie „naturwüchsig“ oder besser „kulturunspezifisch“ aufgenommen und verarbeitet wird, obwohl man sich natürlich prinzipiell über die Gemachtheit des Ganzen im Klaren ist.

Von der möglichen Komplexität solcher intermedialen Verflechtungen möchte ich hier einen Eindruck geben anhand einer kleinen Workplace-Studie, in der ich mich mit der Produktionsseite einer TV-Talkshow beschäftigt habe. Ich habe dazu im Jahre 2011 in der Bildregie des ZDF-Studios in Berlin während der Herstellung einer „Maybrit Illner“-Sendung als teilnehmender Beobachter Tonaufnahmen gemacht, um mehr darüber zu erfahren, wie die Kameraarbeit gesteuert und koordiniert wird. Ich kann hier natürlich nur kleine Eindrücke von diesem Setting geben und werde mich auf die beiden Aspekte konzentrieren, wie (1) generell Kamerabilder gesteuert werden und (2) wie außerdem zusätzliches großformatiges Bildmaterial auf einer Leinwand hinter den Talkshowteilnehmern eingespielt wird. Meine Leitfrage ist dabei, wie und wie weit überhaupt das komplexe semiotische Material kontrolliert werden kann, inwiefern man also wirklich vom ‚Machen‘ sprechen kann, oder ob nicht eigentlich ein semantisches multikodales und multimodales Rhizom wuchert, das niemand so recht überblicken kann, trotz hochprofessioneller vielseitiger und ständiger Kontrollversuche eines aufwändigen Produktionsapparats.

3.2.1 Zur Maybrit-Illner-Sendung vom 26. Mai 2011

Im Vorfeld der angekündigten neuen Talkshow-Struktur in der ARD hatte das ZDF ihrem Talkshow-Flaggschiff, der Donnerstagabend-Sendereihe ‚Maybrit-Illner‘, ein neues Outfit gegeben. Dazu wurde der Schauplatz aus dem Innenhof des Berliner ZDF-Gebäudes in ein Studio zu ebener Erde verlegt, mit zwei flankierenden Publikumstribünen, einem nach vorne einladend offenen Rundtisch (anstelle der früheren Sichelsitzanordnung ohne Tische), und vor allem mit einer großen Bildwand im Hintergrund, die als Projektionsfläche Raum für zusätzliches semiotisches Material bietet (siehe Abb. 4). Zusammen mit insgesamt sieben Kameras (vier fahrende, eine Steadycam, eine am Kran und eine von der Decke hängende für den Schuss auf Maybrit Illners Tablet, von dem aus die Einspieler gestartet werden können) ergibt dies eine gesteigerte Komplexität, die auch gesteigerte Anforderungen an das gesamte Team stellt, besonders natürlich an die Bildregie.

Abb. 4: Setting „Maybrit Illner“

In der dokumentierten Sendung wurde der damals aktuelle Prozess gegen den TV-Moderator Jörg Kachelmann und seine mediale Begleitung thematisiert. In der Abbildung 4 sieht man auch die Sitzverteilung der Protagonisten, von links: Rüdiger Bagger (ehem. Staatsanwalt), Alice Schwarzer („Emma“-Herausgeberin), Gerhard Strate (Starranwalt), Hans-Hermann Tiedje (ehem. „Bild“-Chef), Mark Benecke (Kriminalbiologe); in der ersten Reihe links sitzt (hier nicht sichtbar) außerdem ein Gast, der zwischendurch an einem Stehpult befragt wird: Sabine Hartwig (als Vertreterin der Opfer-Organisation „Weißer Ring“).

3.2.2 Der semiotische Beitrag der Kameraszenierung

In verschiedenen Arbeiten (Holly 2010, 2012, ersch. demn.) habe ich verschiedene Funktionen herausgearbeitet, die als semiotischer Beitrag der Kamerainszenierung in Polit-Talkshows verstanden werden können. Dabei verwende ich den Begriff der ‚Transkriptivität‘, den Ludwig Jäger (2002) zur Theorie der Bedeutungs-genese durch intramediale und intermediale Bezugnahmepraktiken entwickelt hat. So werden Zeichen derselben oder unterschiedlicher Medialität aufeinander bezogen, um „anders lesbar“ (oder gerade unlesbar) gemacht zu werden, durch Paraphrase, Explikation, Erläuterung, Kommentierung, Übersetzung usw. Nach dieser Logik kann man auch die Beziehungen zwischen Wortbeiträgen und Bildkomponenten in solchen Talkshows verstehen, so dass eine These der Bild-Sprach-Transkription lauten könnte: Die Kameraführung in Polit-Talkshows generiert durch die Selektion von Einstellungen und Umschnitten Bedeu-

tungskomponenten, die sprachliche Äußerungen „transkribieren“, d.h. überformen, implizit kommentieren und dadurch „anders lesbar“ machen. Brisant ist vor allem, dass so die alleinige Auktorialität dem Sprecher entzogen wird und er die „performative Letztfassung“ seines Beitrags nicht mehr selbst kontrolliert, sondern sich partiell an Instanzen technischer Medialität ausliefert, die nahezu unmerklich auch auf den Rezipienten wirken können.

Zusammenfassend kann man als die drei wesentlichen Funktionen der Kamerainszenierung ansehen (siehe dazu Holly 2010, 2012, ersch. demn.): (1) die visuelle Profilierung des jeweiligen Sprechers; (2) Abwechslung, Gliederung, Strukturierung des thematischen Ablaufs; (3) die Kontextualisierung von Beteiligungsrollen und Frames, indem Einstellungen bestimmter Personen als implizite Kommentierungen zum gerade Gesagten oder als implizite Hinweise auf bestimmte Themen oder semantische Frames verstanden werden können, für die sie stehen.

3.2.3 Komplexität, Automatismen und Kontrollversuche

Geht man davon aus, dass Bilder und Sprachbeiträge sich *wechselseitig* transkribieren, gilt auch das Umgekehrte. Keine Bildregie kann vollständig vorhersehen, wie das Gesagte die Bilder überschreibt. Alle Beteiligten müssen also damit rechnen, dass es zu ‚Automatismen‘ kommt, so nennen Bublitz et al. (2010, S. 9) „Abläufe, die sich einer bewussten Kontrolle weitgehend entziehen“. Mit solchen Automatismen ist generell jeder Sprecher ständig konfrontiert, erst recht aber im Kontext technischer Medialität (siehe auch Holly 2012). Dies gilt *handlungstheoretisch*, insofern Handlungen zwar prinzipiell kontrollierbar sind, aber nicht immer kontrolliert (so dass wir es gelegentlich mit versehentlichen und fahrlässigen Handlungen zu tun haben). *Sprachtheoretisch* gesehen sind die Sprecher nicht ganz frei, sondern an die sozialen Gestalten einer jeweils vorfindlichen Sprachgemeinschaft gebunden, die Sprache als „invisible-hand“-Phänomen hervorbringt. *Zeichentheoretisch* betrachtet, muss jeder Sprecher immer symptomhafte Anteile seiner Äußerungen bedenken, die z.B. durch die Leiblichkeit der Stimme und der weitgehend routinierten und automatisierten Körpersprache nur begrenzt kontrollierbar sind. *Medientheoretisch* kommt mit Techniken unterschiedlicher Komplexität ein jeweiliges Inszenierungsdispositiv hinzu, das den Protagonisten und Machern ein doppeltes Problem auferlegt, insofern sie nicht nur mit den eigenen, sondern auch mit anderen Unkontrollierbarkeiten konfrontiert werden. Insgesamt kann man also eine derart komplexe Live-TV-Sendung als ein multikodales, multimodales und multiauktoriales Textgeflecht ansehen.

Deshalb gilt grundsätzlich: In Talkshows überlagern sich die körpergebundenen Sprach- und Körpersprachzeichen mit den technisch kodierten Ton- und Bildartefakten, so dass das Gesamtergebnis ein relativ komplexes audiovisuelles Geflecht von transkriptiven Spuren darstellt, das niemand ganz und gar kontrolliert, auch wenn einzelne Elemente mit mehr oder weniger Berechtigung der Autorschaft von jeweiligen Akteuren zugeschrieben werden können. Keiner überblickt je, was der andere gleichzeitig transkriptiv unternimmt, geschweige denn, dass die möglichen Transkriptqualitäten einhellig beurteilt werden. Unmittelbar anschaulich ist aber für den reflektierten Beobachter der ständig wachsende Kontrollversuch der Macher, die eine perfekte Inszenierung anstreben.

Für die dokumentierte Sendung lassen sich vielfältige Elemente einer solchen Inszenierungskontrolle festhalten. Zunächst gibt es von der Redaktion im Vorfeld erarbeitete Ablaufpläne, also ziemlich detaillierte Skripts mit vorformulierten Fragen der Moderatorin, eine ziemlich genaue Profilierung der eingeladenen Gäste, die schon in der Vorstellung und manchmal auch in zusätzlichen ‚Einspielen‘ auf bestimmte inhaltliche Positionen und Argumente zuspitzend festgelegt werden, so dass man sie im Sinne einer bestimmten Dramaturgie an bestimmten Stellen abrufen kann. Es werden sogar mit studentischen Hilfskräften als Stellvertretern der Gäste Probeläufe veranstaltet, die nicht nur der Vorbereitung bestimmter Kamerapositionen und Einstellungskonfigurationen dienen, sondern auch das Skript unter Studiobedingungen zu testen erlauben. Zur Koordination des großen differenziert und spezialisiert beitragenden Teams dient eine diskret funktionierende sogenannte „offene Regie“, bei der alle wichtigen beteiligten Macher im Studio durch „In-Ear-Monitoring“ untereinander und mit der Bildregie verbunden sind. Sie verständigen sich fortlaufend und besonders an strukturell wichtigen Schaltstellen über das Antizipieren möglicher Fortsetzungen, so dass jeder jederzeit optimal vorbereitet ist und eine rasche und flexible Korrektur bei unvorgesehenen Abläufen und erst recht bei dennoch unvermeidlichen kleinen und größeren „Schnitzern“ möglich wird. Zum erhöhten Kontrollaufwand tragen auch die vorbereiteten Einspieler und nun im „neuen“ Setting auch die Bildwandprojektionen bei, die ad hoc aufmontiert werden. Um die Frage, wie dieses Bildwandmaterial eingesetzt und der Einsatz jeweils prozessiert wird, soll es nun im nächsten Abschnitt gehen. Zuvor werde ich noch an einem Beispiel der Arbeit in der Bildregie zeigen, wie die visuelle Profilierung von Sprechern gesteuert wird.

So war dem Regisseur aufgefallen, dass einer der Gäste auffällig tätowierte Hände hat, die zur optischen Charakterisierung bei Gelegenheit ins Bild genommen werden sollen. Deshalb weist er den für diesen Gast üblicherweise zuständigen Kameramann präventiv an:

„F. [Kamera 3] wenn de mal die hände von dem äh Benecke bekommst mit den ganzen tattoos ja wenn er redet genau [...] jetzt nicht [...] wenn er demnächst mal redet [...]

Als es dann so weit ist, lautet die Regieanweisung, die zu der entsprechenden Einstellung (Abb. 5) führt:

„jetzt Benecke hände s hat er se irgendwie grad noch unten [...] und jetzt die – wart ich sags dir genau ---- die drei drei -- zieh auf -- oder hoch – genau“

Abb. 5: Benecke Hände

An diesem Beispiel kann man erkennen, wie die Live-Sendung dadurch lebt, dass man optimal vorbereitete Bildinszenierungen in der Situation exakt prozessiert – und dabei flexibel bleibt. Der Regisseur hatte sich die Auflösung der GroßEinstellung auf die Hände nämlich als Rückwärtszoom vorgestellt („zieh auf“), ist dann aber auch mit der vom Kameramann gewählten Lösung, einem Aufwärtsschwenk einverstanden („oder hoch“).

3.2.4 Die Bildwand

Ein Großteil der Aufmerksamkeit in der Bildregie geht um das Management der adäquaten zusätzlichen Bebilderung auf der noch relativ neuen Projektionswand.

Dafür sind mehrere statische Bilder vorbereitet, die dann an passenden Stellen eingeblendet werden können. In der dokumentierten Sendung sind das:

1. die sogenannte „Fotostrecke“: eine Collage von Zeitschriftentiteln mit Fotos von und Schlagzeilen zu Kachelmann; sie wird als Standard verwendet, wenn gerade kein anderer Hintergrund durch bestimmte Äußerungen „abgerufen“ wird;
2. das Bild einer goldenen Justitia-Statue vor einem blauen Himmel;
3. drei Aufnahmen von Kachelmann aus dem Kontext des laufenden Prozesses: je eine mit den beiden Verteidigern, eine auf einem Flur und eine beim Aussteigen zwischen Gefangenentransportwagen und Gerichtseingang;
4. ein Bild des französischen Politikers Dominique Strauss-Kahn, der wie Kachelmann einer Vergewaltigung beschuldigt worden war.

Die Bilder sind also durch den thematischen Frame der Sendung motiviert und liefern selbst semantische Kontextualisierungen, die sie dem gesprochenen Text hinzufügen, allerdings ohne Wissen und Zutun der Sprecher. Sie funktionieren – wie die Kameraeinstellungen selbst – als optische Kommentare und formieren einen eigenen visuellen Frame. In unserem Fall thematisieren sie in erster Linie die mediale Aufbereitung des Kachelmann-Themas, die Prozess-Rolle Kachelmanns als Beschuldigter/Angeklagter, und zwar im Rahmen der allegorisierten Justiz, die ebenfalls problematisiert wird, und schließlich den Parallellfall des Prominenten Strauss-Kahn als Zentralfigur eines Sexskandals.

Diese visuellen Frame-Elemente werden ihrerseits in der Sendung durch verbale Elemente ausgelöst; für solche Frameaktivierungen unterscheidet Fillmore (1985, S. 232, zitiert nach Ziem 2008, S. 232) zwischen „invoked“ und „evoked“, je nachdem ob es sich um eine Interpretationsleistung des Rezipienten handelt, die gewissermaßen von außen an den Text herangetragen wird, oder einen konventionell mit dem Text assoziierten Frame. In unserem Fall werden die Bilderframes außer dem Standardbild des Medienkontextes vom Sprecher ‚evoziert‘, denn alle Nicht-Standardbilder sind durch Verbaltextstellen motiviert.

Hier ein Beispiel: In einer Äußerung von Alice Schwarzer, die vom Kachelmann-Prozess für die Bild-Zeitung berichtet hat und sich als Frauenrechtlerin dabei eindeutig gegen Kachelmann positioniert hat, wird der Name Strauss-Kahn genannt. Dies führt nahezu reflexartig zu einer entsprechenden Anweisung des Bildregisseurs (+, # für zeitgleiche Einsätze; // für Bildumschnitte):

Sprechertext	Bildregie
jede zweite vergewaltigung passiert innerhalb einer // beziehung also durch den eigenen ehemann oder freund und wie sie eben schon sachten wird dann natürlich // die beweislage ganz schwierig herrn strauss-kahn wird es schwerfallen + äh überzeu-gend darzulegen dass ihn äh die schwarze putzfrau innerhalb einer halben stunde überfallen hatund sich // sein glied inn mund gesteckt hat und dann extra schreiend rausgelaufen ist das wird schwierig aber wenn // eine beziehung is kann # natürlich	+ strauss-kahn dsk vor gericht wechsel jetzt? ja wechsel – okay achtung für die drei und die drei # da isser ja

Hier braucht die Kamerainszenierung zwei Schritte. Nachdem der Regisseur mit deutlich erhobener Stimme den Namen *Strauss-Kahn* wiederholt und mit dem „Codewort“ für das vorbereitete Bild „DSK [für Dominique Strauss-Kahn] vor Gericht“ und der fragend intonierten Vorbereitung „Wechsel jetzt?“ und der entsprechenden Bestätigung „ja Wechsel“ das Bild auf die Bildwand hat montieren lassen, wird in einem zweiten Schritt auf die Kamera umgeschnitten („die drei“), in deren Perspektive die Bildwand auch für den Zuschauer sichtbar ist. Dies wird zufrieden quittiert: „Da isser ja“ – das Manöver hat geklappt (siehe Abb. 6).

Abb. 6: DSK vor Gericht – „Da isser ja“

Nicht immer klappt das komplexe Spiel reibungslos. Es gibt nicht nur die Möglichkeit, vorbereitete Standfotos zu projizieren, sondern auch bewegte Kameraeinstellungen; davon wird allerdings seltener Gebrauch gemacht, so dass es in der folgenden Episode zu einem Missverständnis kommt:

R: *guck mal die quatschen noch mal in der 3 da gemeinsam* – [C: *und die 4*] -- *äh die 2 mal auf die wand -- äh die 2 auf die WAND warum machst du denn auf J. dann in dem moment acht- ---wieder zurück zurück zurück 1 zufahrn 1 --- und maz ab*

Hier will der Regisseur (R) das Bewegtbild der Kamera 2 „auf die Wand“ montiert haben, während die Cutterin (C) den Routine-Umschnitt erledigt; der Kameramann (J) versteht die Äußerung aber als Aufforderung, die Wand ins Bild zu nehmen und macht einen entsprechenden Rückwärtszoom. Das löst eine irritierte Reaktion aus („Warum machst du denn auf?“) und veranlasst eine Korrektur („wieder zurück zurück zurück“). Die Situation wird gerettet, weil ohnehin ein Einspieler vorgesehen war („MAZ ab“). Während nun der Einspieler läuft und alle erst mal etwas entspannen können, gibt es eine kleine klärende Nachverbrennung:

R: *J. warum fährst du w was machst du da wenn ich sage auf die wand*

J: *die 2 auf die wand zu*

R: *die zwei wollten WIR auf die wand doch nicht DU auf die wand sondern wir machen dein bild auf die wand* [lacht]

Wie man sieht, handelt es sich um ein klassisches Missverständnis, ausgelöst durch die Polysemie der Kurzformel „auf die Wand“, die keinen Agens hat und der eine explizite Adressierung fehlt; gemeint war die Anweisung für denjenigen Mitarbeiter, der Bilder auf die Bildwand setzt, nicht für den Kameramann, der dachte, er solle die Wand ins Bild nehmen. Kein Zuschauer konnte diese Panne bemerken, es ist lediglich eine Idee des Regisseurs nicht umgesetzt worden. Die Komplexität der Abläufe und der hohe Zeitdruck machen solche kleinen Pannen durchaus wahrscheinlich. Umso wichtiger ist eine optimale Vorbereitung, die ständige Antizipation des nächsten Schrittes und die dauernde Konzentration des gesamten Teams.

Die Live-Performanz erfordert ein optimal vorbereitetes und gut eingespieltes Team, das einerseits feste Praktiken, andererseits flexible Manöver beherrscht, um nicht vorhersehbare Züge begleiten zu können. Durch die getrennte Hervorbringung und technisch kombinierte Inszenierung des semantisch heterogenen Materials entstehen komplexe Bedeutungsgeflechte als Spuren, teils musterhaft und intendiert, teils musterhafte Automatismen.

Während das verbale „Framing“ weitgehend in der Kontrolle der Protagonisten bleibt, sind die kamera-inszenierten Frameinvokationen und -evokationen von ihnen nicht kontrollierbar. Auch die Inszenierer können nicht beliebiges Bildmaterial einspielen, sondern arbeiten im nur partiell vorhersehbaren Ablauf live/online jeweils reaktionsschnell und nach aktuellen Erfordernissen. Umso mehr sind sie auf allgemeine und leicht nachzuvollziehende Wissensstrukturen angewiesen, können aber Perspektivierungen einbringen, indem sie das transkriptive Potenzial nutzen.

4 Fazit

Der Blick auf die Herausbildung einer Medienlinguistik führt auf die Spur von Intermedialität, vor allem von Sprache und visuellen Kodes. Sowohl Lautsprache als auch Schrifttexte erweisen sich bei genauerer Betrachtung als multimodal bzw. intermedial.

Für die Lautsprache gilt, dass sie üblicherweise mit visuellen Gesten kombiniert auftritt. Schrifttexte werden nicht nur häufig mit Bildern und Diagrammen zusammengebracht, sondern enthalten selbst als ‚Sehflächen‘, durch Makro- und Mikrotypografie nur visuelle Zeichenqualitäten, die deshalb auch nicht vorgelesen werden können.

In technischen Kontexten sekundärer Audiovisualität sind die intermedialen Bezüge zwischen Lautsprache und Visuellem vielfältig, wie das Beispiel einer Polit-Talkshow gezeigt hat. Der Produktionsprozess der visuellen Inszenierung offenbart den Versuch, die multiauktoriale und damit ziemlich komplexe Dynamik von zweierlei Performanz zu überblicken – und durch Steuerung der Kameraperformanz auch die transkriptiven Bezüge zu den Sprachperformanzen der Protagonisten. Dazu haben sich Routinen ausgebildet und Konventionen der Funktionalität (Sprecherprofilierung, Strukturierung, Kontextualisierung von Beteiligungsrollen und Frames). Allgemein gilt: Kameraführung in Polit-Talkshows generiert durch die Selektion von Einstellungen und Umschnitten Bedeutungskomponenten, die sprachliche Äußerungen „transkribieren“, d.h. überformen, implizit kommentieren und dadurch „anders lesbar“ machen. Brisant ist vor allem, dass so die alleinige Auktorialität dem Sprecher entzogen wird und er die „performative Letztfassung“ seiner Rede nicht mehr kontrolliert. Bildwandmaterial ist hierfür ein weiteres prominentes Beispiel, indem es seinerseits nicht nur stereotype Frames aufruft, sondern auch zusätzliche Bedeutungskomponenten und Perspektivierungen einbringt.

Es entstehen hochkomplexe Geflechte oder Rhizome von simultan wahrnehmbarem sprachlichem und bildlichem Material, das trotz intensiver Kontrollanstrengungen der Macher von keinem der Beteiligten ganz kontrollierbar ist.

Im Lichte der unhintergehbaren Medialität und Intermedialität von Sprache, die immer auch Visualität einschließt, erst recht aber im Kontext der mannigfachen intermedialen Phänomene in technisch komplexer Kommunikation kann man für die Entwicklung der letzten 50 Jahre festhalten: Die Sprachwissenschaft hat ihren Gegenstand im Hinblick auf Medialität und Intermedialität neu definiert und erweitert und es erscheint mehr als gerechtfertigt, wenn Ulrich Schmitz in einem Aufsatz-Titel fordert: „Warum sogar Sprachwissenschaftler auch Bilder betrachten müssen“ (Schmitz 2005).

Literatur

- Althaus, Hans-Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert E. (Hg.) (1980): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Bauer, Matthias/Ernst, Christoph (2010): Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld. (= Kultur- und Medientheorie). Bielefeld.
- Biere, Bernd U./Henne, Helmut (Hg.) (1993): Sprache in den Medien nach 1945. (= Reihe Germanistische Linguistik 135). Tübingen.
- Biere, Bernd U./Hoberg, Rudolf (Hg.) (1996): Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen. (= Studien zur Deutschen Sprache 5). Tübingen.
- Brinker, Klaus et al. (Hg.) (2000): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1). Berlin/New York.
- Bublitz, Hannelore et al. (Hg.) (2010): Automatismen. (= Schriftenreihe des Graduiertenkollegs „Automatismen“). München.
- Bucher, Hans Jürgen (1996): Textdesign – Zaubermittel der Verständlichkeit? Die Tageszeitung auf dem Weg zum interaktiven Medium. In: Hess-Lüttich, Ernest W. B./Holly, Werner/Püschel, Ulrich (Hg.): Textstrukturen im Medienwandel. (= Forum angewandte Linguistik. Publikationsreihe der Gesellschaft für Angewandte Linguistik 29). Frankfurt a.M. u.a., S. 31–59.
- Burger, Harald (1984): Sprache der Massenmedien. (= Sammlung Götschen 2225). Berlin/New York.
- Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hg.) (2010): Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2009). Berlin/New York.
- Domke, Christine (2010): Texte im öffentlichen Raum. In: Bucher, Hans-Jürgen/Glönz, Thomas/Lehnen, Katrin (Hg.): Neue Medien – neue Formate. Ausdifferenzierung und Konvergenz in der Medienkommunikation. (= Interaktiva. Schriftenreihe des Zentrums für Medien und Interaktivität 10). Frankfurt a.M./New York, S. 257–281.
- Ermert, Karl (1979): Briefsorten. Untersuchungen zur Theorie und Empirie der Textklassifikation. (= Reihe Germanistische Linguistik 20). Tübingen.

- Fillmore, Charles (1985): Frames and the semantics of understanding. In: Quaderni di Semantica 6, S. 222–254.
- Fricke, Ellen (2012): Grammatik multimodal. Wie Wörter und Gesten zusammenwirken. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 40). Berlin/Boston.
- Fricke, Ellen (2013): Towards a unified grammar of gesture and speech: A multimodal approach. In: Müller, Cornelia et al. (Hg.): Body – Language – Communication. An international handbook on multimodality in human interaction. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 38.1). Berlin/Boston, S. 733–754.
- Gross, Sabine (1994): Lese-Zeichen. Kognition, Medium und Materialität im Lese-prozess. Darmstadt.
- Heinemann, Wolfgang (2000): Textsorte – Textmuster – Texttyp. In: Brinker et al. (Hg.), S. 507–523.
- Holly, Werner (2010): Besprochene Bilder – bebildertes Sprechen. Audiovisuelle Transkriptivität in Nachrichtenfilmen und Polit-Talkshows. In: Deppermann/Linke (Hg.), S. 359–382.
- Holly, Werner (2012): Transkriptiv kontrollgemindert: Automatismen und Sprach-Bild-Überschreibungen in Polit-Talkshows. In: Conradi, Tobias et al. (Hg.): Schemata und Praktiken. (= Schriftenreihe des Graduiertenkollegs ‚Automatismen‘). München, S. 161–189.
- Holly, Werner (Hg.) (2013): Themenheft Textualität – Visualität. Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41.
- Holly, Werner (ersch. demn.): Bildinszenierungen in Talkshows. Medienlinguistische Anmerkungen zu einer Form von „Bild-Sprach-Transkription“. In: Girth, Heiko/Michel, Sascha (Hg.): Multimodale Kommunikation in Polit-Talkshows. Stuttgart.
- Holly, Werner/Biere, Bernd U. (Hg.) (1998): Medien im Wandel. Opladen/Wiesbaden.
- Jäger, Ludwig (2001): Sprache als Medium. Über die Sprache als audio-visuelles Dispositiv des Medialen. In: Wenzel, Horst/Seipel, Wilfried/Wunberg, Gotthart (Hg.): Audiovisualität vor und nach Gutenberg. Zur Kulturgeschichte der medialen Umbrüche. (= Schriften des Kunsthistorischen Museums 6). Wien, S. 19–42.
- Jäger, Ludwig (2002): Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik. In: Jäger, Ludwig/Stanitzek, Georg (Hg.): Transkribieren. Medien/Lektüre. München, S. 19–41.
- Koch, Peter/Österreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15–43.
- Kallmeyer, Werner (Hg.) (2000): Sprache und neue Medien. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1999). Berlin/New York.
- Krämer, Sybille (2003): ‚Schriftbildlichkeit‘ oder: Über eine (fast) vergessene Dimension der Schrift. In: Krämer, Sybille/Bredenkamp, Horst (Hg.): Bild, Schrift, Zahl. Paderborn/München, S. 207–210.
- Krämer, Sybille (2010): Sprache, Stimme, Schrift. In: Linke/Deppermann (Hg.), S. 13–28.
- Krämer, Sybille/Cancik-Kirschbaum, Eva/Totzke, Rainer (Hg.) (2012): Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen. (= Schriftbildlichkeit 1). Berlin.
- Kress, Gunther/van Leeuwen, Theo (1996): Reading images. The grammar of visual design. London/New York.
- Lobin, Henning (2009): Inszeniertes Reden auf der Medienbühne. Zur Linguistik und Rhetorik der wissenschaftlichen Präsentation. (= Interaktiva 8). Frankfurt a.M.

- Schmitt, Roland (Hg.) (2007): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 38). Tübingen.
- Schmitz, Ulrich (1987): Sprache und Massenkommunikation. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sociolinguistics. An international handbook of the Science of Language and Society. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1). Berlin/New York, S. 820–832.
- Schmitz, Ulrich (2004): Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen. (= Grundlagen der Germanistik 41). Berlin.
- Schmitz, Ulrich (2005): Blind für Bilder. Warum sogar Sprachwissenschaftler auch Bilder betrachten müssen. In: OBST-Redaktion (Hg.): Paradigms lost. (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 69). Bremen, S. 187–227.
- Schmitz, Ulrich (2011): Sehflächenforschung. Eine Einführung. In: Diekmannshenke, Hajo/Klemm, Michael/Stöckl, Hartmut (Hg.): Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele. (= Philologische Studien und Quellen 228). Berlin, S. 23–42.
- Steinseifer, Martin (2013): Texte sehen – Diagrammatologische Impulse für die Textlinguistik. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41, S. 8–39.
- Straßner, Erich (1980): Sprache in Massenmedien. In: Althaus/Henne/Wiegand (Hg.), S. 328–337.
- Volodina, Maja N. (Hg.) (2013): Mediensprache und Medienkommunikation im interdisziplinären und interkulturellen Vergleich. Mannheim.
- Ziegler, Arne/Dürscheid, Christa (Hg.) (2002): Kommunikationsform E-Mail. (= Textsorten 7). Tübingen.
- Ziem, Alexander (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. (= Sprache und Wissen 2). Berlin/New York.

Angelika Wöllstein (Mannheim)

Grammatik – explorativ

Hypothesengeleitete und -generierende Exploration variierender Satzkomplementationsmuster im standardnahen Deutsch

Abstract: Die am IDS aufgebauten großen Korpora ermöglichen es, vermeintlich freie und aus grammatikographischer Sicht eben dadurch problematische Varianten des Standarddeutschen systematisch in den Untersuchungsfokus zu stellen. Mit spezifischen Techniken und Werkzeugen kann die korpuslinguistische Arbeit dabei eine recht theorieunabhängige Beschreibung einzelner Varianten grammatischer Phänomene leisten und deren Häufigkeit bestimmen; damit stellt sie auch eine transparente quantitativ-statistische Basis für die Validierung von in der einschlägigen Literatur vertretenen Hypothesen bereit.

Wie im Beitrag gezeigt werden soll, ist die Auswertung von Korpusdaten beträchtlichen Umfangs mit modernen computerlinguistischen und statistischen Methoden ganz besonders geeignet, grammatische und außersprachliche Faktoren zu identifizieren, deren Interaktion die Wahl zwischen den vermeintlich freien Alternativen bestimmt.

1 Einleitung¹

Vor dem Hintergrund einer nicht-quantifizierenden empirischen Tradition in den Projekten der Abteilung „Grammatik“ wurden unter der Leitung von Gisela Zifonun reiche deskriptive und theoretische Erträge erzielt. Dabei hatte die Grammatikforschung nicht nur immer an den aktuellen grammatischen Fragestellungen

¹ An dieser Stelle möchte ich besonders Patrick Brandt als Partner der Pilotstudie sowie dem Team danken, das an der Pilotstudie ebenfalls mitgearbeitet hat; für die methodische Unterstützung Sandra Hansen-Morath, Marek Konopka, Hans-Christian Schmitz, Roman Schneider sowie für die Datenarbeit den wissenschaftlichen Hilfskräften Nagehan Cetin, Monica Fürbacher und Susanne Kabatnik. Ein weiterer Dank geht an Eric Fuß für die Diskussion der Forschungsfragen und an Saskia Schmadel für die Mitwirkung bei der Präsentation des Vortrags. Mein besonderer Dank aber gilt meiner Kollegin und Freundin sowie Kooperationspartnerin Irene Rapp (Universität Tübingen); sie hat mit ihrer aktuellen Studie zum Thema den Einstieg in das hypothesengeleitete Vorgehen hier erst ermöglicht.

und Problemen teil, vielmehr setzte sie Standards in der Grammatikographie und prägte neben der kontrastiven insbesondere die einzelsprachliche Forschung im Bereich des Deutschen. Als Erkenntnisquellen weiter systematisch herangezogen und ausgebaut wird künftig die kontrastive (nunmehr typologisch geprägte) sowie (neu hinzugekommen) die korpusorientierte quantitative Forschung – auch zum gegenseitigen Nutzen. Damit stehen ein *korpuslinguistischer* sowie ein *sprachvergleichender* Zugang zur Grammatik des Deutschen als Abteilungsprogramm fest.

Die am IDS aufgebauten Korpora ermöglichen es, sehr große natürlichsprachliche Datenmengen zu explorieren und vermeintlich freie und aus grammatikographischer Sicht eben dadurch problematische Varianten des Standarddeutschen systematisch in den Untersuchungsfokus zu stellen. Der angestrebte Gewinn für ein solches Abteilungsprojekt wie die „Korpusgrammatik – grammatische Variation im standardsprachlichen und standardnahen Deutsch“ (kurz und im Folgenden: KoGra) besteht darüber hinaus darin, durch die vorgenommene Parametrisierung der Korpora nach (außer-)sprachlichen Faktoren die Variationsdimensionen bzw. die Variationsparameter systematisch zu erfassen und auszuwerten (Bubenhof/Konopka/Schneider 2013). Mit spezifischen Techniken und Werkzeugen kann die korpuslinguistische Arbeit dabei zunächst eine recht theorieunabhängige Beschreibung einzelner Varianten grammatischer Phänomene leisten, deren Häufigkeit bestimmen und damit eine transparente quantitativ-statistische Basis für die Evaluierung bzw. Validierung von in der einschlägigen Literatur vertretenen Hypothesen bereitstellen (Lüdeling 2007). Zudem führt die Arbeit mit großen Sätzen tatsächlich vorkommender Sprachdaten zu Präzisierungen und neuen Fragestellungen, indem sie vorher gar nicht in Anschlag gebrachte Phänomene zutage fördert (Eichinger 2011) und Hinweise gibt auf generellere, auch sprachübergreifend wirksame Prinzipien, die sich einzelsprachlich in quantifizierbaren Tendenzen niederschlagen.

Der vorliegende Beitrag berichtet von der Vorarbeit an einer Grammatik zu variationsträchtigen Phänomenen des Deutschen in Form von Pilotstudien, die der Tradition der Grammatikschreibung am IDS eine betont variationsensitive Dimension hinzufügt.² Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht eine hypothesengeleitete und -generierende Exploration variierender Satzkomplementationsmuster im standardnahen Deutsch.

² Derzeitiger Stand im KoGra-Projekt sind drei abgeschlossene Studien zur Variation von (i) Fugenelementen, siehe Donalies (2011) und Bubenhof/Hein/Brinckmann (2012), (ii) der Lexem- und Gebrauchsvariation von diversen Konnektoren, siehe Konopka/Waßner/Hansen (2013) und (iii) der Variation von Genitivmarkierung mit den Teilstudien zu endungslosen Genitiven, siehe

2 Variation bei der Selektion und Verwendung propositionaler Komplemente

Das Deutsche macht bei der Selektion propositionaler Komplemente wahlweise von der Option Gebrauch, finite (1a), (2a–c) oder infinite *satzwertige* Strukturen³ einzubetten (1b), (2d–f):

- (1) a. Alex leugnet/erzählt/gibt (es) zu, dass er am Marmeladenglas genascht hat.
b. Alex leugnet/erzählt/gibt (es) zu, am Marmeladenglas genascht zu haben.
- (2) a. Der Fahrer habe zugegeben, dass er in einer Kurve ein Verkehrsschild umgefahren hatte, meldet die Polizei. (RHP09/MAI.02382 Die Rheinpfalz, 19.5.2009, S. 19)
b. Sie haben zugegeben, dass sie in der Türkei waren. (RHZ06/JUN.10550 Rhein-Zeitung, 13.6.2006; Roman)
c. Der alte Mann hatte zugegeben, dass er seine Frau nach 48 Jahre Ehe umgebracht habe. (RHZ99/SEP.05297 Rhein-Zeitung, 7.9.1999; Nach 48 Jahren Ehefrau erwürgt)
d. Zudem habe sie geleugnet, die Scientology-Bewegung zu kennen. (T97/SEP.39617 die tageszeitung, 12.9.1997, S. 4, Ressort: Inland; Scientology-Mitglied zu Recht gekündigt)

Fuß (2013), Fuß/Konopka (2014), Konopka (2013), und den starken Genitivendungen, siehe Konopka (2014); zur Genitivstudie ist darüber hinaus eine Genitiv-Datenbank für die externe fachliche Nutzung entstanden (Konopka/Schneider 2013, vgl. <http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/korpus.genitivdb>) (Schneider 2014). Laufende Pilotstudien des Projekts beschäftigen sich mit der Variation von Gebrauchsbedingungen bei V2- und *dass*-Satz einbettenden Partizipien, der Variation von *d-/w*-Relativpronomina (Nrandt/Fuß 2014), der Univerbierung und der Variation bei der Selektion propositionaler Satzkomplemente. Alle Pilotstudien stützen sich auf die Ressource, die mit dem KoGra-DB Datenmodell zur Verfügung gestellt wurde, siehe <http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/korpus.ansicht>.

3 (*zu*-)Infinitive unter dem Aspekt *Satz(typ)* zu reflektieren, ist immer an spezifische theoretische Positionen gebunden, die determinieren, unter welchen Voraussetzungen ein Vollsatz gegeben ist. So gelten infinite Konstruktionen – anders als beispielweise Ellipsen – nicht als Vollsätze, erachtet man das Auftreten eines Subjekts als konstitutives Kriterium, da sie nicht mittels Expansion des zu komplettierenden Ausdrucks rekonstruiert werden können, vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, S. 2163) (*zu*-)Infinitivkonstruktionen gelten hier als obligatorisch eingebettete maximale Prädikate ohne Subjekt. Betrachtet man *zu*-Infinitivkonstruktionen dagegen unter dem Gesichtspunkt distributioneller syntaktischer Kriterien, so können sie – im Gegensatz zu reinen Infinitiven und Partizipien – als satzwertig gelten.

- e. In der ersten Verhandlung hatte der Mann noch geleugnet, gefahren zu sein. (RHZ02/SEP.20527 Rhein-Zeitung, 26.9.2002; Plötzliche Wendung im Prozess um rätselhafte Verfolgungsjagd)
- f. Hoeneß hatte schon nach dem souveränen 4:0 im Hinspiel offen zugegeben, Angst zu haben. (R98/AUG.68033 Frankfurter Rundschau, 26.8.1998, S. 16, Ressort: SPORT; Beckenbauer will Treffen mit Raznatovic vermeiden/Hitzfeld: „Konzentrieren“)

Welche Komplementsatztypen zur Auswahl stehen und welche Faktoren die Auswahl im Einzelnen jedoch bestimmen, wird in der Literatur seit langem intensiv diskutiert; vgl. ganz aktuell zu Bedingungen bei der tatsächlichen von *dass*- oder infiniten satzwertigen *zu*-Infinitiv-Strukturen Rapp (2013) sowie einschlägige Beiträge in Meibauer/Steinbach/Altmann (Hg.) (2013).⁴ Als ebenso zentrale Frage schließt sich direkt an, ob propositionale Komplemente selegiert werden und wenn ja, wie stark die Variation bei der tatsächlichen Verwendung propositionaler Komplemente durch entsprechende Verben ausgeprägt ist bei gleichzeitiger Wohlgeformtheit der Varianten. Beide Fragen werden in der Forschungsliteratur und in der Grammatikographie mit divergierenden Antworten und entsprechend unterschiedlichen (theoretischen) Standpunkten vertreten: Entweder wird a) die Selektion eines Komplementtyps der idiosynkratischen *lexikalischen Eigenschaft* des einbettenden V-Prädikatsausdrucks zugeschrieben oder aber b) als bestimmt durch die *semantische Passung* zwischen einbettendem V-Prädikatsausdruck und dem Komplement angesehen. Insbesondere unter der Auffassung in a) sieht man sich jedoch mit dem *Repräsentationsproblem* konfrontiert: Die lexikalische Festsetzung schließt die Erfassung der offenbar regelhaft mehr oder weniger starken Ausprägung bestimmter Muster von vornherein aus. Gleichzeitig können die Sachverhalte in i–iv als generell akzeptierte Fakten angeführt werden:

- i. Selegieren V-Prädikate *zu*-Infinitive, dann selegieren sie auch *dass*-Komplementsätze, nicht jedoch umgekehrt; d.h. die infinite satzwertige Struktur bildet eine formale Variante zum *dass*-Satz.
- ii. Es herrscht keine notwendige Referenzidentität zwischen dem Subjekt im *dass*-Satz und einem Aktanten im übergeordneten Satz im Gegensatz zum *zu*-Infinitivsatz.

⁴ Oppenrieder (2013); Axel-Tober (2013); Pittner (2013); Rapp/Wöllstein (2013). Vgl. darüber hinaus unter typologischer Perspektive u.a. Bolinger (1968); Givón (1980) sowie zum Dt. Sitta (1971); Boettcher/Sitta (1972); Beneš (1979); Starke (1988); Eisenberg (1989); Breindl (1989); Gallmann (1990); Bausewein (1990); Oppenrieder (1991); Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997); Reis (1997); Stiebels (2010).

- iii. *zu*-Infinitive sind grammatisch unspezifiziert.
- iv. *zu*-Infinitivsätze sind in der Regel in einer Kontrollstruktur mit dem übergeordneten Satz verknüpft.

2.1 Fakten

Komplementsätze – differenziert hinsichtlich ihrer Einleitungselemente *dass*, (*ob*) und *zu*⁵ – treten als propositionale Komplemente von V-Prädikatausdrücken auf (3a).⁶ Die Substitution von *dass*-Komplementsätzen durch eine *zu*-Infinitivkonstruktion (IK) ist für eine Teilmenge bestimmter V-Prädikate möglich bzw. wohlgeformt (3b):

- (3) a. Alex weiß/glaubt, *dass/ob* sie uns gefunden hat.
- b. Alex *weiß/glaubt, uns gefunden zu haben.

Hinsichtlich der Einleitungselemente ordnen Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, S. 1450 ff., 2254 ff.) einbettende V-Prädikate sog. Einleitungsklassen (= E) zu, siehe Tabelle 1; die Klassenbildung der Prädikate/Verben erfolgt nach wahrheitsfunktionalen Kriterien (Faktivität/Implikativität), die das eingebettete propositionale Komplement erfüllt.

E I:	<i>vergessen</i>	<i>ob/dass/zu</i>	<i>hören</i>	<i>ob/dass/*zu</i>
E II: -faktiv	<i>glauben</i>	<i>*ob/dass/zu</i>	<i>denken</i>	<i>*ob/dass/?zu</i>
E III: faktiv	<i>bestreiten</i>	<i>*ob/dass/zu</i>		
E IV: interrogativ	<i>fragen</i>	<i>ob/*dass/zu</i>	<i>prüfen</i>	<i>ob/*dass/*zu</i>

Tab. 1: Einleitungsklassen

Finite Komplementsätze können prinzipiell vom einbettenden Prädikat unabhängig zu interpretierende Aktanten einführen; es liegt somit nicht notwendig die Bedingung der Referenzidentität des Subjektaktanten in der eingebetteten Struktur mit einem Aktanten der Matrixstruktur vor:

⁵ Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) bezeichnen auch *zu* als Einleitungselement; diese Bezeichnung ist in gewisser Weise ungeschickt, da die Anwesenheit von *zu* und das Auftreten von Satzeinleitern in diesen Kontexten komplementär verteilt ist. Siehe zu dieser Problematik Höhle (1997).

⁶ *ob*-Komplementsätze werden in diese Untersuchung nicht einbezogen.

- (4) a. Sarah_i bedauert, dass sie_{i/j} uns nicht gefunden hat.
 b. Er_i bedauert, dass er_{i/j} das Lokal aufgeben muss: „Es hängt viel Herzblut daran.“ (B01/OKT.79977 Berliner Zeitung, 19.10.2001; Ein Abschied mit Wehmut, S. 10)

Aufgrund der grammatischen Unspezifiziertheit der *zu*-Infinitivkonstruktionen bezüglich der Merkmale Person und Numerus – neben Tempus und Modus – ist die overte lexikalische bzw. phonologische Realisierung der Subjektkonstituente nicht möglich. Wegen der fehlenden Realisierung dieser grammatischen Merkmale muss aber auch das Fehlen einer spezifischen Strukturposition angenommen werden, siehe Rapp/Wöllstein (2009, 2013)⁷, die in IKs offensichtlich nicht zur Verfügung steht. Mitverstanden wird aber ein implizites Subjekt (5a), das bei *zu*-Infinitivkonstruktionen in Komplementposition in aller Regel koreferent mit einem Aktanten (im Folgenden: Antezedenten) im Matrixsatz ist (5b).⁸ Diese Orientierungsstrategie (= Kontrolle) für die Interpretation des fehlenden Subjekts (= PRO)⁹ wird neben anderen Theorien auch im Rahmen des Kontrollkonzepts in der generativen Grammatik(theorie) rekonstruiert.

- (5) a. Felix_i leugnet/erzählt/gibt (es) zu, PRO_i am Marmeladenglas genascht zu haben.
 b. Der Prinz_i hatte 1994 im Fernsehen zugegeben, PRO_i ein Ehebrecher zu sein. (NUZ05/APR.00982 Nürnberger Zeitung, 9.4.2005; Britisches Brautpaar beichtet seine Sünden – Kein »Engel für Charlie«)

Abhängig von der Satzgliedfunktion des propositionalen Komplements und der Stelligkeit des einbettenden Prädikats variiert allerdings die Kontroll- bzw. Orientierungsstrategie: a) Subjektinfinitive weisen eine Orientierung an personal

⁷ Interessanterweise können nominativische Ausdrücke wie Quantoren und Pluralia, nicht aber (identifizierende) Individualausdrücke in freien Infinitiven bestimmten Typs im 1. Status und 3. Status realisiert werden, vgl. Reis (1995, S. 148, 2003, S. 163); Rapp/Wöllstein (2009, S. 166); Gärtner (2013, S. 204): *Alle mal herhören/hergehört*. Rapp/Wöllstein machen dafür das Vorhandensein einer funktionalen Strukturposition oberhalb der VP/vP verantwortlich, die bei *zu*-Infinitiven nicht zur Verfügung steht.

⁸ Vgl. zur Identifikation leerer Subjekte Bech (1983), Köpcke/Panther (1991, 2002) und zu verschiedenen Kontrollarten im generativen Paradigma Landau (2000), Wurmbrand (2001), Jackendoff/Culicover (2003).

⁹ Auf die in *zu*-Infinitiven festzustellende syntaktische Leerstelle wird in der generativen Grammatik als PRO (Pronomen oder Anapher) Bezug genommen. U.a. bei Grewendorf (1992, S. 161 ff., 277 ff.) wird PRO als pronominale Leerstelle aufgefasst.

belegten AKK/DAT//für-Phrase auf (Objektkontrolle); b) Objektinfinitive, eingebettet von 2-stelligen Prädikaten, weisen eine Orientierung an personal belegtem NOM-Subjekt auf (Subjektkontrolle; arbiträre Kontrolle ist nicht möglich außer bei Phasenverben und Verben der Sachverhaltskorrelation (generisch interpretiert)); c) Objektinfinitive, eingebettet von 3-stelligen Prädikaten, weisen potenziell zwei mögliche Orientierungsausdrücke auf. Einbettende Verben der Handlungssteuerung weisen Objektkontrolle auf (*bitten*-Gruppe (AKK), *befehlen*-Gruppe (DAT)); es gilt die Bedingung der Rollenverschiedenheit. Einbettende Verben der Selbstverpflichtung weisen Subjektkontrolle auf – es gilt die Bedingung der Rollengleichheit, vgl. auch Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, S. 1399 ff. und 1404 ff.) und Rapp/Wöllstein (2013, S. 341–342). Unter spezifischen Bedingungen, die nicht im Lexikon festgelegt werden können, ist allerdings ein Abweichen vom erwarteten Kontrollverhalten (6a) bei Passivierung (6b) und Modalisierung (6c) zu beobachten, vgl. hierzu u.a. Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, S. 1393 ff.) und von Stechow/Sternefeld (1988, S. 308 ff.).¹⁰

- (6) a. Alex_i verspricht ihr_j, PRO_{i/*j} Hans abzuholen.
 b. Alex_i verspricht ihr_j, PRO_{j/i} abgeholt zu werden.
 c. Alex_i verspricht ihr_j, PRO_{j/i} Hans abholen zu dürfen.

In IKs ist das implizite/logische Subjekt in der Regel mit einem Aktanten des einbettenden V-Prädikats in einer Kontrollstruktur¹¹ verbunden und koreferent mit diesem zu interpretieren (7a); es liegt Referenzidentität vor. Referenzidentität zwischen dem Subjekt des finiten Komplements mit einem im einbettenden Satz auftretenden Aktanten ist dagegen nicht zwingend, vgl. (4a) wiederholt als (7b).

- (7) a. Sarah_i bedauert, PRO_{i/*j} uns nicht gefunden zu haben.
 b. Sarah_i bedauert, dass sie_{i/j} uns nicht gefunden hat.

Wesentlich scheint im Umkehrschluss für die Selektion und (noch mehr) die konkrete Verwendung von *zu*-IKs nach Rapp (2013) die Eindeutigkeit – bzw. das Eindeutigkeitspotenzial – des einbettenden V-Prädikats zu sein, einerseits hinsicht-

¹⁰ Insbesondere Köpcke/Panther (2002, S. 198 ff.) versuchen darüber hinaus zu zeigen, dass Kontrolle nahezu ausschließlich über semantisches, pragmatisches und enzyklopädisches Wissen erschließbar ist.

¹¹ Zum Konzept der *Orientierung* und der Strategie siehe u.a. Bech (1983) sowie u.a. Růžička/Motsch (Hg.) (1983); Růžička (1999); Köpcke/Panther (1991, 1993, 2002); Wurmbrand (2001); Jackendoff/Culicover (2003); Stiebels (2010).

lich der grammatischen Gesamtspezifikation, insbesondere bzgl. Orientierung/Kontrolle, sowie andererseits – so meinen wir – der Aspekt der Ökonomie bei der Informationskodierung. Darauf wird in Abschnitt 5 detaillierter eingegangen.

2.2 Exploration

Bislang stand keine explorativ-quantitative Untersuchung der Verteilung von Verben im GWD, die tatsächlich mit *zu*-IKs auftreten bzw. verwendet werden, zur Verfügung. Im Rahmen unserer Pilotstudien haben wir unabhängig von Vorannahmen oder Verblisten zunächst eine Datenbasis von Verben generiert, die propositionale Komplemente (*zu*-IKs und *dass*-Sätze) einbetten. Quelle war die für das Projekt Korpusgrammatik aufgebaute Datenbank (= KoGra-DB), deren Inhalte auf dem Deutschen Referenzkorpus (DEREKo) am IDS basieren. KoGra-DB enthält drei automatisch erstellte morphosyntaktische Annotationen: TreeTagger, Connexor und Xerox. Die Datenbasis der KoGra-DB besteht aus 4.029.232.391 TreeTagger-Token in 200.303.766 TreeTagger-Sätzen. Die Extraktion verwendet die TreeTagger-Annotationen und Segmentierungen. Durchgeführt wurden drei nicht lemmabasierte Extraktionen, deren Ergebnis eine Liste der Lemmata/Types war. Die Korpusabfrage bezog sich auf rein strukturelle/lineare Informationen nach dem Muster in (8):

- (8) a. PartPerf, (X Y Z) *zu*-Infinitiv (*gebeten, zu schlafen/gebeten, ein Buch zu lesen/...*)
- b. *zu*-Infinitiv, PartPerf (*zu schlafen gebeten*)
- c. PartPerf, *dass*

Auf einen möglichen höheren Anteil der für unsere Fragestellung relevanten Treffer an der Gesamttreffermenge wurde zugunsten der Genauigkeit verzichtet; außer dem Perfekt wurden alle übrigen Tempora nicht einbezogen, da die Partizipien bzgl. ihrer Linearisierung einen strukturellen Anker in der rechten Satzklammer bieten, um die herum sich linear unmittelbar davor und dahinter *zu*-Infinitive platzieren. D.h. wir arbeiten mit einer niedrigeren Treffermenge (Recall) zugunsten tatsächlich einschlägiger Daten (Precision). Es wurden konsequent nur Sätze erfasst, in denen dem einbettenden Verb im Perfekt der *zu*-Infinitiv in einem Wortabstand von 0 bis maximal 3 lexikalischen Einheiten folgen muss, ohne dass zwischen Partizip und *zu*-Infinitiv ein Einleitungselement (*um/ohne/anstatt*) auftritt. Nicht zugelassen wurden außerdem Auxiliare; ausgeschlossen wurden damit modale Strukturen des Typs „*X hat/ist zu ...*“ und Prädikativkonstruktionen, deren Adjektive *zu*-Infinitive regieren, wie bei „... *wäre schön/X gewe-*

sen, zu ...“ sowie konsekutive *dass*-Sätze des Typs „... so *X* gewesen, *dass* ...“. Außerdem schlossen wir vorangestellte Infinitive vorerst aus. Die beschränkten Muster zeigt (9):

- (9) a. Partizip-Verb (ohne Lemmata „haben“/„sein“) + Komma + zu-Infinitiv (Abstand max. 3, ohne „um“/„ohne“ vorher)
- b. zu-Infinitiv vor Partizip-Verb (ohne Lemmata „haben“/„sein“)
- c. Partizip-Verb (ohne Lemmata „haben“/„sein“) vor Komma und „dass“

Nach den Mustern in (8) und den Beschränkungen in (9) wurden insgesamt 240.578 Satzbelege (4.570 Types) mit *zu*-Satz im Nachfeld, 31.812 Satzbelege (1.101 Types) mit *zu*-IK im Mittelfeld sowie 826.857 Satzbelege (5.966 Types) mit *dass*-Satz extrahiert. Eine Schnittmenge von 6.977 extrahierten Types bettet sowohl *zu*-Sätze als auch *dass*-Sätze ein. Die quantitativen Verhältnisse der Token-Verteilung und der Verteilung von Types mit fünf und mehr Token zeigen Abbildung 1 bzw. Abbildung 2.

Abb. 1: Propositionseinbettende V-Prädikate (Token)

Abb. 2: Propositionseinbettende V-Prädikate (Types)

Bemerkenswert ist weniger die schiere Größe der Schnittmenge als der Umstand, dass sich im Korpus 4% *zu*-IK-einbettende Types finden, die nicht mit *dass*-Komplementsatz vorkommen, entgegen der Annahme (i) in Abschnitt 2, die besagt, dass *zu*-IK stets eine formale Variante zum *dass*-Satz bildet.

Einen Auszug aus der Type-Liste zeigt Tabelle 2. Besonders interessant ist dabei: *versuchen* tritt knapp 400-mal häufiger mit *zu*-IK als mit *dass*-Komplement auf, d.h. der *zu*-Index¹² in der letzten Spalte ist entsprechend hoch. Die Lemmata *versuchen* und *feststellen* bilden den jeweils oberen und unteren Variationspol, die Lemmata weisen insgesamt ein individuelles Variationspotenzial auf, d.h., der *zu*-Index ist nicht einheitlich sondern verbspezifisch. Wie zu erwarten, sind die dem Partizip vorangestellten *zu*-IKs bis auf *beginnen* – was wiederum bemerkenswert ist – sehr viel seltener; zu erwarten ist dies deshalb, weil unter dem Aspekt der Kohärenzbildung nur eine Teilmenge der *zu*-IKs nichtsatzwertig konstruiert ist. Notwendige Bedingung für (topologische) Kohärenz ist wenigstens die Voranstellung vor das selegierende/regierende Verb.

Types	zu nachgestellt	zu vorangestellt	dass-Satz	zu-Index
versuchen	22901	2773	67	383,194
vorhaben	215	3	1	218
zwingen	6003	302	49	128,6735
beginnen	3221	5512	184	47,462
anfangen	1958	510	71	34,7606
inspirieren	77	1	40	1,95
ablehnen	661	11	358	1,8771
aufhalten	20	1	12	1,75
...				1
einführen	89	1	114	0,7895
einlassen	25	1	33	0,7879
aufrechterhalten	18	0	23	0,7826
vermeiden	213	3	279	0,7742
interessieren	936	0	1226	0,7635
suggestieren	27	2	782	0,0371
gelingen	49	0	1365	0,0359
irritieren	13	1	396	0,0354
ermitteln	35	1	1027	0,0351
anführen	17	4	602	0,0349
ahnen	6	0	1293	0,0046
gewährleisten	8	1	2349	0,0038
klarstellen	10	0	2760	0,0036
vermuten	41	2	12598	0,0034
feststellen	32	3	20009	0,0017

Tab. 2: Verbspezifisch variierender *zu*-Index

¹² Für die explorative Analyse haben wir zunächst einen nichtlogarithmierten *zu*-Index errechnet; dies ist der aus den Vorkommen der *zu*-IKs und der *dass*-Komplemente gebildete Quotient.

Betrachtet man die Daten bei *versuchen* mit *dass*-Komplement etwas genauer, zeigt sich, dass die Belege mit koreferenten Aktanten im einbettenden und eingebetteten Satz eine Frequenz von < 5 Token aufweisen und von der in (10) gezeigten Sorte sind. Die Belege ohne Referenzidentität sind von der in (11a) exemplifizierten Sorte oder es liegt wie in (11b) Passiv im eingebetteten Satz und arbiträre Kontrolle vor, oder Passiv im einbettenden Satz (11c, d), wobei das Antezedens für *zu*-IKs nicht ohne Rekonstruktion zur Verfügung steht.

- (10) Ich habe immer versucht, dass ich mich nicht runterziehen lasse, cool bleibe und mich aufs Skifahren konzentriere [...] (DPA09/FEB.08746 dpa, 15.2.2009; Maria Riesch: Alle Schmerzen sind jetzt «wurscht»)
- (11) a. Schon immer haben *die Leute um mich* herum in der Schweiz versucht, dass ich mich möglichst wohl und heimisch fühle. (SOZ09/SEP.02703 Die Südschweiz, 14.9.2009; Gustavo Meyer: «Es ist eine Heimkehr»)
- b. Vor Jahren hatten die *Skater* in Querum schon einmal versucht, dass eine Skaterbahn gebaut wird. (BRZ05/NOV.11920 Braunschweiger Zeitung, 3.11.2005; Unterschriften für Skaterbahn in Querum)
- c. Es wird auch sonst versucht, dass *die Kunst* in einen Dialog mit der Architektur eintritt. (N00/FEB.06133 Salzburger Nachrichten, 11.2.2000, Ressort: Kopf Story; BAUEN UND KUNST)
- d. Durch vielseitige Hilfestellung wird versucht, dass sich *die Mitglieder* im persönlichen Umfeld unterstützt fühlen. (NON08/DEZ.08213 Niederösterreichische Nachrichten, 10.12.2008, S. 18; „Wir wollen im Alltag unter die Arme greifen“)

Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass das Korpus im Bereich mit 1:1-Verteilung (siehe „*zu*-Index 1“ auf der Skala) von *zu*-IK und *dass*-Komplement eine „Lücke“ aufweist; es gibt nur ca. 310 Belege (bei < 5 Token per Type/Lemma). Wir interpretieren dieses Faktum als eine starke Tendenz gegen freie Variation in der Verwendung des Komplementtyps trotz beidseitiger Wohlgeformtheit.

Neben dem erwähnten Repräsentationsproblem, das die Variation bei der Selektion des propositionalen Komplementtyps betrifft und diese entweder mit lexikalischer Idiosynkrasie oder semantischer Passung zu beschreiben versucht, zeichnet sich durch die Ergebnisse der Extraktion klar das ab, was wir als empirisches Problem bezeichnen wollen: Die Ausprägung von Variation, die sich in Frequenzen niederschlägt, ist je Verb verschieden. Wie also ist das Repräsentationsproblem und das empirische Problem zu überwinden?

Tab. 3: Lücke bei zu-Index = 1

3 Deskription und Evaluation der Klassenkonsistenz

Als zentrale Voraussetzungen für die Option, neben finiten *dass*-Komplementsätzen auch IKs zu realisieren, gelten a) die Möglichkeit, als Komplementsatzart überhaupt bestimmte Komplemente vertreten zu können, vgl. die Einleitungsklassen bei Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997, S. 1449–1471), b) das Vorkommen eines (referenzidentischen) Ausdrucks als Orientierungsausdruck für IK und c) die Erfüllung einer Satzgliedfunktion durch die von Vollverben regierten IKs (Subjekt- und Objektinfinitive, darunter auch Präpositionalobjekte; indirekte Objekte werden hingegen niemals als propositionale Komplemente kodiert). Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) machen den Vorschlag, propositionseinbettende Verben nach ihrer internen Semantik, aber auch nach ihrem „Handlungstyp“ zu gruppieren, der bei einer Menge von Verben auch auf die Orientierungs- bzw. Kontrollstrategie verweist, vgl. Handlungssteuerung ($\approx$ Objektkontrolle) und Selbstverpflichtung ($\approx$ Subjektkontrolle):

Subjekt-IK	Objekt-IK 2-stellig	Objekt-IK 3-stellig
kopulaähnlich <i>heißen, bedeuten, gelten, ...</i>	Mitteilungs-V (Verhältnis Person/Sach- verhalt) <i>bedauern, behaupten, zugeben, ...</i>	verbale Handlungssteuerung <i>bitten</i> -Gruppe: <i>warnen, überreden, ...</i>
„Psychverb“ <i>freuen, gefallen, interessieren,...</i>	Mitteilungs-V (Handlung beabsichtigt) <i>versuchen, planen, beschließen, ...</i>	verbale Handlungssteuerung <i>befehlen</i> -Gruppe: <i>erlauben, verbieten, ...</i>
Sachverhaltskorrelation <i>voraussetzen, erfordern, erlauben, ...</i>	Sachverhaltskorrelation <i>bedingen, erfordern, voraussetzen, ...</i>	verbale Selbstverpflichtung <i>versprechen</i> -Gruppe: <i>zusagen, geloben, ...</i>
modalähnlich <i>freistehen, sich erübrigen, sich erweisen, ...</i>	modalähnlich <i>vermögen, verstehen, wissen, ...</i>	
Bewertung <i>sich auszahlen/empfehlen, (miss)gelingen, ...</i>	Phasen-V <i>anfangen, fortfahren, aufhören, ...</i>	
	Einstellungs-V (kognitiv/evaluativ) <i>glauben, befürchten, wünschen, ...</i>	

Tab. 4: V-Prädikat-Klassenbildung

Die in Tabelle 4 dargestellten Klassen aus der IDS-Grammatik (siehe Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, S. 1393–1396) sind gruppenintern nach semantischen, syntaktischen und pragmatischen Kriterien geordnet. Wäre die Klassenbildung auch gruppenextern klar abgegrenzt, würde man erwarten, dass sich bzgl. der Selektion des Komplementtyps die Gruppen homogen verhalten. Unsere Evaluation der Klassenkonsistenz hinsichtlich ihrer Orientierungsstrategie (unter Berücksichtigung der Mittelwerte und Abweichungen der *zu*-Indices) bestätigt die Klassenbildung in einigen Fällen, jedoch nicht vollständig. Die Auswertung, dargestellt in Abbildung 3, zeigt, dass die tatsächliche Verwendung von *dass*- vs. *zu*-Satzkomplementen¹³ – betrachtet man die Streuung am Fehlerbalkendiagramm – eine

¹³ Gemäß dem nichtlogarithmierten *zu*-Index, den wir nach unseren Extraktionen aus dem Korpus errechnet haben.

homogene Gruppenbildung für Einstellungsverben, Mitteilungsverben, modal-ähnliche Verben und für Verben der Sachverhaltskorrelation bestätigt. Eine breitere Streuung (nach den Werten des zu-Index) hingegen weisen Phasenverben, Handlungsverben und Verben der Selbstverpflichtung (= IntV) auf.

Da in die Gruppenbildung in Tabelle 4 mehrere Faktoren einfließen bzw. als konstitutiv erachtet wurden (syntaktische (Satzgliedfunktion) sowie semantische und pragmatische Eigenschaften (Argumentstruktur, Handlungssteuerung vs. Selbstverpflichtung)), ist nicht auszuschließen, dass mehrere Faktoren in unterschiedlich starker Weise wirken.

Abb. 3: Evaluation Klassenbildung in der IDS-Grammatik

4 Eindeutigkeitshypothese

Mit Levin/Rappaport Hovav (2005) und Rapp (2013) verfolgen wir den Ergebnissen der explorativen und der evaluativen Analysen entsprechend die Arbeits- und Ausgangshypothese H1:¹⁴

H1: Semantische Eigenschaften der einbettenden V-Prädikate bestimmen die morphosyntaktische Realisierung der Komplemente.

¹⁴ Die Alternativhypothese (H0) lautet dementsprechend: Semantische Eigenschaften der einbettenden V-Prädikate haben keinen Einfluss auf die morphosyntaktische Realisierung der Komplemente. Auf die Ausformulierung von Alternativhypothesen wird im Weiteren verzichtet.

Danach signalisieren

- (quantitative) Unterschiede in der Selektion von *zu*-Infinitiv vs. *dass*-Satz
mögliche Unterschiede in den semantischen Eigenschaften bei den einbet-
tenden Prädikaten/Verben und
- fehlende Unterschiede in den semantischen Eigenschaften fehlende Unter-
schiede in der Selektion von *zu*-Infinitiv vs. *dass*-Satz.

Die Annahme H1, dass Variation zwischen *zu*-Infinitiven und *dass*-Sätzen seman-
tisch motiviert ist, macht die Vorhersage, dass gleichbedeutende Verben den glei-
chen *zu*-Index aufweisen. Wir fassen diese Vorhersage als Folgehypothese H2:

H2: Gleichbedeutende Verben weisen den gleichen *zu*-Index auf.

4.1 Datenbasis, Auswertung und Hypothesen in Rapp (2013)

Eine erste Probe auf der Basis mithilfe von Wörterbüchern und Intuitionen ge-
wonnener Verbgruppen scheint H2 und damit auch H1 insgesamt zu bestätigen,
vgl. Tabelle 5:

Tab. 5: Verbbedeutung und *zu*-Index

Rapp (2013) präzisiert in ihrer Untersuchung die relevanten semantischen Eigen-
schaften (im Folgenden: Faktoren) in folgender Weise:

EH: „Grundlegend ist, dass *zu*-Infinitive aufgrund ihrer infiniten Flexion in mehrfacher Hinsicht unspezifischer sind als *dass*-Sätze: zum einen bzgl. der temporalen und modalen Interpretation, zum anderen bzgl. der Interpretation des impliziten Subjekts. Meine These ist, dass sie vor allem dann als Satzkomplemente auftreten, wenn das einbettende Prädikat Eindeutigkeit bzgl. dieser Faktoren herstellt. Je leichter die semantischen Korrelate der fehlenden Flexionsmerkmale erschließbar sind, desto adäquater ist der *zu*-Infinitiv.“ (Rapp 2013, S. 1 f.)

Wie H1 motiviert diese Eindeutigkeitshypothese (EH) die Variation zwischen *zu*-Infinitiven und *dass*-Sätzen semantisch. Darüber hinaus hat die explizit multifaktorielle EH das Potenzial, das Repräsentationsproblem (idiosynkratische Information im Lexikon) und das empirische Problem der offenbar regelhaft mehr oder weniger starken Ausprägung der jeweiligen Komplementationsmuster zu überwinden.

Rapp (2013) untersucht eine Auswahl von 19 Kommunikationsverben. Bei den randomisierten Verben dient das Verhalten bzgl. der Faktoren temporale Ausrichtung, Modus und Kontrolle/Referenzidentität bei jeweils 50 *dass*-Sätzen als Prädiktor für das Auftreten eines Komplementtyps (alle Stichproben aus COSMAS II), vgl. eine Auswahl aus der Gesamttabelle von sechs Verben mit den entsprechenden Werten in Tabelle 6. Die Auszählung der *zu*-Infinitive bzw. *dass*-Komplementsätze erfolgte anhand einer Stichprobe von 100 Sätzen pro Verb händisch.

In Rapp (2013) wird dreierlei prognostiziert: 1. dass ein *zu*-Infinitiv besonders adäquat ist, wenn der Kontrolleur des impliziten Subjekts eindeutig festgelegt ist, 2. dass *zu*-Infinitive unmarkiert sind, wenn sich durch die Kombination mit dem übergeordneten Prädikat eine eindeutige Tempusausrichtung ergibt (Unmarkiertheit ist dann verbunden mit einer Präferenz für den *zu*-Infinitiv.) und 3. dass *zu*-Infinitive besonders adäquat sind, wenn das übergeordnete Prädikat eine eindeutige Modusausrichtung hat. Erklärungsbedürftig sind die Punkte 2 und 3: Punkt 2 betreffend wird davon ausgegangen, dass *zu*-Infinitive inhärent mit dem Merkmal [-anterior] verknüpft sind und daher sowohl Simultanität ausdrücken als auch Prospektivität markieren können (i)–(ii). Anteriorität hingegen wird morphosyntaktisch mit dem Infinitiv Perfekt markiert (iii), vgl. Rapp (2013, S. 2, Bsp. (2)–(4)).¹⁵

¹⁵ (i) Er verspricht, die Küche aufzuräumen. (eindeutig prospektiv)

(ii) ^mEr sagt, die Küche aufzuräumen. (simultan oder prospektiv)

(iii) Sie gesteht/bereut, ihn getroffen zu haben. (perfektiv)

(iv) Sie denkt, dass sie diesen Mann nicht einschätzen kann/könne. (nicht-faktive Assertiva)

(v) Sie bereut, dass sie diesen Mann getroffen hat/*habe. (faktive Assertiva)

(vi) Sie gesteht, diesen Mann nicht einschätzen zu können.

(vii) ^mSie flüstert, diesen Mann nicht einschätzen zu können.

Zu Punkt 3: Durch Konjunktivgebrauch kann eine neutrale Position zur eingebetteten Proposition eingenommen werden (iv). Als wahr präsupponierte finite Komplementpropositionen weisen keine Modusdifferenzierung auf (v), vgl. Rapp (2013, S. 2–3, Bsp. (5)–(7)) (siehe Fußnote 15, Bsp. (iv)–(v).

Rapp sagt nun vorher, dass das faktive *gestehen* **stärker zu infiniten Komplementation neigt als das nicht-faktive flüstern**, weil faktive Verben eine eindeutige Modusausrichtung haben und wie in (v) beispielsweise nur Indikativ erlauben (siehe Fußnote 15, Bsp. (vi)–(vii).

Gehen wir am Beispiel der 50 *dass*-Komplementsätze bei den Verben *vorwerfen* und *dementieren* das Vorgehen von Rapp anhand des Faktors Kontrolle durch (jeweils hellgrau unterlegt):

Verb	Komplement		temporale Ausrichtung des Komplements			Kontrolle			Modus	
			prospektiv	simultan	anterior	SU	OB	keine	Konjunktiv	Indikativ
1. <i>bekanntgeben</i>	100	<i>zu</i> -Infinitiv	14	7	5	2	14	0	0	–
		<i>dass</i> -Satz	86	31	27	28	22	0	64	25
		50 <i>dass</i> -Sätze	50	19	15	16	14	0	36	15
2. <i>anflehen</i>	100	<i>zu</i> -Infinitiv	99	96	3	0	0	99	0	–
		<i>dass</i> -Satz	1	1	0	0	0	1	0	0
		50 <i>dass</i> -Sätze	0	0	0	0	0	0	0	0
3. <i>verdeutlichen</i>	100	<i>zu</i> -Infinitiv	0	0	0	0	0	0	–	–
		<i>dass</i> -Satz	100	6	81	13	7	1	92	29
		50 <i>dass</i> -Sätze	50	4	39	7	3	1	46	15
4. <i>versichern</i>	100	<i>zu</i> -Infinitiv	24	8	9	7	24	0	0	–
		<i>dass</i> -Satz	76	27	39	10	16	1	59	33
		50 <i>dass</i> -Sätze	50	16	28	6	10	0	40	20
5. <i>dementieren</i>	100	<i>zu</i> -Infinitiv	22	0	10	12	22	0	0	–
		<i>dass</i> -Satz	78	8	35	35	11	0	67	41
		50 <i>dass</i> -Sätze	52	7	21	24	8	0	44	27
6. <i>vorwerfen</i>	100	<i>zu</i> -Infinitiv	90	0	31	59	0	90	0	–
		<i>dass</i> -Satz	10	0	5	5	0	10	0	3
		50 <i>dass</i> -Sätze	50	0	23	27	0	45	5	19

Tab. 6: Auswahl ausgewerteter Belege von Kommunikationsverben bei Rapp (2013)

Die Auswertung der Korpusdaten bei *vorwerfen* zeigt, dass in 45 von 50 Fällen das Subjekt des *dass*-Komplementsatzes referenzidentisch mit dem Objekt des einbettenden Verbs ist; fünf *dass*-Komplementsätze führen einen neuen Referenten als Subjekt ein; nie hingegen ist das Subjekt des einbettenden und eingebetteten Satzes referenzidentisch. Ein gegensätzliches Bild zeigt *dementieren*: Das Subjekt des einbettenden und eingebetteten Satzes ist in acht Fällen referenzidentisch; das Subjekt des *dass*-Komplementsatzes zeigt keine Referenzidentität mit dem Objekt des einbettenden *dementieren*-Satzes und in 44 von 52 Fällen wird im *dass*-Komplementsatz ein neuer Referent als Subjekt eingeführt. Diese Zahlen können wie folgt interpretiert werden: Semantisch tendiert *vorwerfen* entgegen *dementieren* in einem hohen Maß dazu, dass die Referenten (hier das Objekt) des einbettenden Prädikats in den eingebetteten Sachverhalt involviert sind.

Betrachtet man die Stichproben aus jeweils 100 Komplementsätzen (dunkelgrau unterlegt), so zeigt sich bzgl. der Komplementsatzvariation bei *vorwerfen* ein Verhältnis von 9:1 zugunsten des *zu*-Infinitivkomplements und bei *dementieren* ein nahezu umgekehrtes Verhältnis von 1:4 zugunsten des *dass*-Komplementsatzes.

Unter dem Gesichtspunkt der Ökonomie würde man erwarten, dass durch Eindeutigkeit der jeweiligen Faktoren (temporale Ausrichtung, Kontrolle und Modus) – festgelegt durch die Semantik des V-Prädikats – eine der Komplementsatzvarianten stärker präferiert wird. Während allerdings „Eindeutigkeit“ in Bezug auf den Faktor Kontrolle naheliegend als Referenzidentität zwischen implizitem Infinitivsubjekt und einem Aktanten im Matrixsatz interpretiert werden kann, ist der Fall für die Faktoren Modus und temporale Ausrichtung weit weniger klar. Insbesondere zeigte eine erste statistische Auswertung der Rappschen Verben, dass die Eindeutigkeit der Modusausrichtung im Allgemeinen nicht mit der Realisierung des Satzkomplements als *dass*-Satz oder *zu*-Infinitivsatz korreliert. Vielmehr scheinen infinitivische Realisierung und spezifisch konjunktivische Realisierung alternative Strategien zur Kodierung von Modalität darzustellen, vgl. Reis (2003). In der gewählten Formulierung wird der Faktor Modus tatsächlich eher auf Uneindeutigkeit abgebildet in dem Sinne, dass sowohl Infinitiv wie Konjunktiv eher „Unsicherheit“ des Sprechers ausdrücken. Ähnlich verhält es sich mit dem Faktor temporale Ausrichtung; „anterior“ Realisierung wird durch Perfektmorphologie eindeutig markiert. Wir halten die Unterhypothesen in EH₁ bis EH₃ fest:

- EH₁: Je höher der Anteil Referenzidentität, desto häufiger ist das Auftreten von *zu*-Infinitiv-Konstruktionen.
- EH₂: Je häufiger das Verb im Konjunktiv steht, desto häufiger das Auftreten von *zu*-IK.
- EH₃: Je häufiger die temporale Ausrichtung simultan/prospektiv ist, desto häufiger das Auftreten von *zu*-IK.

4.2 Statistische Evaluation

Wir überprüfen, ob die einzelnen mit einem Verb assoziierten unabhängigen Variablen (Modus, temporale Ausrichtung und Kontrolle) bei Rapp einen Einfluss auf die Auftretenshäufigkeit von *zu*-Infinitiven und *dass*-Sätzen haben, indem wir für die Ausprägungen der jeweiligen Faktoren die erwarteten Häufigkeiten schätzen und überprüfen, ob der Unterschied zwischen den erwarteten und den beobachteten Häufigkeiten relevant ist.¹⁶

Abb. 4: Verlauf der Sigmoidfunktion

In einem ersten Schritt werden die erwarteten Häufigkeiten aus einem Anteilswert für eine Faktorenausprägung geschlossen. Diese Schätzung erfolgt anhand der Sigmoidfunktion (vgl. Abb. 4): Auf der x-Achse befinden sich die Werte für den jeweils betrachteten Faktor. Auf der y-Achse sind die Anteile an *zu*-Infinitivsätzen abgetragen. Es liegt die Annahme zugrunde, dass der Anteil der *zu*-Infinitive (y-Achse) mit der Eindeutigkeit des unabhängigen Faktors (Kontrolle, Tempus, Modus – x-Achse) steigt. Wenn wir beispielsweise von einem Moduswert von 0,5 ausgehen, dann sollte auch der Wert für die *zu*-Infinitiv-Anteile bei 0,5 liegen. Das heißt wiederum, dass es insgesamt 50 *zu*-Infinitivsätze und 50 *dass*-Sätze geben

¹⁶ Für alle statistischen Evaluationen und Testverfahren, die hier angewendet wurden, möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich und im Besonderen Sandra Hansen-Morath aus dem IDS-Projekt ‚Korpusgrammatik‘ danken.

sollte. Liegt der Moduswert beispielsweise bei 0,8 so schätzen wir einen Anteil an *zu*-Infinitivsätzen von 0,95 (95 *zu*-Infinitivsätze und 5 *dass*-Sätze). In einem nächsten Schritt werden die erwarteten mit den beobachteten Anteilswerten verglichen. Auf diese Weise kann überprüft werden, ob die beobachteten Häufigkeiten von den erwarteten, der Sigmoidfunktion entsprechenden Werten abweichen. Ist der Unterschied bedeutsam, so müssen die zugehörigen Hypothesen verworfen werden.

Für 17 von Rapp untersuchte Verben wurden diese Unterschiede überprüft. In die Berechnung einbezogen wurden:¹⁷

- *zu*-Index: Berechnung der Anteile an *zu*-Infinitivsätzen (auf der y-Achse; $y = \text{Häufigkeit von } zu\text{-Inf.} / (\text{Häufigkeit von } zu\text{-Inf.} + \text{Häufigkeit von } dass\text{-Konstruktion})$, z.B. Verb *bekanntgeben*: $y = 14 / (14 + 86) = 0,14$.
- Faktorenindex: Berechnung der Anteile der Faktorenausprägungen (auf der x-Achse), $x = \text{Faktorenausprägung A} / (\text{Faktorenausprägung A} + \text{Faktorenausprägung B})$, z.B. Verb *bekanntgeben* und Faktor Modus (Konjunktiv = 15; Indikativ = 35) $x = 15 / (15 + 35) = 0,3$.

Abb. 5: Verlauf Modusäquivalenz: $x = zu\text{-Index}$; $y = \text{Modusindex}$

¹⁷ Diese Berechnungsarten von *zu*- und Faktorenindizes nehmen einen Werte zwischen 0 und 1 ein und sind miteinander vergleichbar.

Abb. 6: Verlauf Tempusäquivalenz: x = zu-Index; y = Tempusindex

Abb. 7: Verlauf Kontrolläquivalenz: x = zu-Index; y = Kontrollindex

Die Grafiken in den Abbildungen 5–7 zeigen die Verteilungen der beobachteten Häufigkeiten mittels Symbolen für jedes Verb in Relation zur Sigmoidfunktion, die die Verteilung der erwarteten Häufigkeiten repräsentiert.

Abbildung 7 verdeutlicht, dass sich der Anstieg der *zu*-Infinitivkonstruktionen mit der Kontroll-Eindeutigkeit bis auf die zwei Ausreißer *danken* und *veranlassen* s-förmig der Sigmoidfunktion entsprechend abtragen lässt. Dieses Ergebnis stützt die Hypothese, dass Eindeutigkeit bei Kontrolle zu mehr *zu*-Infinitivsätzen führt. Die Abbildungen 5 und 6 weisen mehr „Ausreißer“ bei den überprüften Verben auf (wobei die Ergebnisse bei Modus am stärksten von der Erwartung abweichen). Wir nehmen dieses Ergebnis zum Anlass und fokussieren im Folgenden den Faktor Kontrolle.

5 Ökonomie in der Informationskodierung

Unter Bezug auf Faktum 3 und 4 (vgl. Abschnitt 2.1), dass keine Referenzidentität bei voll spezifizierten finiten Nebensätzen vorliegen muss (12a) im Gegensatz zur notwendigen Referenzidentität bei unterspezifizierten infiniten Nebensätzen (12b), würde man unter dem Ökonomieaspekt erwarten, dass folgendem Gebot entsprochen wird: Sei gerade so explizit wie nötig, vgl. Grice (1975, S. 45f.).

- (12) a. Sarah_i bedauert, dass sie_{i/j} uns nicht gefunden hat.
 b. Sarah_i bedauert, PRO_{i/*j} uns nicht gefunden zu haben.

Gestützt wird diese Annahme bereits von der Messung des Effekts *Kontrollfaktor*, vgl. Abbildung 7. Wir leiten zwei Nachfolgehypothesen H3 und H4 aus der Eindeutigkeitshypothese (EH) von Rapp ab:

- H3: Verben, deren Semantik die Identifikation des Subjekts einer eingebetteten Handlung mit einem direkt selegierten Argument nahelegt, selegieren *zu*-Infinitive und haben einen hohen *zu*-Index.
 H4: Verben, deren Semantik die Identifikation des Subjekts einer eingebetteten Handlung mit einem direkt selegierten Argument verbieten, selegieren *dass*-Sätze und haben einen niedrigen *zu*-Index.

Um für unsere Frage irrelevante Faktoren möglichst gut zu kontrollieren, berücksichtigen wir für die Evaluation von H3 nur eine ausgezeichnete Menge von 3-stelligen Verben: a) AKK-Objektkontrollverben (vgl. 13) und b) inhärent reflexive Verben (vgl. 14). Für die Evaluation von H4 ziehen wir allein strikt 2-stellige sog. obviative Verben heran (vgl. 15):

- (13) Als Reaktion auf die Vorwürfe hat der Deutsche Fußball-Bund (DFB) Neururer_i gebeten, PRO_i seine Vorwürfe zu konkretisieren. (NUN07/JUN.01527 Nürnberger Nachrichten, 14.6.2007, S. 25; War Doping im Fußball Alltag? Trainer Peter Neururer: „Viele Spieler waren verrückt danach“)
- (14) Außerdem habe ich mir_i vorgenommen, PRO_i mich gesünder zu ernähren. (HMP10/JAN.01656 Hamburger Morgenpost, 20.1.2010, Beilage S. 5; Fit ins neue Jahr Haben Sie Vorsätze?)
- (15) Mit der notwendigen Zwei-Drittel-Mehrheit billigte der Bundesrat, dass Frauen in der Bundeswehr künftig Dienst auch mit der Waffe leisten können. (M00/DEZ.74715 Mannheimer Morgen, 2.12.2000; Bundesrat billigt „Homo-Ehe“)

Die untersuchten AKK-Objektkontrollverben sind: *abhalten, anflehen, animieren, auffordern, aufrufen, beauftragen, befähigen, beknieen, beschuldigen, bitten, einladen, ermahnen, ersuchen, nötigen, überreden, verpflichten, zwingen*.

Die untersuchten inhärent-reflexiven Verben sind: *sich entschließen, sich freuen, sich schämen, sich überlegen, sich vornehmen, sich weigern, sich wundern*.

Die untersuchten obviativen Verben sind: *abnicken, absegnen, akzeptieren, anerkennen, anordnen, begrüßen, billigen, gutheißen, honorieren, kritisieren, respektieren, verlangen, würdigen*.

Abb. 8: Evaluation H3 und H4

Für die Evaluation von H3 und H4 wurde ein lineares gemischtes Modell berechnet (vgl. Pinheiro/Bates 2000). Als Prädiktorvariablen gehen die unterschiedlichen Verbgruppen ein, die Kriteriumsvariable, die durch das Modell vorhergesagt

wird, ist der logarithmierte *zu*-Index (als Zufallsfaktor wird das Lemma aufgenommen). Um die Ergebnisse der Berechnung zu visualisieren, werden die Mittelwerte der logarithmierten *zu*-Indices für die einzelnen Gruppen mit ihren Konfidenzintervallen abgetragen (vgl. Abb. 8). Das statistische Modell bestätigt einen Einfluss der Verbgruppen auf den logarithmierten *zu*-Index ($p < 0,0001$, $t = -6,6$). Die Indices der Objektkontrollverben und der Reflexivverben unterscheiden sich hypothesenkonform signifikant vom Index der Obviationsverben.

6 Was Kontrolle auch beeinflusst

Wir haben in Abschnitt 2.2 notiert, dass beispielsweise Modalisierung oder Passivierung des *zu*-Infinitivkomplements die Kontrollverhältnisse entscheidend verändern kann (was sich wiederum nicht durch den Lexikoneintrag des einbettenden Verbs modellieren lässt). Eisenberg (1989, S. 378) macht die wesensähnliche Beobachtung, dass Nachstellung sowie Perfektivierung des Infinitivkomplements bei einer bestimmten Klasse von Psychverben einen Einfluss auf die „Kontrolleindeutigkeit“ hat, diese nämlich verstärkt. Entsprechend nimmt die Eindeutigkeit der Kontrolle des impliziten Infinitivsubjekts durch den Experiencer im Matrixsatz (*ihm*) von (16a) nach (16d) hin zu; naturgemäß gibt es keinen entsprechenden Effekt bei Realisierung des Verbkomplements als *dass*-Satz.

- (16) a. $[\text{PRO}_{i/j}]$ die Uni zu betrügen widerstrebt ihm_i.
 b. $[\text{PRO}_{i/j}]$ die Uni betrogen zu haben widerstrebt ihm_i.
 c. Ihm_i widerstrebt, $[\text{PRO}_{i/j}]$ die Uni zu betrügen.
 d. Ihm_i widerstrebt, $[\text{PRO}_{i/j}]$ die Uni betrogen zu haben.

Wenn es gilt, weniger eindeutige Alternativen zu vermeiden, erwarten wir in den einschlägigen Konstruktionen a) verhältnismäßig weniger vorangestellte als nachgestellte *zu*-Infinitive sowie b) verhältnismäßig weniger vorangestellte *zu*-Infinitive als *dass*-Sätze.

Dies müsste man an größeren Datenmengen überprüfen; eine Stichprobe ergab für eine Auswahl von 12 Psychverben (*ängstigen*, *befremden*, *beglücken*, *behagen*, *deprimieren*, *ekeln*, *fuchsen*, *imponieren*, *schmeicheln*, *vergnügen*, *widerstreben*, *zusetzen*) eine Verteilung der vorangestellten vs. nachgestellten *zu*-Infinitive von 1:4 (mit 21:82 Belegen im Einzelnen), was Hypothese a) zu stützen scheint. Allerdings zeigen die vorangestellten vs. nachgestellten *dass*-Sätze nahezu dasselbe Verhältnis von 1:4 (mit 15:58 Belegen im Einzelnen). Entgegen Hypothese b) zeigen erste Untersuchungen also keinen Unterschied zwischen *zu*-Infinitiven und *dass*-Sätzen hinsichtlich der Voran- bzw. Nachstellung.

7 Fazit und Ausblick

Was die Selektion finiter *dass*- vs. infiniter *zu*-Komplemente betrifft, so haben die hier vorgestellten ersten korpuslinguistischen Untersuchungen gezeigt, dass mit der Abhängigkeit von den Faktoren Eindeutigkeit und Ökonomie zu rechnen ist. Konkret heißt das, dass wir die Hypothese von Rapp (2013) stützen konnten, nach der spezifische Aspekte wie Kontrolle/Orientierung und Auftreten von *zu*-Infinitiven in Abhängigkeit vom Konstruktionstyp systematisch miteinander interagieren.

Beispielhaft veranschaulichen wollten wir darüber hinaus, dass eine Grammatik, die Variation quantitativ untersucht, eine weitgehend theorieunabhängige Beschreibung einzelner Varianten grammatischer Phänomene bereitstellen und so eine quantitativ-statistische Basis zur Validierung, Präzisierung und Generierung von Hypothesen schaffen kann.

Literatur

- Axel-Tober, Katrin (2013): Unselbstständige *dass*- und *ob*-VL-Sätze. In: Meibauer/Steinbach/Altmann (Hg.), S. 247–265.
- Bausewein, Karin (1990): Akkusativobjekt, Akkusativobjektsätze und Objektsprädikate im Deutschen. Untersuchungen zu ihrer Syntax und Semantik. (= Linguistische Arbeiten 251). Tübingen.
- Bech, Gunnar (1983): Studien über das deutsche Verbum infinitum. 2., unveränd. Aufl. (= Linguistische Arbeiten 139). Tübingen. [= Nachdruck von: Bech, Gunnar (1955–57): Studien über das deutsche Verbum infinitum. In: Historisk-filologiske meddelelser 35 (1955/56) und 36 (1956/57).]
- Beneš, Eduard (1979): Die Ausklammerung im Deutschen als grammatische Norm und als stilistischer Effekt. In: Braun, Peter (Hg.): Deutsche Gegenwartssprache. (= Kritische Information 79). München, S. 321–338.
- Boettcher, Wolfgang/Sitta, Horst (1972): Deutsche Grammatik. Bd. 3: Zusammengesetzter Satz und äquivalente Strukturen. (= Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 4). Frankfurt a.M.
- Bolinger, Dwight (1968): Aspects of language. New York u.a.
- Brandt, Patrick/Fuß, Eric (2014): Most questionable pronouns: Variation between *das*- vs. *was*-relatives in German. In: Linguistische Berichte 239, S. 297–329.
- Breindl, Eva (1989): Präpositionalobjekte und Präpositionalobjektsätze im Deutschen. (= Linguistische Arbeiten 220). Tübingen.
- Bubenhofer, Noah/Hein, Katrin/Brinckmann, Caren (2012): Maschinelles Lernen zur Vorhersage von Fugenelementen in nominalen Komposita. grammis 2.0: Korpusgrammatik, Institut für Deutsche Sprache, Mannheim. Internet: http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/korpus.ansicht?v_id=4697 (Stand: 16.7.2014).

- Bubenhof, Noah/Konopka, Marek/Schneider, Roman (2013): Präliminarien einer Korpusgrammatik. (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 4). Tübingen.
- COSMAS II: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/> (Stand: 16.7.2014).
- Donalies, Elke (2011): Tagtraum, Tageslicht, Tagedieb. Ein korpuslinguistisches Experiment zu variierenden Wortformen und Fugenelementen in zusammengesetzten Substantiven. Mit einem Exkurs und zahlreichen Statistiken von Noah Bubenhof. (= amades 42). Mannheim.
- Dürscheid, Christa/Ramers, Karl-Heinz/Schwarz, Monika (Hg.) (1997): Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag. Tübingen.
- Eichinger, Ludwig M. (2011): Normprobleme, oder: Variation ist sinnvoll. Überlegungen zum heutigen Deutsch. (= Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 2011/6). Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Fuß, Eric (2013): Variation der starken Genitivmarkierung – endungslose Genitive. Ms. Mannheim.
- Fuß, Eric/Konopka, Marek (2014): Variation der starken Genitivmarkierung. In: Grammatisches Informationssystem grammis – Korpusgrammatik. Internet: www.ids-mannheim.de/kogra/ (Stand: 12.11.2014).
- Gallmann, Peter (1990): Kategoriell komplexe Wortformen. Das Zusammenwirken von Morphologie und Syntax bei der Flexion von Nomen und Adjektiv. (= Reihe Germanistische Linguistik 108). Tübingen.
- Gärtner, Martin (2013): Infinite Hauptsatzstrukturen. In: Meibauer/Steinbach/Altmann (Hg.), S. 202–231.
- Givón, Talmy (1980): The binding hierarchy and the typology of complements. In: Studies in Language 4, S. 333–377.
- Grewendorf, Günther (1992): Parametrisierung der Syntax. Zur kognitiven Revolution in der Linguistik. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1991). Berlin/New York, S. 11–73.
- Grice, Herbert Paul (1975): Logic and Conversation. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.): Syntax and Semantics. Bd. 3: Speech acts. New York, S. 41–58.
- Höhle, Tilman N. (1997): Vorangestellte Verben und Komplementierer sind eine natürliche Klasse. In: Dürscheid/Ramers/Schwarz (Hg.), S. 107–120.
- Jackendoff, Ray/Culicover, Peter W. (2003): The semantic basis of control in English. In: Language 79, S. 517–556.
- Konopka, Marek (2013): *Sich der guten Zeiten und sich an die guten Zeiten erinnern* oder vielleicht auch *die guten Zeiten erinnern?* – Die Genitivverben. In: Domínguez Vázquez, María José/Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Valenz im Fokus: Grammatische und lexikographische Studien zu Ehren von Jacqueline Kubczak. Mannheim. Internet: <http://hypermedia.ids-mannheim.de/evalbu/festschrift/konopka.pdf> (Stand: 12.11.2014).
- Konopka, Marek (2014): Variation der starken Genitivmarkierung – Endungsvariation. Ms. Mannheim.
- Konopka, Marek/Schneider, Roman (2013): GenitivDB – Datenbank zur Genitivmarkierung. In: Grammatisches Informationssystem grammis – Korpusgrammatik. Internet: <http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/korpus.genitivdb> (Stand: 12.11.2014).
- Konopka, Marek/Waßner, Ulrich Hermann/Hansen, Sandra (2013): Standarddeutsch messen? Frequenz und Varianz negativ-konditionaler Konnektoren. In: Korpus – Gramatika – Axologie 8, S. 12–35.

- Köpcke, Klaus-Michael/Panther, Klaus (1991): Kontrolle und Kontrollwechsel im Deutschen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 44, S. 143–166.
- Köpcke, Klaus-Michael/Panther, Klaus (1993): A cognitive approach to obligatory control phenomena in English and German. In: *Folia Linguistica* 27, S. 57–105.
- Köpcke, Klaus-Michael/Panther, Klaus (2002): Zur Identifikation leerer Subjekte in infinitivischen Komplementsätzen – ein semantisch-pragmatisches Modell. In: *Folia Linguistica* 36, S. 191–218.
- Landau, Idan (2000): Elements of control. Structure and meaning in infinitival constructions. (= *Studies in Natural Language and Linguistic Theory* 51). Dordrecht u.a.
- Levin, Beth/Rappaport Hovav, Malka (2005): Argument realization. (= *Research Surveys in Linguistics*). Cambridge.
- Lüdeling, Anke (2007): Das Zusammenspiel von qualitativen und quantitativen Methoden in der Korpuslinguistik. In: Zifonun, Gisela/Kallmeyer, Werner (Hg.): *Sprachkorpora – Datenmengen und Erkenntnisfortschritt*. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2006). Berlin, S. 28–48.
- Meibauer, Jörg/Steinbach, Markus/Altmann, Hans (Hg.) (2013): *Satztypen des Deutschen*. Berlin/New York.
- Oppenrieder, Wilhelm (1991): Von Subjekten, Sätzen und Subjektsätzen. Untersuchungen zur Syntax des Deutschen. (= *Linguistische Arbeiten* 241). Tübingen.
- Oppenrieder, Wilhelm (2013): Deklarativsätze. In: Meibauer/Steinbach/Altmann (Hg.), S. 20–50.
- Pinheiro, José C./Bates, Douglas M. (2000): *Mixed-effects models in S and S-PLUS*. (= *Statistics and Computing*). New York u.a.
- Pittner, Karin (2013): Akkusativobjektsätze. In: Meibauer/Steinbach/Altmann (Hg.), S. 441–457.
- Rapp, Irene (2013): Zur Distribution von infiniten Komplementsätzen im Deutschen. Fragen, Fakten und Faktoren. Ms. Universität Tübingen, Stand: Dezember 2013.
- Rapp, Irene/Wöllstein, Angelika (2009): Infinite Strukturen: selbständig, koordiniert und subordiniert. In: Ehrich, Veronika et al. (Hg.): *Koordination und Subordination im Deutschen*. (= *Linguistische Berichte. Sonderheft* 16). Hamburg, S. 159–179.
- Rapp, Irene/Wöllstein, Angelika (2013): Satzwertige *zu*-Infinitivkonstruktionen. In: Meibauer/Steinbach/Altmann (Hg.), S. 338–355.
- Reis, Marga (1995): Extraction from verb-second clauses in German? In: Lutz, Uli/Pafel, Jürgen (Hg.): *On extraction and extraposition in German*. (= *Linguistik Aktuell* 11). Amsterdam u.a., S. 45–88.
- Reis, Marga (1997): Zum syntaktischen Status unselbständiger Verbzweit-Sätze. In: Dürscheid/Ramers/Schwarz (Hg.), S. 121–144.
- Reis, Marga (2003): On the form and interpretation of German *wh*-infinitives. In: *Journal of Germanic Linguistics* 15, S. 155–201.
- Růžička, Rudolf (1999): Control in grammar and pragmatics. A cross-linguistic study. (= *Linguistik Aktuell* 27). Amsterdam/Philadelphia.
- Růžička, Rudolf/Motsch, Wolfgang (Hg.) (1983): *Untersuchungen zur Semantik*. (= *Studia Grammatica* 22). Berlin.
- Schneider, Roman (2014): GenitivDB – a Corpus-Generated Database for German Genitive Classification. In: *Proceedings of the Ninth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC '14)*. Reykjavik, S. 988–994. Internet: www.lrec-conf.org/proceedings/lrec2014/pdf/346_Paper.pdf (Stand: 12.11.2014).
- Sitta, Horst (1971): *Semanteme und Relationen. Zur Systematik der Inhaltssatzgefüge im Deutschen*. Frankfurt a.M.

- Stechow, Armin von/Sternefeld, Wolfgang (1988): Bausteine syntaktischen Wissens. Ein Lehrbuch der generativen Grammatik. Opladen.
- Stiebels, Barbara (2010): Inhärente Kontrollprädikate im Deutschen. In: Linguistische Berichte 224, S. 391–440.
- Wurmbrand, Susanne (2001): Infinitives. Restructuring and clause structure. (= Studies in Generative Grammar 55). Berlin/New York.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.

Vilmos Ágel (Kassel)

Die Uparametrisierung der Grammatik durch Literalisierung. Online- und Offlinesyntax in Gegenwart und Geschichte

Abstract: Moderne Grammatiktheorien sind statisch, d.h. skriptizistisch und synchronizistisch. Dies bedeutet, dass deren Beschreibungsapparat auf die Strukturen gegenwärtiger Schrift- und Standardsprachen zugeschnitten ist. Im Beitrag wird für einen dynamischen, d.h. nichtskriptizistischen und nichtsynchronizistischen, Perspektivwechsel in der Grammatikforschung plädiert, der auf folgenden empirisch fundierten Überlegungen basiert:

1. Literalisierung ist eine kulturelle Universalie, die kognitiv verankert ist.
2. Es sind unterschiedliche Phasen der Literalisierung zu unterscheiden.
3. Literalisierung im Allgemeinen und die Phasen der Literalisierung im Besonderen haben Konsequenzen für die grammatische Struktur.
4. Die Interpretation von grammatischen Strukturen ist nur vor der Folie der jeweiligen Phase der Literalisierung möglich.
5. Ein dynamisches Grammatikmodell muss das historische Verhältnis auch begrifflich abbilden. Dies wird an zentralen grammatischen Konzepten wie Aggregation vs. Integration, Wortgruppe vs. Phrase und an der Wortstellung (Verbkammer, Stellungsfeldermodell, Satzrandglieder) veranschaulicht.
6. Historisch ist von einem dynamischen Verhältnis von Online- und Offlinesyntax, von syntaktischer Zeitlichkeit und syntaktischer Räumlichkeit, auszugehen. Was zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Varietät als Onlinestruktur zu interpretieren ist, hängt von dem jeweiligen historischen Verhältnis von Online- und Offlinestrukturen ab.

1 Von der statischen zur dynamischen Grammatik

Der Gegenstand einer Theorie lässt sich auf drei Ebenen untersuchen (zum Nachfolgenden vgl. Ágel 2003):

1. Explizit: was gesagt wird und wohl auch gemeint ist;
2. Implizit: was nicht gemeint ist, aber daraus folgt, was gesagt wird;
3. Ex-silencio: was wohl gemeint ist, aber nur daraus folgt, was nicht gesagt wird.

Explizite oder Ex-silencio-Gegenstände der Mainstream-Grammatiktheorien des 20. Jahrhunderts sind das gesprochene oder das modal indifferente Wort. Implizit sind sie allerdings alle *skriptizistisch*, was als „scriptist bias of modern linguistics“ (Harris 1980, S. 8) oder als „The Written Language Bias in Linguistics“ (Linell 2005) bekannt ist.

Neben diesem *skriptizistischen* Erbe lastet auf der Grammatikforschung auch ein *synchronizistisches* Erbe, das, kurz gesagt, darin besteht, dass der Beschreibungsapparat moderner Grammatiktheorien auf die Strukturen gegenwärtiger Standardsprachen zugeschnitten ist. Folglich ist im 20. Jahrhundert die gesamte historische Grammatikforschung ohne gegenstandsadäquate theoretische Überdachung geblieben. Die historische Grammatikforschung wird also immer noch als eine Art Angewandter Sprachwissenschaft betrieben: Gegenwartsbezogen mehr oder weniger bewährte Konzepte wie Phrase, Satz, Klammerstruktur, Stellungsfelder u.v.a. werden theoretisch mehr oder weniger reflektiert und methodisch mehr oder weniger kontrolliert auf ältere Sprachstufen oder auf den Grammatikwandel angewandt. Die Frage, ob sie überhaupt gegenstandsadäquat sind, stellt sich in aller Regel nicht. Aber es geht nicht nur um die historische Grammatikforschung. Wenn moderne Grammatikmodelle skriptizistisch und synchronizistisch – kurz: *statisch* – sind, betrifft das Problem die gesamte Grammatikforschung.¹

Ich werde im Folgenden zu zeigen versuchen, dass es ausreichende empirische Evidenz für einen *dynamischen*, d.h. nichtsriptizistischen und nichtsynchronizistischen, Perspektivwechsel in der Grammatikforschung gibt.² Dabei wird das Augenmerk auf die Syntax gerichtet werden.

1 Als Fazit seiner Kritik an meinem Synchronizismus-Postulat schreibt Peter Eisenberg (2007, S. 293): „Die Frage nach dem Zustand und die Frage nach seiner Genese bleiben zwei Paar Schuhe.“ Das ist richtig. Folglich sollte man mit Theorien, die sich auf Zustandsbeschreibungen spezialisiert haben, vorsichtig sein, wenn es um die Modellierung der Genese geht. Aus der genuinen Historizität von Sprache (Coseriu 1974) folgt sogar, dass Sprach- und Grammatiktheorien nur als integrierte Bestandteile von Sprach- und Grammatikwandeltheorien zu begreifen sind. Der Synchronizismus hatte und hat verheerende Konsequenzen: An vielen Universitäten wurden die Lehrstühle für Sprachgeschichte/Historische Linguistik geschlossen bzw. in Lehrstühle für Theoretische, sprich: Nichthistorische, Linguistik verwandelt. Ganze Grammatiker-Generationen wuchsen und wachsen immer noch ohne sprachhistorische Ausbildung auf, was wiederum die synchronizistische Theoriebildung konserviert. Weil sie akademische Mainstream-Lehre ist, erscheint sie sogar plausibel.

2 Als den dritten – variationslinguistischen – Pfeiler einer dynamischen Grammatik sehe ich das Sprachdynamik-Konzept von Schmidt/Herrgen (2011) an. Schmidt und Herrgen bekämpfen nämlich ein drittes Erbe des 20. Jahrhunderts, das man *Varietätenrealismus* nennen könnte: „Setzt man Varietäten [...] als homogene Subsysteme an, so stellt dies erneut nur methodisch eine bessere Annäherung an die heterogene Gesamtsprache dar. Es bedeutet aber theoretisch,

2 Literalisierung und Grammatik

2.1 Literalisierung und Kognition

Mit Universalität werden in der Grammatikforschung in der Regel Universalien im sprachtypologischen Sinne oder das Postulat einer Universalgrammatik assoziiert. Aus evolutionärer Perspektive sind allerdings alle Phänomene universal, die nicht kontingent sind, d.h., die unter bestimmten biologischen, kognitiven oder kulturellen Bedingungen notwendigerweise auf den Plan treten oder, wenn sie schon auf dem Plan sind, vergleichbare Merkmale und Entwicklungen aufweisen.³ In diesem Sinne ist Literalisierung (auch) ein universelles Phänomen mit universalen Merkmalen und Entwicklungszügen. Wie sich ihre kulturelle Universalität in Biologie und Kognition manifestiert, soll kurz angedeutet werden:

Das Thema ‚Mündlichkeit und Schriftlichkeit‘ erfreut sich in den letzten Jahren zunehmender Aufmerksamkeit auch in medizinischen und psychologischen Fachzeitschriften. Beispielsweise kommen Aaron/Joshi (2006), die die biolinguistische Forschung aus diversen sprachrevolutionären Perspektiven Revue passieren lassen, zum Schluss, dass geschriebene Sprache genauso natürlich sei wie gesprochene Sprache, beide seien relativ unabhängige Produkte einer biologischen und sozio-kulturellen Evolution.

Was den Kompetenzaspekt anbelangt, ist Sprache bei Illiteraten in der dominanten Gehirnhälfte nicht gut verankert, während es bei Literaten eine ausgeprägte Links/Rechts-Asymmetrie gibt. Dies wurde auch durch vergleichende Forschungen zu Illiteraten und Literaten mit LH- und RH-Läsionen bestätigt (Parente/Fonseca/Scherer 2008). Zu diesem Befund passt auch das neurolinguistische Konzept der propositionalen vs. nonpropositionalen Sprachkompetenz von Van Lancker (1987, S. 55 ff.). Nach ihr ist die nonpropositionale Sprachkompetenz kohäsiv, d.h. analog, die propositionale dagegen analytisch, d.h. digital. Erstere sei entweder in beiden Gehirnhälften oder in der rechten Hemisphäre lokalisierbar. Demgegenüber sei Letztere ausschließlich auf die linke Gehirnhälfte spezialisiert.

durch die Vervielfältigung des Gegenstands in adäquaten (d.h. der homogenen Kompetenz) einen in der Realität anders strukturierten Gegenstand mit einem ungeeigneten Konzept erfassen zu wollen.“ (Schmidt/Herrgen 2011, S. 21).

³ Vgl. auch die Forschungsrichtung der sogenannten Ethnosyntax: „broadly defined as the study of connections between the cultural knowledge, attitudes, and practices of speakers, and the morphosyntactic resources they employ in speech“ (Enfield 2002, S. 3).

Diese Befunde stellen eine späte Bestätigung der großangelegten kulturhistorischen Studie des Psychologen Julian Jaynes (1993) dar, der die Herausbildung der Links/Rechts-Asymmetrie – das sogenannte Verstummen der bikameralen Psyche – mit der Literalisierung in Verbindung gebracht hat.

Überzeugende empirische Evidenz für literalisierungsbedingte Kompetenzunterschiede in der deutschen Gegenwartsgrammatik liefert die empirische Studie von Jürgen Erich Schmidt (1993) zur sogenannten Attribuierungskomplikation.

Das kognitionswissenschaftliche Fundament für eine dynamische Grammatik bildet Eckart Scheerers Theorie, nach der die Literalisierung zur *Umgestaltung des kognitiven Systems* geführt hat (Scheerer 1993). Laut Scheerer schließen sich die symbolorientierte und die konnektionistische, d.h. netzwerkbasierte, Perspektive auf die Funktionsweise mentaler Prozesse nicht aus, da biologische Systeme „keine symbolische Funktionsebene“ haben, aber „den Gebrauch von Symbolen erwerben können – vorausgesetzt, sie werden mit externen Symbolsystemen und dem Umgang mit ihnen konfrontiert“ (ebd., S. 162). Die Fähigkeit zur Symbolmanipulation sei eine neue Funktion des konnektionistischen kognitiven Systems, die erst historisch, im Zuge der Literalisierung, erworben wurde.

Aus dieser Auffassung folgen wichtige Schlüsse (siehe auch Ágel 1999; 2003):

1. Da literales Denken erst historisch erworben wird, setzt der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerkbasierte Denken voraus, aber nicht umgekehrt. Literalisierung führt also zu neuen Denkmustern. Das sind die berühmten Folgen der Schriftkultur, wie sie vor allem von Havelock (1963), Goody (1977; 1987) und Ong (1987) herausgearbeitet wurden.
2. Die neuen symbolorientierten Denkmuster verdrängen nicht notwendigerweise die alten netzwerkorientierten, sondern sie überlagern sie. Es kommt zur Vertikalisierung von oral-literalen Denkmustern.
3. Literalisierung bleibt nicht ohne grammatische Konsequenzen. Der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation verändert grundlegend unsere gesamte Wahrnehmung von sprachlichen Tätigkeiten und Produkten. Dies bedeutet sprachwandeltheoretisch, dass aggregative grammatische Strukturen zunehmend von integrativen verdrängt oder überlagert werden (vgl. Abschnitt 2.2).

Trotz zahlreicher Untersuchungen zum oral-konnektionistischen Denken ist es für uns literal-symbolorientiert Sozialisierten äußerst schwer, vielleicht sogar unmöglich, das oral-konnektionistische Denken nachzuvollziehen.⁴ Trotzdem

⁴ Die immer noch beste und aufschlussreichste Annäherung ist Malinowskis (1974) „Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen“.

möchte ich auf ein grammatisches Merkmal der Sprache der Pirahã eingehen, das eine überraschende Parallele zum Ahd. ermöglicht.⁵

Die Pirahã-Kultur basiert nach Everett auf dem Prinzip der Unmittelbarkeit der Erfahrung:

Im Pirahã gibt es nur deklarative Äußerungen, die sich direkt auf den Augenblick des Sprechens und nur auf Sachverhalte beziehen, die entweder selbst erlebt oder durch einen lebenden Augenzeugen bestätigt wurden. In der Kultur der Pirahã muss alles „rückversichert“ werden. Es muss selbst erlebt, von dritter Seite bezeugt oder aus Hinweisen gefolgert sein. Darüber hinaus tragen Verben im Pirahã ein Suffix, das die Nachweisquelle angibt: *xáagahá* = „beobachtet“, *hiái* = „gehört“ und *sibiga* = „gefolgert“. (Everett 2013, S. 384 f.)

- (1a) Kóxoí higáísai. Kohoi hi goó gáísai. Xaogíí goó gáísai. Báaxaí tíi.
Kóxoí sagte das. Kohoi sagte das. Ausländische Frau sagte das. Ich bin schön.
(Everett 2013, S. 391)
- (1b) Kóxoí sagte, dass Kohoi sagte, dass die ausländische Frau sagte, dass ich schön bin. (Übersetzung V.Á.)

Im Pirahã muss und kann nur der verbale Zentralknoten mit einem Evidenzmarker authentifiziert werden. Würde man einen verbalen Zentralknoten translatieren, d.h. rekursiv einsetzen, könnte er nicht mehr authentifiziert werden (Everett 2013, S. 385 f.). Im Pirahã sind also wegen der obligatorischen Markierung der Evidentialität am verbalen Zentralknoten weder eingebettete Nebensätze noch komplexe Nominalisierungen möglich. Pirahã können also aus kulturellen Gründen – Prinzip der Unmittelbarkeit der Erfahrung – keine translatierten Knoten authentifizieren. Daraus lässt sich eine Art *Kultur-Grammatik-Pfad* herleiten:

- (2) Unmittelbarkeit der Erfahrung → Erzählen → Authentifizierung des Erzählten → Evidenzmarker nur am zentralen Verbalknoten → Parataxe

⁵ Pirahã ist die letzte noch existierende Mura-Sprache im Amazonasgebiet mit ca. 360 Sprechern. Es waren die Arbeiten von Everett (2005; 2010; 2013), die der Kultur und der Sprache der Pirahã Weltruhm eingebracht haben – der Sprache vor allem deshalb, weil die Pirahã-Grammatik nicht rekursiv ist (siehe auch das Beispiel (1a)), was die Annahme einer Universalgrammatik grundlegend in Frage stellt. Zur Rekursivität siehe Evans/Levinson (2009, S. 442 ff.).

Parataktische Organisation des Diskurses muss also keinesfalls ein inhärentes Merkmal primärer Oralität sein, sie kann auch eine Folge obligatorischer und nichtrekursiver Evidenzmarkierung sein.⁶

Hier gibt es überraschende Parallelen zum Ahd. (Belege (3) bis (5) aus dem Hildebrandslied, (6) aus dem Muspili, zit. n. Kotin/Schönherr 2012, S. 403 f.):

- (3) 1: Ik gihôrta ðat seggen
- (4) 15–16: dat sagetun mi usere liuti, / alte anti frote, dea erhina warun
- (5) 42–43: dat sagetun mi seolidante / westar ubar wentilseo
- (6) 37: daz hortih ralhôn dia uueroltrehtuuison
,das habe ich die Frommen dieser Welt *sagen hören* ...‘

Auch hier geht es um die Authentifizierung des Erzählten:

Geht man davon aus, dass die overt kodierte Evidentialität eine spezifische Form der „Garantie für die Wahrheit“ des Dargestellten war und somit die Konsistenz der konzeptionell mündlichen (wenn auch später medial schriftlichen) Überlieferung bewerkstelligte, muss man zugeben, dass die EV-Signale [= evidentiellen Signale, V.Ä.] in diesem System statusmäßig sehr nahe zu denen in den Sprachen mit grammatisch kodierter Evidentialität stehen. (Kotin/Schönherr 2012, S. 404)

Und wenn, wie in Otfrids Evangelienbuch, evidentielle mit epistemischen Markern kombiniert werden, gibt es eine deutliche Hierarchie zugunsten der Evidentialität (Kotin/Schönherr 2012, S. 409).

Diese Hierarchie ist typisch für die erste Phase der Literalisierung, die *Verschriftung*.⁷ In der Phase der Verschriftung verdrängt oder überlagert das literale *Darstellen* das orale *Erzählen* noch nicht.⁸ Untersuchungen zur Epistemifizierung zeigen (siehe Ágel 1999 mit weiterer Literatur), dass die Epistemifizierung im großen Stil erst in der zweiten Phase der Literalisierung, der *Verschriftlichung*, einsetzt. In dieser Phase, im Deutschen ab dem 16. Jahrhundert, ist mit einer sukzessiven Umkehrung der altdeutschen Hierarchie zu rechnen:

⁶ Parataxe hat auch andere Quellen, z.B. die Redundanz mündlichen Erzählens.

⁷ ‚Verschriftung‘ ist nach Koch und Oesterreicher der mediale, ‚Verschriftlichung‘ der konzeptionelle Aspekt der Literalisierung (Koch/Oesterreicher 1994, S. 587).

⁸ Im Erzählen gibt es im Gegensatz zum Darstellen auch keinen Unterschied zwischen direkter und indirekter Redewiedergabe. Entscheidend ist die Einheit von Erzählung und Erzähler: Eine Erzählung ist keine Kette von Propositionen, über die der Erzähler urteilt oder zu denen er Einstellungen hat, sondern er ist Teil der Erzählung.

(7) Oralität:

Erzählen → Authentifizierung des Erzählten → Evidenzmarker

Literalität:

Darstellen → Einstellung („Meinung“) des Darstellenden zum Dargestellten
→ epistemische Marker

Literalisierung:

Darstellen verdrängt/überlagert Erzählen
Einstellung verdrängt/überlagert Authentifizierung
Epistemizität verdrängt/überlagert Evidentialität

2.2 Die Parameter ‚Aggregation‘ und ‚Integration‘

Die grammatischen Korrelate der Literalisierung sind im Spannungsfeld von zwei übergreifenden Prinzipien der grammatischen Organisation – dem *Kontextgrammatischen* und dem *Symbolgrammatischen Prinzip* – zu lokalisieren.⁹ In enger Anlehnung an Arbeiten von Wilhelm Köller zur Perspektivität im Allgemeinen und in der Grammatik im Besonderen (siehe zuletzt Köller 2004) wurde dabei der Aggregationsparameter als der Kernbereich des Kontextgrammatischen Prinzips und der Integrationsparameter als der Kernbereich des Symbolgrammatischen Prinzips identifiziert.¹⁰

Aggregativität soll nun an den Beispieltypen (8) bis (12), deren integrative Pendanten die entsprechenden schriftsprachlichen Strukturen des Gegenwartsdeutschen sind, illustriert werden:¹¹

⁹ Damit sind solche Typen von Strukturierungsunterschieden gemeint wie z.B. Situationsgebundenheit vs. Abstraktheit, Analogizität (Dichte) vs. Digitalität (Diskretheit), Ausdrucksbezogenheit vs. Wortbezogenheit, Lose Fügung vs. Kompaktheit, Formale Inkonzanz vs. formale Konstanz, Polyfunktionalität vs. Funktionale Eindeutigkeit, Varianz vs. Invarianz, Formelhaftigkeit vs. Propositionalität, Inhalts- vs. Formorientiertheit, Tätigkeits- vs. Produktbezogenheit, Gebrauch vs. Bedeutung (siehe Ágel 2003; 2007 und 2010b mit weiterer Literatur). Die Unterscheidung von ‚Kontextgrammatik‘ und ‚Symbolgrammatik‘ stammt, in Anlehnung an Scheerer (1993), von Eisenberg (1995).

¹⁰ Zu ‚Aggregation vs. Integration‘ vgl. auch Raible (1992) und Koch/Oesterreicher (2011, S. 12 f. und 99). Empirisch nachgewiesen werden konnte die Relevanz von diesen Parametern für die nhd. Grammatik im Bereich von Nähe und Distanz (Ágel/Hennig (Hg.) 2006) und der expliziten und elliptischen Junktion (siehe KAJUK; Ágel 2010a; Ágel/Diegelmann 2010; Hennig 2010a, b).

¹¹ Die mit römischen Ziffern von I bis VII zitierten Texte entstammen einem im Aufbau befindlichen Nähekorpus des Nhd. Dabei wurde der Zeitraum 1650–2000 in sieben Abschnitte à 50 Jahre (I = 1650–1700; II = 1700–1750 ... VII = 1950–2000) eingeteilt. Der jeweilige Entstehungs-

- (8) Dan es ist verbodten, **kein** geladten Rohr in dißem Walt zu tragen ...
(Güntzer I, S. 41 r)
- (9) Beynößen hatte ich auch 12 fl., so ich zusammengelegt hab, **waß**_{nom} **mih**_{dat} zu Zeitten von meinen Frindten ist vererdet worden undt [waß_{akk}] [ich_{nom}] mitt Zinstecken verdienet habe. (Güntzer I, S. 40 v)
- (10) Itzt avanzierten wir bis unter die Kanonen, **wo** wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. (Bräker III, S. LV)
- (11) Das Hanaw **war** belägert von kaiserischem Volk und **war** besetzt mit Schweden. (Bauernleben I, S. 35)
- (12) welche du an **mih** **armer** **Sindter** bewißen hast (Güntzer I, S. 66 r)

Beim Typus (8) handelt es sich um syntaktische Subordination. Dieser entspricht jedoch keine semantische Subordination: Die Setzung der Negation in der Infinitivkonstruktion ist von der Realisierung des negativ-implikativen Matrixverbs *verbieten* unabhängig.¹²

Typus (9) ist doppelt aggregativ. Im zweiten Nebensatz wird einerseits kein Akkusativobjekt *waß* realisiert, obwohl *waß* im ersten Nebensatz im Nominativ steht. Andererseits wird kein Subjektsnominativ (*ich*) realisiert, obwohl das Bezugspronomen im Dativ steht (*mih*). Es handelt sich um „kategoriale aggregative Koordinationsellipsen“ (Hennig 2010a, b).¹³

Typus (10) ist ein Beleg für die westoberdeutsche Relativpartikel *wo* aus dem 18. Jahrhundert. Im heutigen Standarddeutsch wäre hier nur das Relativpronomen möglich.¹⁴

Typus (11) ist deshalb besonders aufschlussreich, weil er unauffällig ist. Er ist aggregativ, weil die Kopula auch im zweiten Konjunkt realisiert wird, was die Integration der beiden Konjunkte schwächt.

(12) ist schließlich eine Apposition ohne Kasuskongruenz.

Aggregative Strukturen wie (8) bis (12) ist gemeinsam, dass die Regeln der syntaktischen Konstruktionsbildung weniger formal sind als im heutigen Standard. Im 17. Jahrhundert sind sie noch quer durch alle Textsorten belegt. Ab dem 18. Jahrhundert kommen sie jedoch zunehmend nur noch in Nähertexten vor. Warum?

abschnitt ist den Zitierformen zu entnehmen. „Güntzer I“ ist beispielsweise ein Nähertext aus der Zeit zwischen 1650 und 1700.

12 Die Infinitivkonstruktion bei Güntzer ist also assertiert. Im Gegensatz dazu wäre die Proposition der entsprechenden Infinitivkonstruktion im Gegenwartsdeutschen präsupponiert und die Setzung des Negationsartikels nicht möglich.

13 Die in [...] gesetzten Sequenzen in (9) stellen keine im Text vorkommenden Sprachzeichen dar, sondern lediglich die Rekonstruktionen von kategorialen aggregativen Koordinationsellipsen.

14 Zur Erklärung des Sprachwandels im Bereich der Relativa siehe Ágel (2010b).

2.3 Vertikalisierung des Varietätenspektrums

Das Schlüsselkonzept ist Oskar Reichmanns Theorie der Vertikalisierung des Varietätenspektrums (1988, 1990 und 2003). Reichmann (2003, S. 38 ff.) unterscheidet insgesamt sechs Vertikalisierungsdimensionen, von denen hier drei relevant sind:¹⁵

1. Sprachsoziologische Vertikalisierung: Die horizontal-polyzentrische Varietätenorganisation weicht einer vertikal-unizentrischen, die sich an der Prestigevarietät, d.h. der Leitvarietät, orientiert. Während Sprachwandel bis ins 15. Jahrhundert vornehmlich im geografischen Raum stattfand, findet ab dem 16. Jahrhundert kaum mehr großflächiger Sprachwandel statt, da durch die sprachsoziologische Umorientierung die horizontalen Varietätenkontakte geschwächt wurden.
2. Mediale Vertikalisierung: Hier geht es um die Nähe-Distanz-Dimension, denn Vertikalisierung ist auch „eine Entwicklung aus der [...] konzeptionellen Mündlichkeit heraus in die konzeptionelle Schriftlichkeit als sprachkulturelles Orientierungszentrum hinein“ (ebd., S. 42).
3. Strukturelle Vertikalisierung: Vertikalisierung als Strukturwandel wird von Reichmann als Folge der medialen Vertikalisierung beschrieben. Reichmanns lange Liste aus der Syntaxgeschichte der nhd. Schriftsprache (Reichmann 2003, S. 47) enthält zum Großteil Phänomene, die einer integrativen Umparametrisierung der Leitvarietät zuzuordnen sind.

Die Vertikalisierung hat Konsequenzen für die varietätenbezogene Funktionalisierung von Aggregation und Integration:

- Das ursprüngliche Nebeneinander von aggregativen und integrativen Strukturen verwandelt sich zunehmend in ein Übereinander: Maximal integrativ ist die Leitvarietät, maximal aggregativ sind die Dialekte. Entsprechend ist das Prestige von integrativen Strukturoptionen hoch und von aggregativen niedrig.
- Infolgedessen werden aggregative Strukturen ganz aufgegeben oder beschränken sich auf den Substandard.
- Umgekehrt sind die neuen Strukturen, die in der Vertikalisierungszeit entstehen, integrativ und verbreiten sich von oben nach unten.

¹⁵ Auf eine vierte, die sprachreflexive („sprachbewusstseinsgeschichtliche“), Vertikalisierungsdimension komme ich in Abschnitt 4.2 zu sprechen.

Schematisch lassen sich die Phasen der Literalisierung im Deutschen wie folgt zusammenfassen:¹⁶

primäre Literalität	sekundäre Literalität	tertiäre Literalität
Verschriftung	Verschriftlichung	„sanfte Restandardisierung“
Horizontalität	Vertikalisierung	sanfte Devertikalisierung (?)
Aggregativität	Integration	sanfte Desintegration (?)
8.–15. Jahrhundert	16.–19. Jahrhundert	20.–21. Jahrhundert

Abb. 1: Phasen der Literalisierung im Deutschen

3 Folgen für die Grammatik(theorie) I: Wortgruppe und Phrase

Da die Organisationsprinzipien der Grammatik historisch nicht stabil sind, da sie u.a. in Abhängigkeit von der Literalisierung auf unterschiedlichen Konfigurationen von kognitiven Systemen basieren können, erscheint ein dynamischer Grammatikansatz gerechtfertigt. Ein entsprechendes Forschungsprogramm müsste in der Lage sein, sowohl kontext- als auch symbolgrammatische Modellierungen zu ermöglichen und diese in Abhängigkeit von der jeweiligen Literalisierungsphase aufeinander zu beziehen. Dies bedeutet im Einzelnen:

1. eine kontextgrammatische Modellkomponente für die primäre Oralität;
2. eine symbolgrammatische Modellkomponente für die sekundäre Literalität;
3. die Modellierbarkeit des grammatischen Übergangs zwischen primärer Oralität und sekundärer Literalität, d.h. der primären Literalität;
4. die Modellierbarkeit der Vertikalisierung der kontext- und symbolgrammatischen Modellkomponenten in der sekundären Literalität;
5. die Modellierbarkeit der eventuell kontextgrammatischen Restrukturierung der Symbolgrammatik in der tertiären Literalität.

Um die Tragweite eines solchen Forschungsprogramms abschätzen zu können, möchte ich sie wenigstens an einem zentralen grammatischen Konzept, der Gegenüberstellung von ‚Wortgruppe‘ und ‚Phrase‘, illustrieren.

16 Der Begriff „sanfte Restandardisierung“, der in etwa dem der „Oralliteralisierung“ (Ágel 2005, S. 104) entspricht, stammt von Koch (2010, S. 198), der von „kleinere(n) Zugeständnisse(n) [...] an Einflüsse aus dem Nähebereich“ (ebd.) spricht. Die Abbildung ist betont schematisch, die Textsortenunterschiede sind mitunter groß.

In der in den letzten Jahren neu entfachten Diskussion um die Universalgrammatik geht es u.a. um die Frage, ob das Postulat der Universalität der von der Generativen Grammatik favorisierten Variante der Konstituentenstruktur, der X-bar-Theorie, zu halten ist. Eigentlich stellt sich diese Frage nur, wenn man die Struktur des modernen Englisch zum latenten Modell der Universalgrammatik macht. Denn es ist hinlänglich bekannt, dass es eine große Menge von Sprachen mit freier Wortstellung und diskontinuierlicher Wortgruppenbildung gibt, die sich besser dependenziell als konstituentenstrukturell beschreiben lassen (Evans/Levinson 2009, S. 440 f.). Auch im älteren Deutsch scheint die von Behaghel (1932, S. 240 ff.) sogenannte „Fernstellung“ recht verbreitet gewesen zu sein (siehe unten). Deshalb ist es notwendig, eine typologisch motivierte Unterscheidung zwischen Wortgruppe und Phrase aufzugreifen:

Die Struktur nominaler Ausdrücke ist nicht in allen Sprachen gleich. In einigen Sprachen (z.B. im Lateinischen) sind nominale Ausdrücke locker gefügte Gruppen syntaktisch selbständiger Wörter. In anderen Sprachen (z.B. im Englischen) handelt es sich um hierarchisch strukturierte Phrasen, deren Elemente von unterschiedlicher syntaktischer Selbständigkeit sind. (Himmelfmann 1997, S. 1)

In der Geschichte der deutschen Substantivgruppe ist es ein langer Weg von der aggregativen Wortgruppe zur integrativen Phrase. Der entscheidende Umbruch passiert dabei in der Phase der sekundären Literalität, in der sich Phrasen überhaupt erst herausbilden und eine Vertikalisierung von Wortgruppe und Phrase stattfindet. Die einschlägigen Teilprozesse des Syntaxwandels in der Substantivgruppe sind dabei alle mit der Herausbildung und Grammatikalisierung der syntaktischen Nominalklammer im 17./18. Jahrhundert in Zusammenhang zu bringen.¹⁷

Theoretisch interessanter sind allerdings solche Fälle, die wegen der Übertragung statischer Konzepte auf die Sprachgeschichte nahezu unerkannt bleiben oder statisch interpretiert werden:

- (13) [...] als mit Eins ungefähr um 12. Uhr die Ordre kam, **unser Regiment, nebst zwey andern** (ich glaube Bevern und Kalkstein,) **müßten** zurückmarschieren. (Bräker III, S. LV, zit. n. Mánáßy 2005)
- (14) Man zog ihn auf seinen Schlitten nach Haus, wo noch **die Mutter samt den Kleinen** ihr Wehklagen mit dem unsrigen **vereinten**. (Bräker III, S. LXIV, zit. n. Mánáßy 2005)

17 Insgesamt lassen sich zwölf Teilprozesse nachweisen (Ágel 2000, S. 1858 ff.).

- (15) [...] **meine Mutter mit ihren Kindern stehen** an der Hausthüre [...] (Haniel IV, S. 19)

Diese Fälle werden in der Regel als sinnkongruente Abweichungen von der Formkongruenz beschrieben.¹⁸ Aus dynamischer Perspektive geht es hier aber um etwas ganz anderes: Offensichtlich spielt die *formale Koordination* in diesen Nähetexten noch keine (entscheidende) Rolle. Die Sprachteilhaber kümmern sich nicht um die Wortart der Junktoren, sie kümmern sich also nicht darum, ob es der Konjunkt *und* ist, der A und B verbindet, oder die komitativen Präpositionen *mit*, *nebst* und *samt*.

Nicht weniger aufschlussreich ist (16), bei dem die Substantivgruppe auf eine leere Menge referiert, aber das Finitum wegen der im Präpositionalattribut ausgedrückten Zehnermenge im Plural steht:

- (16) **Keins von allen seinen zehn Kinder wollten** ihm recht ans Rad stehn (Bräker III, S. LIX)

Ein in gewissem Sinne komplementärer Fall liegt mit (17) vor:

- (17) **Der Ländertausch** im Jahr 1803 **und die Bekanntschaft** inbetreff der Spedition und der Zahlungen **veranlasste** mich auf die Hütten Werke der Fürstin zu reflektieren. (Haniel IV, S. 49)

Hier geht es nicht um eine Binominalbildung. Außerdem steht das Subjekt im Vorfeld, sodass die Wortstellung als typologisch bekannter disgruenzfördernder Faktor auch nicht in Frage kommt. Trotzdem kümmert sich der Schreiber um den Konjunkt *und* nicht, die Wahl des Numerus dürfte auch hier wie beim komplementären Typus semantisch motiviert sein.

In den Fällen (13) bis (17) geht es um das Fehlen derjenigen Kopfeigenschaften, die Zwicky (1993, S. 297 f.) „category determinant“ und „external representative“ genannt hat.¹⁹ Bei dem Beleg (18) aus dem 14. Jahrhundert fehlt sogar das zentrale syntaktische Merkmal einer Phrase, nämlich der Kopf selbst:

¹⁸ Laut Duden (2007, S. 543) übt „das Attribut keinen Einfluss auf den Numerus aus“, weshalb die im Sprachgebrauch durchaus vorhandenen Beispiele grammatisch nicht korrekt seien.

¹⁹ Dasselbe gilt für Wortgruppen mit hybriden Substantiven (wie *Mädchen* oder *Fräulein*), jedoch mit femininem Pronominalflexiv, die im Nhd.-Korpus von Breder Birkenes/Chroni/Fleischer (2014) (17. bis 19. Jahrhundert) immerhin mit 2,1% vertreten sind. Z.B. *die ältere Fräulein* oder *nebst seiner Fräulein* (ebd., S. 9).

- (18) [...] daz ez dir get an dein ere oder an **deinez nechsten** (M. v. Amberg 1238 f., zit. n. Ebert 1993, S. 339)

Ebert (ebd.) spricht hier von der „Ersparung des Kernsubstantivs“. Doch ein Kopf ist „required“ (Zwicky 1993, S. 298), darf überhaupt nicht erspart werden. Wie ist die aggregative Organisation hier zu erklären?

Das Possessivum *dein* in der Substantivgruppe *dein ere* ist offensichtlich noch ein Pronomen und hat keine Artikelqualitäten wie im Gegenwartsdeutschen. Daraus folgt, dass es sich nicht in einen bestimmten Artikel (*die*) als Kopf des zweiten Konjunks und einen Possessivartikel als Kopf des Genitivattributs splitten lässt, was die Voraussetzung für eine Phrasenstruktur wäre.

Bei dem Beleg (19) geht es schließlich um die pronominale Adjektivflexion nach dem bestimmten Artikel:

- (19) Aber ich undt **der redlicher Geferd**t, welcher mit mir von Oberehn auß reiþet, sahen i[h]n nicht. (Güntzer I, S. 6 f., zit. n. Hennig 2009, S. 34)

Morphologisch ist der Kopf einer Phrase nach Zwicky (1993, S. 298) dasjenige Element, das der Ort der morphosyntaktischen Merkmale ist, die die Phrase als Ganzes trägt („morphosyntactic locus“). Im 17. Jahrhundert war dies tendenziell schon der bestimmte Artikel, aber Belege wie (19) zeigen, dass es noch zwei Optionen gab:

(20a)	der	redlicher	Geferd
(20b)	der	redliche	Geferd

Im Falle von (20a) gibt es noch zwei morphologische Kopforte, hier handelt es sich also noch um die Reste einer Wortgruppe. Im Falle von (20b) dagegen ist nur noch der Artikel der morphologische Kopf.²⁰

Die Beispieltypen (13) bis (19) repräsentieren also unterschiedliche *Typen von Übergängen von der Wortgruppe zur Phrase*. Der Prozess der phrasalen Umparametrisierung der Substantivgruppe ist mit der Herausbildung der schriftlichen Leitvarietät im 18. Jahrhundert im Wesentlichen abgeschlossen. Im Sinne der in Abschnitt 2.3 beschriebenen Konsequenzen der Vertikalisierung wird die Strukturoption ‚aggregative Wortgruppe‘ in der Schrift- und der späteren Standardsprache aufgegeben und beschränkt sich seit dieser Zeit auf den Substandard (Nähespre-

²⁰ Das Problem ist besonders virulent im Plural, wo die parallele Flexion vom Typ *die vergangne Zeiten* (Goethe) im älteren Nhd. „auffallend häufig“ ist (Dal/Eroms 2014, S. 69).

chen und Dialekte).²¹ Methodisch bedeutet dies jedoch keineswegs, dass unter Behaghels „Fernstellung“ raum- und zeitunabhängig dasselbe zu verstehen wäre. Vergleichen wir die ahd. und mhd. Belege (21) und (22) mit dem ‚optisch‘ gleich aussehenden nächsprachlichen Beleg (23) aus dem 19. Jahrhundert:

- (21) wanda ich in **dia stat** chom **der wunterlichun herebergo** (N. III, 137, 2, zit. n. Behaghel 1932, S. 243)
- (22) daz si **getruwe gesellen** werden **Kristi** in sime lidene (Myst. I, 102, 3, zit. n. Behaghel 1932, S. 243)
- (23) Da mach doch Gott geben da **die Zeit** nun endlich mahl komme **des Wiedersehns** (Briefwechsel V, S. 117)

Admoni (1990, S. 55 ff.) und Schrodtt (2004, S. 19 ff.) unterscheiden im Ahd. zwischen kompakten und zusammengesetzten Substantivgruppen. Beide Autoren räumen dabei ein, dass die Grenze wegen der eventuellen Fernstellung von Bestimmungsgliedern unscharf und schwer zu ziehen sei. Ein Grenzproblem liegt allerdings nur vor, wenn man davon ausgeht, dass es bereits im Ahd. Phrasen gab.

Eine Wortgruppe ist

ein Syntagma, in dem syntaktisch selbständige und gleichrangige Elemente juxtaaponiert sind. Die Elemente können eine sequentielle und prosodische Einheit bilden, müssen es aber nicht. Das heißt, die Beziehungen der Elemente einer Gruppe untereinander können rein semantischer und ggf. auch morphologischer Natur sein. (Himmelfmann 1997, S. 137)

Demnach besteht das methodische Problem im Falle der Fernstellung darin, festzustellen, ob die Bestimmungsglieder syntaktisch und semantisch selbstständig sind oder nicht. In den Fällen (21) bis (23) geht es konkret um die Frage der (relativen) Selbstständigkeit des Genitivs im Ahd./Mhd. bzw. im Nhd.

Im älteren Deutsch (und auch im Gotischen) standen sich der possessive und der prädikative Genitiv sehr nahe (Dal/Eroms 2014, S. 31). Mit anderen Worten, auch der verbale Ausdruck der Zugehörigkeitsrelation durch Kopula + Substantivgruppe_{gen} war, im Gegensatz zum Nhd., produktiv. Aus der Sicht des Genitivs bedeutet dies eine wesentlich größere syntaktische und semantische Selbstständigkeit, denn dieselben Wortgruppen konnten sowohl als nominale Bestimmungsglieder in Fernstellung wie auch als Prädikativa verwendet werden:

²¹ Die Analogien zum Grammatikwandel im Bereich der Relativpartikeln *so* und *wo* sind nicht zu übersehen (siehe Ágel 2010b).

(21') **dia stat ist der wunterlichun herebergo**

(22') **getruwe gesellen sint Kristi**

Der Genitiv im älteren Deutsch war also relativ *domänenunspezifisch*, die umfassende strukturelle Entwicklung der „wachsende(n) Differenzierung der Substantiv- und der Verbgruppe“ (Admoni 2002 [1953], S. 49), zu der auch die zunehmende Trennung der strukturellen Verbalkasus (Nom., Akk. und Dat.) vom strukturellen Nominalkasus (Gen.) gehört, setzt erst im Frnhd. ein.²²

Wendet man nun den obigen ‚Prädikativtest‘ auf (23) an, ist das Ergebnis als fragwürdig einzustufen, da der prädikative Genitivgebrauch im 19. Jahrhundert nicht mehr produktiv ist und da die Substantiv- und die Verbgruppe strukturell weitgehend getrennt sind:

(23') **?die Zeit ist des Wiedersehns**

Die Fernstellung in (23) ist zwar nächsprachlich, aber die Substantivgruppe_{gen} ist syntaktisch und semantisch nicht mehr selbstständig, sie ist *domänenspezifisch*. Hier geht es also nicht um eine aggregative Wortgruppe wie in den ahd. und mhd. Belegen, sondern um die diskontinuierliche Realisierung einer integrativen Phrase. ‚Optisch‘ sehen die Belege vergleichbar aus, sie sind es aber nicht, da die jeweiligen Fernstellungen auf unterschiedlichen strukturellen Grundlagen beruhen.

Der Terminus ‚Phrase‘ ist in der modernen Linguistik zum Label geworden. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn jedem, der das Label verwendet, klar wäre, dass ‚Phrase‘ ohne weitere Begründung nur ein Etikett ohne theoretischen Wert ist. Das ist aber nicht der Fall. Von dieser inflationären Verwendung des Wortes, die in Termini wie ‚Projektorphrase‘ oder ‚Intonationsphrase‘ gipfelt, profitiert auch die X-bar-Theorie, die uns vormachen will, dass alle Sprachen und Varietäten der Welt in Gegenwart und Geschichte dieselbe syntagmatische Grundstruktur haben. Das ist eine empirisch falsche und theoretisch statische Sicht, die nach der typologischen Untersuchung von Evans/Levinson (2009) zu den Mythen der Universalgrammatik gehört.

²² Da uns keine altdeutschen Muttersprachler zur Verfügung stehen, basiert die postulierte Korrektheit von (21') und (22') auf Analogieschlüssen und der Domänenunspezifität des Genitivs im älteren Deutsch.

4 Folgen für die Grammatik(theorie) II: Online- und Offlinesyntax

4.1 Die historische Dynamik von Online- und Offlinesyntax

Wenn die Grammatik im Zuge der Literalisierung umparametrisiert wird, muss dies Konsequenzen auch für unser Verständnis von Mündlichkeit haben, d.h. insbesondere für die Modellierung der Grammatik der Gesprochenen Sprache (Hennig 2009; Zeman 2013) und der sogenannten Differenzgrammatik zwischen gesprochener und geschriebener Sprache (Hennig 2006; Schneider 2011). Auch die Gesprochene-Sprache-Forschung muss also aus der Statizität der Grammatiktheorien ihre Lehren ziehen, um zum dynamischen Perspektivwechsel beitragen zu können.

Gehen wir davon aus, dass Sprecher und Schreiber in Abhängigkeit von der zu lösenden kommunikativen Aufgabe auf diejenigen ihnen verfügbaren sprachlichen Ressourcen zurückgreifen,

- a) von denen sie sich erhoffen, diese Aufgabe am besten lösen zu können,
- b) die ihnen historisch und soziokulturell überhaupt zur Verfügung stehen und
- c) die im jeweiligen Medium überhaupt verwendbar sind. Dies gilt sowohl für die schriftliche Realisierung gesprochensprachlicher Strukturen als auch für die mündliche Realisierung geschriebensprachlicher Strukturen.

Man betrachte hierzu die folgende Abbildung 2. Die Abbildung enthält als Grundmenge alle in einer Varietät verfügbaren syntaktischen Strukturen. So eine (idealisierte) Grundmenge meint man, wenn man beispielsweise von der Syntax des Altsächsischen oder der gegenwartsdeutschen Standardsprache spricht.

Eine Teilmenge dieser syntaktischen Grundmenge ist die *Offlinesyntax*. Sie ist historisch nicht stabil, sondern wandelt sich in Abhängigkeit von der jeweiligen Phase der Literalisierung; sie ist *ein historisch sich wandelndes Gefüge von literalen*, d.h. in der jeweiligen Phase der Literalisierung die jeweilige Schriftkultur repräsentierenden, *syntaktischen Strukturen*.²³ Darunter, dass offlinesyntaktische Strukturen die jeweilige Schriftkultur repräsentieren, verstehe ich, dass sie in geschriebenen Texten regulär vorkommen, ohne indexikalisch auf die Mündlichkeit zu verweisen. Das wichtigste syntaktische Merkmal des Wandels von offlinesyntaktischen Strukturen ist ihre abnehmende Aggregativität/zunehmende Integrativität.

²³ Dies wäre das Schriftlichkeitsanalogon von „Mündlichkeit 3“ nach dem Modell von Zeman (2013).

Abb. 2: Die historische Dynamik von Online- und Offlinesyntax²⁴

Die Komplementmenge der Offlinesyntax bezogen auf die Grundmenge ist *die Onlinesyntax*. In der primären Oralität, in der es noch keine Offlinesyntax gibt, ist die Grundmenge mit der Onlinesyntax identisch. Literalisierung bedeutet quantitativ, dass die Offlinesyntax überhaupt erst entsteht und sich auf Kosten der Onlinesyntax ausbreitet.

Aus der Tatsache, dass sich die Offlinesyntax historisch wandelt, folgt, dass sich auch die Komplementmenge der Offlinesyntax, d.h. die Onlinesyntax, historisch wandelt (siehe auch Zeman 2013, S. 397). Mit anderen Worten, *in Abhängigkeit von der jeweiligen Phase der Literalisierung wandelt sich auch der Gegenstand der Gesprochenen-Sprache-Forschung*. Was unter ‚grammatisch mündlich‘ etwa in Bezug aufs Mhd. zu verstehen ist, muss auf der Basis einer durchweg *aggregativen* mhd. Offlinesyntax herausgearbeitet werden, während die moderne Gesprochene-Sprache-Forschung ihre Konzepte vor der Folie einer weitestgehend *integrativen* standarddeutschen Offlinesyntax entwirft. Beispielsweise stellen (aggregative) Apokoinu-Konstruktionen im Mhd. eine ganz normale *offlinesyntaktische* Struktur dar, die sicherlich auch online verwendet wurde, während sie in der modernen Standardsprache eine ebenfalls ganz normale *onlinesyntaktische* Struktur sind.

²⁴ Der Terminus ‚Onlinesyntax‘ geht auf Auer (2000) zurück. In einer jüngeren Publikation verwendet er auch den Terminus ‚Offlinegrammatik‘ (Auer 2007, S. 95).

Die onlinesyntaktischen Strukturen operieren also auf den historisch verfügbaren offlinesyntaktischen Strukturen. Die im Rahmen der jeweiligen historischen Grundmenge (‚Syntax‘) vorhandenen *primären* und *sekundären* onlinesyntaktischen Strukturen werden also im jeweiligen historischen Online-Offline-Beziehungsgefüge ‚ausgehandelt‘.²⁵ Es gibt also keine Apokoinu-Konstruktionen per se, keine Koordinationsellipsen per se, keine Satzrandstrukturen per se usw. Dies mag empirisch und theoretisch trivial sein, aber der methodische Umgang mit Grammatik spricht hier eine ganz andere Sprache. Vielleicht auch deshalb, weil man nur sehr wenigen grammatischen Begriffen ansieht, dass sie historisch gebunden sind. Ein solcher Begriff ist ‚Ausklammerung‘, dessen Anwendung auf die Zeit vor der Herausbildung der Verbalklammer logischerweise keinen Sinn macht.

Aus diesem dynamischen Online-Offline-Konzept folgt u.a., dass Gesprochene-Sprache-Forscher ihren Gegenstand nicht legitimieren müssen. Die jeweilige historische ‚Grenze‘ zwischen Online- und Offlinesyntax betrifft Geschriebene- wie Gesprochene-Sprache-Forscher gleichermaßen.

Der Legitimationsdruck, der offenbar auf vielen Gesprochene-Sprache-Forschern lastet, manifestiert sich in Bemühungen, grammatisch korrekte Konstruktionen von sogenannten Performanzfehlern abzugrenzen (siehe etwa Schneider 2011, S. 180 ff.). Grammatikalität ist allerdings ein – in der Regel normatives, da theoriegeleitetes – Konzept, das sich auf die *Produkte* der Offlinesyntax bezieht (Sampson/Babarczy 2014). Sie lässt sich auf die – typischerweise interaktive – onlinesyntaktische Produktion, auf die sich in Gesprächen manifestierende *Tätigkeit*, nicht übertragen.²⁶ Außerdem ist die Bandbreite der onlinesyntaktischen Konstruktionen mitunter wesentlich größer als die der aus offlinesyntaktischen Arbeiten bekannten Strukturen.²⁷ Hier lässt sich das Grammatikalitätskonzept, wenn überhaupt, nur auf die online eingesetzten offlinesyntaktischen Strukturen, jedoch nicht auf die genuin onlinesyntaktischen Konstruktionen anwenden. Und Performanzfehler gibt es online (Versprecher) wie offline (Flüchtigkeitsfehler).²⁸

²⁵ Das Konzept der primären und sekundären Unterschiede übernehme ich von Hennig (2006, S. 102 ff.), siehe auch Schneider (2011).

²⁶ Nach Coseriu (1988, S. 59) kann „die Tätigkeit des Sprechens, (a) als Tätigkeit, (b) als das der Tätigkeit zugrundeliegende Wissen und (c) als das Produkt der Tätigkeit betrachtet werden [...]“.

²⁷ Instruktiv ist diesbezüglich Auers Analyse der „projizierenden Konstruktionen mit so“ (Auer 2007, S. 109 ff.).

²⁸ Kein Geschriebene-Sprache-Forscher kümmert sich um die Frage, grammatisch korrekte Strukturen von Flüchtigkeitsfehlern abzugrenzen.

Die Gegenstandsfrage für Geschriebene- wie Gesprochene-Sprache-Forscher lautet gleich: Welche syntaktischen Strukturen *einer gegebenen historischen Grundmenge* in einer gegebenen Phase der Literalisierung sind bereits als Offlinestrukturen grammatikalisiert *unabhängig davon*, ob sie genetisch aus den jeweiligen Grundbedingungen medialer Mündlichkeit herleitbar sind oder nicht? Frei nach Givon: *Today's literacy is yesterday's orality*.

Wichtig ist der Bezug auf die gegebene historische Grundmenge. Denn es ist zwar richtig, dass die Gesprochene Sprache die Prozessierung *mit* der Zeit bevorzugt und deshalb Konstruktionstypen vermeidet, die eine Prozessierung *gegen* die Zeit erfordern (Auer 2000; 2007). Aber vermeiden kann die gegenwärtige Gesprochene Sprache etwa die Verwendung von sogenannten Rückwärtsellipsen, wie z.B. *Klaus arbeitet in und Peter bei Kassel*, trivialerweise nur deshalb, weil sich im Deutschen die integrative Struktur ‚Rückwärtsellipse‘ überhaupt herausgebildet hat. Umgekehrt kann die gegenwärtige Geschriebene Sprache Apokoinukonstruktionen trivialerweise nur deshalb vermeiden, weil sich im Deutschen der digital organisierte grammatische Satz (mit diskreten syntaktischen Grenzen) herausgebildet hat (siehe Abschnitt 4.3).²⁹

Soweit die Präliminarien. Im Folgenden soll dieses dynamische Online-Offline-Konzept näher erläutert werden. Im Mittelpunkt steht dabei das Stellungsfeldermodell.

4.2 Klammern, Stellungsfelder (und die Wortstellung im Ahd.)

Hinsichtlich der Wortstellung im Ahd. findet man in der ahd. Syntax (Schrodt 2004) recht verwirrende Aussagen:

Im Kapitel „Zweitstellung (Mittelstellung)“ heißt es: „In der normalen, nicht-emphatischen Aussage ist die Mittelstellung die Regel“ (ebd., S. 200). Unter Mittelstellung werden dann drei Fälle genannt, wo „vor dem Vf noch ein weiteres Satzglied (steht)“ (ebd., S. 201). Gemeint ist mit „weiterem Satzglied“, dass vor dem Vf zwei Satzglieder stehen. Diese Fälle werden aber nicht als Verbdrittstellung gerechnet: „Für eine in der Literatur gelegentlich erwähnte grammatische Drittstellung im Aussagesatz gibt es keine sicheren Belege“ (ebd., S. 202, Anm. 1).

In direktem Anschluss, im Kapitel „Späterstellung und Endstellung“ heißt es dann: „Wenngleich die Zweitstellung des finiten Verbs wie im Nhd. schon im Ahd. die Regel war, gibt es doch zahlreiche Belege für Nachzweitstellungen“ (ebd., S. 202).

²⁹ Zu digitalen vs. analogen Strukturen vgl. Ágel (2003, S. 24 ff.).

Demnach gibt es also einerseits zwei Satzglieder vor dem Vf, andererseits Nachzweitstellungen des Vf. Diese Stellungen sind aber nicht als Verbdrittstellungen zu werten. Gleich das erste Beispiel für Nachzweitstellung ist ein Beleg aus dem Hildebrandslied:

- (24) sunufatarungo iro saro rihtun
,Vater und Sohn ihre Rüstungen richteten‘ (HL 4)

Schrodt (2004, S. 208 ff.) wendet auch das Stellungsfeldermodell auf das Ahd. an und geht davon aus, dass die nhd. Stellungsfelder und die nhd. Klammer bereits im Ahd. voll da sind: „Grundsätzlich zeigen sich keine großen Unterschiede zwischen ahd. und nhd. Stellungsregularitäten“ (2004, S. 210).

Im Gegensatz zu Schrodt erklärt Hinterhölzl (2010) die ahd. Wortstellung, indem er zeigt, dass die Verbstellung in Abhängigkeit von der Informationsstruktur zu interpretieren ist:

- (25) C Hintergrund Kontrastfokus V Informationsfokus
(Hinterhölzl 2010, S. 127)

Dieser Befund, wie auch Schlachter (2010) und Schallert (2010), lässt meines Erachtens die Interpretation zu, dass das Verb im Ahd. eine andere, viel autonomere Stellung hatte als später und dass sich die anderen Glieder relativ frei um das Verb herum gruppieren ließen.³⁰ Dies bedeutet einen grundlegenden Perspektivwechsel auf die ahd. Wortstellung: Das Verb hat weder eine Erst- noch eine Zweit-, Dritt-, Mittel-, Nachzweit-, Später- oder Letztstellung, sondern steht wie ein Fels in der Brandung grundsätzlich stabil, und es ist das nichtverbale Zeichenmaterial, das sich nach informationsstrukturellen Kriterien um das Verb herum bewegt.

Dieses *verbzentrierte* Modell, das auf das Stellungsfeldermodell nur schwer abzubilden sein dürfte, lässt sich, ohne die Reihenfolge der nichtverbalen Glieder zu ändern, an Variationen zu dem Beleg (24) wie folgt veranschaulichen:

³⁰ „Angesichts der hohen Zahl von Nebensätzen ohne Verbend-Stellung und der Verbdritt-Konstruktionen im deklarativen Hauptsatz wurde eine strukturell verankerte mediale Verbposition vorgeschlagen [...]“ (Schlachter 2010, S. 421). Ahd. stellt „ein reichhaltigeres System dar als spätere Stufen des Deutschen, indem es typische Eigenschaften von VO- und OV-Sprachen miteinander verbindet, also in ontologischer Sicht keinem der beiden Typen angehört“ (Schallert 2010, S. 390). Zu möglichen nichtverbalen Gliedern vor dem Vf in selbstständigen Deklarativsätzen siehe Axel (2002, S. 19 f.), generell zur Verbstellung Dal/Eroms (2014, S. 205 ff.).

(24')

(a)	sunufatarungo iro saro	rihtun	
(b)	sunufatarungo	rihtun	iro saro
(c)		rihtun	sunufatarungo iro saro
(d)	thaz sunufatarungo iro saro	rihtun	
(e)	thaz sunufatarungo	rihtun	iro saro
(f)	thaz	rihtun	sunufatarungo iro saro

Unabhängig davon, ob man die verbzentrierte oder die traditionelle *verbstellerszentrierte* Modellierung der ahd. (bzw. der jüngeren) Wortstellung bevorzugt, theoretisch begründet werden kann ein Modell nur, wenn es für die Formulierung von Regeln notwendig ist (Reis 1980). In diesem Sinne notwendig ist das Stellungsfeldermodell nach Reis (ebd., S. 73 f.), wenn es um die Beschreibung der Abfolge der Pronomina im Gegenwartsdeutschen geht. Allerdings war die Abfolge der Pronomina bis ins frühe Nhd. wesentlich variabler als heute (Behaghel 1932, S. 74 f.), sodass hier keine Notwendigkeit besteht, Abfolgeregeln auf einen (traditionell satztypenneutralen) Mittelfeldbegriff zu beziehen.

Die Notwendigkeit des Regelbezugs ist eine zwar notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Begründung des Stellungsfeldermodells. Zugrunde liegen muss die Begründung der Klammerstruktur, ohne die es ja keine Stellungsfelder gibt.

An dieser Stelle ist es nicht möglich, die Klammerproblematik ausführlich zu diskutieren, deshalb beschränke ich mich auf drei Punkte (siehe auch Ágel 2000):

1. Obwohl eine Nebensatzklammer unisono – und in der Regel ohne weitere Begründung – angenommen wird, wurden die für die Annahme notwendigen Wortstellungsparallelen zwischen Haupt- und Nebensatz empirisch nie nachgewiesen. Im Gegenteil: Nach aktuellem Forschungsstand haben „sich die zwei Unterarten der Satzklammer nicht ganz gleich entwickelt [...]“ (Ebert 1986, S. 105).³¹ Dies spricht gegen die „methodische Viabilität“ (Ágel 2001, S. 319) eines Klammerbegriffs im weiteren Sinn, der auch die Nebensatzklammer umfasst.
2. Wegen der angeblich komplementären Verteilung von Finitum und Subjunkt in der linken Satzklammer (siehe 3.) ist es zwingend, nur das jeweilige Finitum des Nebensatzprädikats als rechte Satzklammer zu betrachten. Dies

³¹ Hinterhölzl (2010, S. 136), der die Notker-Daten von Näf (1979) interpretiert, stellt sogar „eine eklatante Diskrepanz in der Herausbildung der Satzklammer zwischen Hauptsätzen und Nebensätzen“ fest: In Hauptsätzen werden Subjekte viermal so oft und Objekte fast doppelt so oft ausgeklammert wie in Nebensätzen.

führt dazu, dass der Infinitivkomplex in einer Reihe von Verbalkomplexen obligatorisch ‚ausgeklammert‘ ist, z.B. ... [[dass] sie [hat]] arbeiten können. Somit wird theoretisch eine Art Verdoppelung des Ausklammerungsbegriffs erzwungen, denn neben der ‚externen‘, außerhalb der rechten Satzklammer stattfindenden, Ausklammerung gibt es auch eine Art ‚interner Ausklammerung‘ im Verbalkomplex selbst.³²

3. Auch wenn die linke Satzklammer nur eine „Positionskategorie“ (Wöllstein 2010, S. 26) sein soll, ist die komplementäre Verteilung von Finitum und Subjunktoren in der linken Satzklammer höchst fragwürdig. Komplementarität lässt sich nämlich allenfalls zwischen dem V1- und dem V2-Satztyp, (26a) vs. (26b), nicht jedoch zwischen V2 und V2, (26c) vs. (26b), herstellen:

(26a)	[[Hat]	man	dich	[erwischt?]	
(26b)	[[dass]	man	dich	erwischt	[hat]]
(26c)	Man	[[hat]	dich	[erwischt].]	

Wöllstein (ebd., S. 26) führt die Komplementarität tatsächlich anhand der Gegenüberstellung der Beispiele (26a) und (26b), also von V1 und V2, ein, aber in der anschließenden Tabelle, die die komplementäre Verteilung von Finitum und Subjunktoren veranschaulichen soll (ebd., S. 27), werden nicht mehr V1 und V2, sondern V2 und V2 gegenübergestellt.

Unklar bleibt bei dieser Art Komplementaritätspostulat nicht nur, worauf die basale topologische Gemeinsamkeit von V1 und V2 (syntaktisch und/oder semantisch und/oder pragmatisch) beruht, sondern auch, wie sich angesichts der Miteinbeziehung von V2 in das Komplementaritätspostulat die Exklusivität des V2-Vorfelds begründen lässt.

Geht man dagegen davon aus, dass sich die Wortstellungsregularitäten im Nebensatz ohne Klammer erfassen lassen, bleiben nur die grammatisch einheitlichen, da prädikatsbildenden, Verbklammern der Satztypen (26a) und (26c) übrig.

Sind aber alle Prädikate, die nichtverbale Glieder ‚umklammern‘, gleich als Verbklammern zu werten?

Zu unterscheiden ist mit Eichinger (1995, S. 304) zwischen *Distanzstellung* und *Klammer*. Unter Klammern versteht er Konstruktionen „mit einem spezifisch strukturierten ‚Inhalt‘“ zwischen den beiden Klammerteilen. Mit anderen Wor-

³² Zum Bech'schen Unterfeld siehe auch Abschnitt 4.3.

ten, Klammerteile umschließen kein ungeordnetes Aggregat von Elementen, sondern ein Mittelfeld, dessen Kriterium die spezifische Anordnung seiner Elemente ist. Unter Distanzstellung versteht er hingegen lediglich die Fernstellung von grammatisch zusammengehörigen Konstituenten voneinander. Die Grammatikalisierung der Distanzstellung findet im Frnhd. und im frühen Nhd. statt, die nach Eichinger erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts in die Herausbildung der Klammer mündet.

Eichinger (ebd., S. 321) erklärt den Wechsel von der Distanzstellung zur Klammer „mit den grundsätzlich gewandelten kommunikativen Ansprüchen einer veränderten Öffentlichkeit“. Was heißt das?

Im 17. Jahrhundert, wo das Prinzip der Distanzstellung bereits weitestgehend durchgeführt ist, herrsche immer noch ein eher anreihender Strukturtyp vor (ebd., S. 313 ff.). Anreihung ist ein Strukturprinzip, das ursprünglich für die konzeptionelle Mündlichkeit charakteristisch war. Ihre Übertragung in die konzeptionelle Schriftlichkeit in der Kanzleisprache führt zur Interferenz mit der immer mehr überdehnten und im 17. Jahrhundert schon grammatikalisierten Distanzstellung (ebd., S. 315 ff.); sie führt nahezu unvermeidlich „zu ziemlich schwerverständlichen Konstruktionen“ (ebd., S. 315).

Diese Rezeptionsschwierigkeiten stellen solange kein Problem dar, als „das in den entsprechenden Schriften vermittelte Wissen von öffentlichen Dingen Herrschafts- und Spezialistenwissen ist“ (ebd., S. 317). Unter den „grundsätzlich gewandelten kommunikativen Ansprüchen einer veränderten Öffentlichkeit“ werde jedoch das markierte Strukturprinzip der Kanzleisprache durch einen neuen Schub konzeptioneller Mündlichkeit repariert.

In diesem Kontext spielt nach Eichinger Reichmanns vierte – die sprachreflexive – Vertikalisierungsdimension die entscheidende Rolle:

Die Zeit der Vertikalisierung (16.–18. Jahrhundert) fällt mit der der national-kulturellen und patriotischen Instrumentalisierung von Sprache, einem neuen sprachreflexiven Denken, zusammen. Der Leitvarietät werden dabei besondere Gütequalitäten zugeschrieben, die anderen Varietäten nicht zukommen. Nach der rationalistischen Auffassung von einem möglichst ungebrochenen Entsprechungsverhältnis zwischen Sachen/Sachverhalten, Gedanken und Sprachzeichen setzt das deutliche und eindeutige Sprechen und Schreiben aufgeklärter, gebildeter Bürger u.a. deutliche syntaktische Regeln voraus (Reichmann 1995, S. 188). Eine in diesem Sinne deutliche Regel im ausgehenden 17. Jahrhundert ist nach Eichinger die Distanzstellung der analytischen Verbformen. Deutlich musste nur noch das werdende Mittelfeld strukturiert werden, um die Realisierung des idealen rationalistischen Entsprechungsverhältnisses syntaktisch zu ermöglichen. Dies ist dann im 18. Jahrhundert erfolgt (mehr dazu in Ágel 2000).

4.3 Entzeitlichung, Linearisierung, Integration

Im Sinne des in Abschnitt 4.2 Gesagten ist davon auszugehen, dass es vor dem 18. Jahrhundert keine Klammerstrukturen und Stellungsfelder im heutigen Sinne gab und dass deren Grammatikalisierung eng mit der sekundären Literalität verbunden ist, da sie sich nur vor der Folie der (natürlich idealisierten) Opposition von konzeptioneller Mündlichkeit und konzeptioneller Schriftlichkeit modellieren lässt.

Was sind nun die Konsequenzen für ein dynamisches Online-Offline-Konzept?

Richtungsweisend ist hier die von Günthner und Hopper getroffene Unterscheidung zwischen der *Zeitlichkeit* der gesprochenen und der *entzeitlichten Linearität* der geschriebenen Sprache:

Die Linearität des Zeichens, von dem de Saussure – trotz seiner Betonung der Zeitlichkeit gesprochener Sprache – ausging, ist ein entzeitlichtes Konzept, das auf der Metapher des geschriebenen Textes als fertiges Produkt basiert, wobei unsere horizontale Ausrichtung beim Lesen ikonisch als Progression in der Zeit interpretiert wird. (Günthner/Hopper 2010, S. 3)

Die Stellungsfelder, d.h. Vor-, Mittel- und Nachfeld, stellen ein Produkt der entzeitlichten Linearität der konzeptionellen Schriftlichkeit dar, sie gehören also zur Offlinesyntax. Die sogenannten Satzrandstrukturen, die sich nicht als Felder grammatikalisiert haben, stellen dagegen natürliche Ressourcen der Onlinesyntax dar, sie sind Produkte der Zeitlichkeit der Onlinesyntax, die an den Rändern der offlinesyntaktischen Stellungsfelder operieren. Sätze als Offlinestrukturen der sekundären Literalität sind also online „prinzipiell verlängerbar“ (Selting 1995, S. 73).³³ Ich schlage für die Bezeichnung der gegenwartsdeutschen Onlinestrukturen am Rande der Offlinesätze den Terminus (linkes und rechtes) *Satzrandglied* vor, um diese Strukturen auch terminologisch von den Offlinesatzgliedern zu unterscheiden.

Eine mögliche Einbindung der Raumstruktur der Stellungsfelder in die Zeitstruktur der Onlinesyntax soll an der Kombination eines Timm-Belegs mit einigen typischen linken Satzrandgliedern veranschaulicht werden:

- (27) Ich komme aus dem Garten in die Küche, wo die Erwachsenen stehen, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester. (Timm Bruder, S. 7)

³³ Zu Satz als prototypische Offlinestruktur siehe auch Maas (2010).

Abb. 3: Offline-Stellungsfelder als Online-Ressource

Eine potenzielle Online-Grundstruktur besteht aus drei (zeitlich) nacheinander zu realisierenden Teilen: Aus den beiden Teilen einer sogenannten Projektorkonstruktion (Günthner 2008), die ich *Projektor* und *Projektand* nenne, und dem *Nachtrag*, unter dem die zeitliche Verlängerung einer Projektorkonstruktion zu verstehen ist.

Mögliche Projektoren der in Abbildung 3 modellierten Onlinestruktur sind die angeführten linken Satzrandglieder, deren Projektand der grammatische Satz, d.h. die durch die Stellungsfelder abgegrenzte Offlinestruktur, ist. Nachgetragen wurden hier die rechten Satzrandglieder *meine Mutter*, *mein Vater*, *meine Schwester*. Diese stellen die ikonische Umfunktionierung einer genuinen Online-Ressource als Teil derjenigen grammatischen Strukturen bei Timm dar, die Erinnerungen simulieren (George 2014). Mit anderen Worten, in (27) wird eine genuine Online-Struktur offline genutzt.

Der grammatische Satz, der typischerweise Projektand einer Online-Struktur ist, ist intern *integrativ* organisiert: Die Klammer und die Stellungsfelder bilden einen Systemraum, in dem die Linearisierungsregeln aufeinander abgestimmt sind.

Die Satzgrenzen, d.h. die Grenzen zwischen Projektor und Projektand bzw. Projektand und Nachtrag, sind dagegen typischerweise *aggregativ*, es sind die Nahtstellen der Einbindung der prototypischen Raumstruktur ‚Satz‘ in die dreigliedrige Zeitstruktur.

Gibt es aber Evidenzen für

- den genuinen Offline-Charakter und
- die späte historische Herausbildung der Stellungsfelder?

Indirekte Evidenz für den genuinen Offline-Charakter liefern u.a. Adjazenzstrukturen, z.B.

- (28) A: Woher kommst du?
 B: Aus Mannheim (≠ Aus Mannheim komme ich)

Zeitlichkeit ist das eine zentrale Merkmal gesprochener Sprache, das andere ist Dialogizität. In der Tat funktionieren Frage-Antwort-Strukturen wie (28) nicht im Sinne des Offline-Stellungsfeldermodells. Denn Bs Antwort wird nicht so verstanden, dass das Antwort-Direktivum das Frage-Direktivum paradigmatisch ersetzt. Mit anderen Worten, obwohl *Woher* das Vorfeld besetzt, wird *aus Mannheim* nicht als Vorfeldbesetzung interpretiert.

Was b) anbelangt, soll kurz auf 1) die *Herausbildung linker Satzrandglieder* und 2) das *verbale Schlussfeld im Nebensatzprädikat* eingegangen werden.

Ad 1):

Linksversetzungen stellen nach Hennig (2009, S. 36) universelle Nähemerkmale dar, da ihre Verwendung „offenbar keinen besonderen historischen Bedingungen unterliegt“. Entsprechend kommen sie bzw. generell Linksherausstellungen auch „in recht unterschiedlichen Sprachen“ vor (Lötscher 1995, S. 35 f.). Im Deutschen sind Prolepsen bereits aus ahd. Zeit belegt (Näf 1979, S. 128 ff.), wo sie bei Notker „eine gewisse Nähe zur gesprochenen Sprache“ zeigen (Näf 1979, S. 131). Im Mhd. waren Linksherausstellungen selten (Dal/Eroms 2014, S. 213). Im Frnhd., in der Zeit der Grammatikalisierung der Distanzstellung, nimmt der Gebrauch bis Anfang des 16. Jahrhunderts kontinuierlich ab (Lötscher 1995, S. 42), was Lötscher (ebd., S. 55) mit der Herausbildung der konzeptionellen Schriftlichkeit erklärt. Im Nhd. sind sie nur noch aus Nähetexten bekannt (siehe Elspaß 2005 und 2010).

Wenn nun die Stellungsfelder im heutigen Sinne erst seit dem 18. Jahrhundert zur Verfügung stehen, bedeutet dies, dass der *gegenwartsdeutsche grammatische Satz*, dessen Definiens (u.a.) die Stellungsfelder sind, eine relativ junge Struktur ist. Entsprechend jung sind die *Satzrandglieder*, die sich als (spezifisch deutsche) *Grammatikalisierungen von Linksherausstellungen* beschreiben lassen. Linksherausstellungen sind demnach Onlineprojektoren, die sich auf die On- oder Offline-Vorgängerprojektanden des heutigen Satzes beziehen. Linke Satzrandglieder sind dagegen Online-Projektoren (auch) des ‚modernen‘ Offlineprojektanden ‚Satz‘.³⁴ Wie man an der kurzen historischen Skizze sieht, waren Linksherausstellungen unproblematisch in der Phase der primären Literalität, in der es noch keine Sätze

³⁴ Natürlich projizieren linke Satzrandglieder nicht nur Sätze.

im heutigen Sinne gab. In der sekundären und tertiären Literalität beziehen sich diese Zeitstrukturen allerdings auf eine Raumstruktur, was kontraikonisch ist.

Soweit die Theorie. Und die Praxis? Gibt es *diagnostische* Möglichkeiten, zwischen (früheren) Linksherausstellungen und (heutigen) linken Satzrandstrukturen zu unterscheiden?

Nach Behaghel (1932, S. 14) steht im ältesten Ahd. „das Verbum nicht in Zweitstellung, wenn der Satz außer dem einleitenden Wort noch unbetonte Wörtern enthält“, vgl.

(29) *dhiu chiborgonun hort dhir gibu* (Isid(or) 6, 4, ebd.)

Dass Prolepsen vergleichbar strukturiert waren, ist nicht zu übersehen, z.B.

(30) *Intentio unde depulsio. / diu machônt / ten statum.* (Notker, AK 79.21, zit. n. Näf 1979, S. 129)

Würde man *Intentio unde depulsio* als Vorvorfeldbesetzung interpretieren, müsste man entsprechend auch das Akkusativobjekt *dhiu chiborgonun hort* als Vorvorfeldbesetzung auffassen oder eben in beiden Fällen davon ausgehen, dass das jeweilige Vorfeld doppelt besetzt ist.

Dass zwei Glieder vor dem Finitum lange Zeit einfach juxtaaponiert waren und kein hierarchisches Verhältnis eingingen, davon zeugt auch die Geschichte der sogenannten linksperipheren Adverbial(neben)sätze (= AS). Nach Axel (2002, S. 12)

waren AS bis ins Spätmhd. hinein offenbar nicht vorfeldfähig, denn die V2-Stellung ist nahezu überhaupt nicht belegt [...]. Dies spricht dafür, die weitverbreitete resumptive Struktur [...] als Realisierungsvariante von V3 [= Verbdrittstellung, V.Ä.] einzustufen.

Dafür, dass sie nicht vorfeldfähig waren, gibt es eine noch einfachere Erklärung: Es gab kein Vorfeld.

In dem nhd. Nähekorpus von Kappel (zuletzt 2014) finden sich auch nicht-resumptive V3-Belege:

(31) Weil wir den vor Augen stehende[n] reichen-Seegen den Som[m]er über angeschaut, mann vermeinet, Es sollte wohlfailer werden. (Schuhmacher Chronik II, S. 343 f., zit. n. Kappel 2014, S. 210)

Integration der AS setzt die Herausbildung des Vorfeldes voraus. Nähebelege wie (31) (aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) deuten darauf hin, dass die aggregative grammatische Struktur ohne Einbettungsmöglichkeit der AS, d.h. ohne Vorfeld, zunehmend von der integrativen verdrängt und überlagert wurde.

Ad 2):

Die Herausbildung des verbalen Schlussfelds stellt ein perfektes Beispiel für die *Grammatikalisierung eines Aggregatraumes* dar.³⁵

(32) ... dass er [getroffen₄ worden₃ sein₂ soll₁]_{Schlussfeld}

(33) ... dass sie [[soll₁ haben₂]_{Oberfeld} [kommen₄ können₃]_{Unterfeld}]_{Schlussfeld}

Nach den gegenwartsdeutschen Serialisierungsnormen ist das verbale Schlussfeld entweder durchgehend linksdependent, oder es zerfällt in ein rechtsdependentes Oberfeld und ein linksdependentes Unterfeld.

Dies war im älteren Deutsch und zum Teil auch noch im Frnhd. anders. Nach Askedal (1998) dominiert in den dreigliedrigen Verbalkomplexen der Berthold von Regensburg (13. Jahrhundert) zugeschriebenen deutschen Predigten eindeutig die Zwischenstellung des Finitums (63,2%), z.B.

(34) ob dû der liute bist die bekêrt₃ suln₁ werden₂ (zit. n. Askedal 1998, S. 243)

Askedal stellt zu Recht fest, dass zu Bertholds Zeiten „eine Kohärenz-Inkohärenz-Opposition, wie sie in der modernen deutschen Standardsprache vorliegt, sich noch nicht herausgebildet hat“ (ebd., S. 254).

In einer auf breiter Materialgrundlage durchgeführten Studie, die aber erst mit 1450 ansetzt, kommt Hård (1981, S. 55) zu dem Ergebnis, dass die Zwischenstellung „als ein Charakteristikum des deutschen Prosastils im 15. und 16. Jahrhundert bezeichnet werden (darf)“. Doch seit etwa 1525 zeige dieser Strukturtyp eine markant sinkende Frequenz (ebd.). Im Laufe des 17. Jahrhunderts wird sie dann „aus der auf überregionale Geltung Anspruch erhebenden Schriftsprache beinahe vollständig verdrängt und auf Restgebiete beschränkt“ (ebd., S. 89).

Den Untersuchungsergebnissen von Askedal und Hård ist zu entnehmen, dass das verbale Schlussfeld ein typisches Offlineprodukt der Phase der sekundären Literalität ist. Voraussetzung für seine Herausbildung ist ein visueller Raum der entzeitlichten Linearität. Die Zwischenstellung wird im Zuge der Vertikalisierung an die Nähetexte weitergereicht und ist in der Onlinesyntax – und natürlich auch in den Dialekten – bis heute vorhanden.

Die heutige Zwischenstellung ist aber strukturell nicht zu vergleichen mit der Zwischenstellung zu Bertholds Zeiten. Die damalige Zwischenstellung ist Teil einer durchgehend aggregativen verbalen Schlusstruktur. Die heutige Zwischen-

³⁵ Zum Schlussfeld siehe Bech (1983 [1955–1957], S. 62), zur Serialisierung der Nebensatzprädikate Ágel (2001).

stellung in der Onlinesyntax ist dagegen analog zum Verhältnis der Offline-Stellungsfelder zu den Online-Satzrandgliedern zu interpretieren: Die Zwischenstellung stellt eine natürliche Ressource der Onlinesyntax dar, das Offline-Schlussfeld interaktiv aufzubrechen.

5 Fazit im Telegrammstil

1. Literalisierung ist eine kulturelle Universalie, die kognitiv verankert ist.
2. Es sind unterschiedliche Phasen der Literalisierung zu unterscheiden.
3. Die Interpretation von grammatischen Strukturen ist nur vor der Folie der jeweiligen Phase der Literalisierung möglich.
4. Literalisierung im Allgemeinen und die Phasen der Literalisierung im Besonderen führen zur Umparametrisierung und Vertikalisierung der grammatischen Struktur: Aggregative Strukturen werden von integrativen verdrängt und/oder überlagert; zeitliche Strukturen werden von entzeitlichten (linearisierten) verdrängt und/oder überlagert.
5. Prestigeträger, an denen sich grammatische Laien wie Grammatiktheoretiker orientieren, sind die integrativen und entzeitlichten Strukturen.
6. Historisch ist von einem dynamischen Verhältnis von Online- und Offlinesyntax auszugehen. Was zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Varietät als Onlinestruktur zu interpretieren ist, hängt von dem jeweiligen historischen Verhältnis von Online- und Offlinestrukturen ab.³⁶

Quellen und Literatur

Quellen

- Bauernleben I = Eckhardt, Wilhelm A./Klingelhöfer, Helmut (Hg.) (1998): Bauernleben im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Die Stausebacher Chronik des Caspar Preis 1636–1667. Mit einer Einführung von Gerhard Menk. (= Beiträge zur Hessischen Geschichte 13). Marburg.
- Bräker III = Bräker, Ulrich (1985 [1789]): Lebensgeschichte und natürliche Abenteurer des Armen Mannes im Tockenburg. Berlin.

³⁶ Für wichtige Hinweise und Kommentare danke ich Hans-Werner Eroms, Jürgen Erich Schmidt und Johannes Schwitalla.

- Briefwechsel V = Schikorsky, Isa (Hg.) (1999): „Wenn doch dies Elend ein Ende hätte“: ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. (= Selbstzeugnisse der Neuzeit 7). Köln u.a.
- Güntzer I = Brändle, Sebastian (Hg.) (2002): Güntzer, Augustin (1657): Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. (= Selbstzeugnisse der Neuzeit 8). Köln u.a.
- Haniel IV = Herzog, Bodo/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1979): Haniel, Franz 1779–1868. Materialien, Dokumente und Untersuchungen zu Leben und Werk des Industriepioniers Franz Haniel. (= Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn). Bonn.
- Timm Bruder = Timm, Uwe (2006): Am Beispiel meines Bruders. München.

Literatur

- Aaron, P.G./Joshi, R. Malatesha (2006): Written language is as natural as spoken language: a biolinguistic perspective. In: Reading Psychology 27, S. 263–311.
- Admoni, Wladimir G. (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen.
- Admoni, Wladimir G. (2002 [1953]): Zu einigen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des syntaktischen Baus der Sprache. In: Admoni, Wladimir G.: Sprachtheorie und deutsche Grammatik. Aufsätze aus den Jahren 1949–1975. Hrsg. v. Pavlov, Vladimir/Reichmann, Oskar. Tübingen, S. 35–61. [Sowjetische Originalausg. 1953 in (übersetzt): Beiträge und Mitteilungen des Instituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, S. 27–52.]
- Ágel, Vilmos (1999): Grammatik und Kulturgeschichte. Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik. In: Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. (= Studia Linguistica Germanica 54). Berlin/New York, S. 171–223.
- Ágel, Vilmos (2000): Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. 2. Aufl. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2). Berlin/New York, S. 1855–1903.
- Ágel, Vilmos (2001): Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 29, S. 319–331.
- Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. (= Reihe Germanistische Linguistik 243). Tübingen, S. 1–46.
- Ágel, Vilmos (2005): Wort-Arten aus Nähe und Distanz. In: Knobloch, Clemens/Schaeder, Burkhard (Hg.): Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 12). Berlin/New York, S. 95–129.
- Ágel, Vilmos (2007): Was ist „grammatische Aufklärung“ in einer Schriftkultur? Die Parameter „Aggregation“ und „Integration“. In: Feilke, Helmuth/Knobloch, Clemens/Völzing, Paul-Ludwig (Hg.): Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge. (= Wissenschaftskommunikation 1). Heidelberg, S. 39–57.

- Ágel, Vilmos (2010a): Explizite Junktion. Theorie und Operationalisierung. In: Ziegler (Hg.) (2010b), S. 897–936.
- Ágel, Vilmos (2010b): +/–Wandel. Am Beispiel der Relativpartikeln *so* und *wo*. In: Bittner, Dagmar/Gaeta, Livio (Hg.): Kodierungstechniken im Wandel. Das Zusammenspiel von Analytik und Synthese im Gegenwartsdeutschen. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 34). Berlin/New York, S. 199–222.
- Ágel, Vilmos/Diegelmann, Carmen (2010): Theorie und Praxis der expliziten Junktion. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 35). Berlin, S. 347–396.
- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650–2000. Tübingen.
- Askedal, John Ole (1998): Zur Syntax infiniter Verbalformen in den Berthold von Regensburg zugeschriebenen deutschen Predigten. Vorstufe der topologischen Kohärenz-Inkohärenz-Opposition? In: Askedal, John Ole (Hg.): Historische germanische und deutsche Syntax. Frankfurt a.M. u.a., S. 231–259.
- Auer, Peter (2000): Online Syntax – oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.
- Auer, Peter (2007): Syntax als Prozess. In: Hausendorf, Heiko (Hg.): Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 37). Tübingen, S. 95–124.
- Axel, Katrin (2002): Zur diachronen Entwicklung der syntaktischen Integration linksperipherer Adverbialsätze im Deutschen: Ein Beispiel für syntaktischen Wandel? In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 124, S. 1–43.
- Bech, Gunnar (1983 [1955–1957]): Studien über das deutsche Verbum infinitum. 2., unveränd. Aufl. (= Linguistische Arbeiten 139). Tübingen. [1. Aufl. Kopenhagen 1955–1957.]
- Behaghel, Otto (1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 4. (= Germanistische Bibliothek, Abt. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, Grammatiken 10). Tübingen.
- Breder Birkenes, Magnus/Chroni, Kleopatra/Fleischer, Jürg (2014): Genus- und Sexuskongruenz im Neuhochochdeutschen: Ergebnisse einer Korpusuntersuchung zur narrativen Prosa des 17. bis 19. Jahrhunderts. In: Deutsche Sprache 42, S. 1–24.
- Coseriu, Eugenio (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 3). München.
- Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. (= Uni-Taschenbücher 1481). Tübingen.
- Dal, Ingerid/Eroms, Hans-Werner (2014): Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 4. Aufl. Neu bearbeitet von Hans-Werner Eroms. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte B/7). Berlin/Boston.
- Duden (2007): Der Duden. Bd. 9: Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 6., vollst. überarb. Aufl. Mannheim u.a.
- Ebert, Robert Peter (1986): Historische Syntax des Deutschen. Bd. 2: 1300–1750. (= Germanistische Lehrbuchsammlung 6). Bern u.a.
- Ebert, Robert Peter (1993): Syntax. In: Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/12). Tübingen, S. 313–484.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochochdeutschen. In: Kretzenbacher, Heinz L./Weinrich, Harald (Hg.): Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin/New York, S. 301–324.

- Eisenberg, Peter (1995): Grammatik der geschriebenen Sprache als Symbolgrammatik. Ein Versuch an ausgewählten Themen der Morphologie. In: Ágel, Vilmos/Brdar-Szabó, Rita (Hg.): Grammatik und deutsche Grammatiken. (= Linguistische Arbeiten 330). Tübingen, S. 23–38.
- Eisenberg, Peter (2007): Sollen Grammatiken die gesprochene Sprache beschreiben? Sprachmodalität und Sprachstandard. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. (= Reihe Germanistische Linguistik 269). Tübingen, S. 275–295.
- Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.
- Elspaß, Stephan (2010): Klammerstrukturen in nächsprachlichen Texten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Ein Plädoyer für die Verknüpfung von historischer und Gegenwartsgrammatik. In: Ziegler (Hg.) (2010b), S. 1011–1026.
- Enfield, Nick J. (2002): Ethnosyntax: Introduction. In: Enfield, Nick J. (Hg.): Ethnosyntax: Explorations in culture and grammar. Oxford, S. 1–30.
- Evans, Nicholas/Levinson, Stephen C. (2009): The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science. In: Behavioral and Brain Sciences 32, S. 429–492.
- Everett, Daniel L. (2005): Cultural constraints on grammar and cognition in Pirahã. Another look at the design features of human language. In: Current Anthropology 46, S. 621–646.
- Everett, Daniel L. (2010): Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas. München. [Engl. Originalausg. London 2008: Don't sleep, there are snakes: Life and language in the Amazonian jungle.]
- Everett, Daniel L. (2013): Die größte Erfindung der Menschheit. Was mich meine Jahre am Amazonas über das Wesen der Sprache gelehrt haben. München. [Engl. Originalausg. New York 2012: Language: The cultural tool.]
- George, Kristin (2014): Grammatische Techniken der Erinnerung. Was leisten grammatische Techniken zur Simulation von Erinnerung in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*? Masterarbeit. Universität Kassel.
- Goody, Jack (1977): The domestication of the savage mind. (= Themes in the Social Sciences). Cambridge.
- Goody, Jack (1987): The interface between the written and the oral. (= Studies in Literacy, Family, Culture and the State). Cambridge.
- Günthner, Susanne (2008): Projektorkonstruktionen im Gespräch: Pseudoclefts, *die Sache ist*-Konstruktionen und Extrapositionen mit *es*. In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 9, S. 86–114.
- Günthner, Susanne/Hopper, Paul (2010): Zeitlichkeit und sprachliche Strukturen: Pseudoclefts im Englischen und im Deutschen. In: Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 11, S. 1–18.
- Hård, John Evert (1981): Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie. Göteborg.
- Harris, Roy (1980): The language-makers. London.
- Havelock, Eric. A. (1963): Preface to Plato. Cambridge, MA.
- Hennig, Mathilde (2006): Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis. Kassel.
- Hennig, Mathilde (2009): Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochdeutschen. Kassel.

- Hennig, Mathilde (2010a): Aggregative Koordinationsellipsen im Neuhochdeutschen. In: Ziegler (Hg.) (2010b), S. 937–963.
- Hennig, Mathilde (2010b): Elliptische Junktion in der Syntax des Neuhochdeutschen. In: Schmid, Hans Ulrich (Hg.): Perspektiven der germanistischen Sprachgeschichtsforschung. (= Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 1). Berlin/New York, S. 76–103.
- Himmelmann, Nikolaus P. (1997): Deiktikon, Artikel, Nominalphrase. Zur Emergenz syntaktischer Struktur. (= Linguistische Arbeiten 362). Tübingen.
- Hinterhölzl, Roland (2010): Zur Herausbildung der Satzklammer im Deutschen. Ein Plädoyer für eine informationsstrukturelle Analyse. In: Ziegler (Hg.) (2010a), S. 121–138.
- Jaynes, Julian (1993): Der Ursprung des Bewußtseins. Reinbek bei Hamburg. [Engl. Originalausg. Boston 1976: The origin of consciousness in the breakdown of the bicameral mind.]
- KAJUK = Kasseler Junktionskorpus. Internet: www.uni-giessen.de/kajuk/ (Stand 7.6.2014).
- Kappel, Péter (2014): Satzintegration in neuhochdeutschen Texten. Zum Schnittstellencharakter der Integration vorangestellter Adverbialsätze. In: Bassola, Péter et al. (Hg.): Zugänge zum Text. Frankfurt a.M. u.a., S. 193–215.
- Koch, Peter (2010): Sprachgeschichte zwischen Nähe und Distanz: Latein – Französisch – Deutsch. In: Ägel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 35). Berlin, S. 155–206.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung/Writing and its use. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1). Berlin/New York, S. 587–604.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2011): Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch. 2., aktual. u. erw. Aufl. (= Romanistische Arbeitshefte 31). Berlin/New York.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York.
- Kotin, Michail L./Schönherr, Monika (2012): Zum Verhältnis von Epistemizität und Evidentialität im Deutschen aus diachroner und typologischer Sicht. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 131, S. 393–416.
- Linell, Per (2005): The written language bias in Linguistics: Its nature, origins and transformations. (= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory 5). London.
- Lötscher, Andreas (1995): Herausstellung nach links in diachroner Sicht. In: Sprachwissenschaft 20, S. 32–63.
- Maas, Utz (2010): Literat und orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache. In: Grazer Linguistische Studien 73, S. 21–150.
- Malinowski, Bronislaw (1974): Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen. In: Ogden, Charles K./Richards, Ivor A.: Die Bedeutung der Bedeutung. Eine Untersuchung über den Einfluß der Sprache auf das Denken und über die Wissenschaft des Symbolismus. Supplement. Frankfurt a.M., S. 323–384. [Engl. Originalausg. New York 1923: The problem of meaning in primitive languages.]
- Mánássy, Ildikó (2005): Arten der Disgruenz. Disgruenzfördernde Faktoren in historischen Texten. Abschlussarbeit. Universität Szeged.
- Ong, Walter J. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen. [Engl. Originalausg. New York 1982: Orality and literacy: The technologizing of the word.]

- Näf, Anton (1979): *Die Wortstellung in Notkers Consolatio. Untersuchungen zur Syntax und Übersetzungstechnik.* Berlin/New York.
- Parente, Maria Alice de Mattos Pimenta/Fonseca, Rochele Paz/Scherer, Lilian Cristine (2008): Literacy as a determining factor for brain organization: from Lecours' contribution to the present day. In: *Dementia & Neuropsychologia* 2, S. 165–172.
- Raible, Wolfgang (1992): *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration.* (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1992/2). Heidelberg.
- Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst Haider et al. (Hg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt von seinen Marburger Schülern.* Berlin/New York, S. 151–180.
- Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Besch, Werner (Hg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag.* Frankfurt a.M. u.a., S. 141–158.
- Reichmann, Oskar (1995): Die Konzepte von ‚Deutlichkeit‘ und ‚Eindeutigkeit‘ in der rationalistischen Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien.* (= Reihe Germanistische Linguistik 156). Tübingen, S. 169–197.
- Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele, Raphael et al. (Hg.): *Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht.* (= *Studia Linguistica Germanica* 65). Berlin/New York, S. 29–56.
- Reis, Marga (1980): On justifying topological frames. ‚Positional Field‘ and the order of nonverbal constituents in German. In: *DRLAV: Revue de Linguistique* 22/23, S. 59–85.
- Sampson, Geoffrey/Babarczy, Anna (2014): *Grammar without grammaticality. Growth and limits of grammatical precision.* (= *Trends in Linguistics. Studies and Monographs* 254). Berlin/Boston.
- Schallert, Oliver (2010): Als Deutsch noch nicht OV war. Althochdeutsch im Spannungsfeld zwischen OV und VO. In: Ziegler (Hg.) (2010a), S. 365–394.
- Scheerer, Eckart (1993): Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. In: Baurmann, Jürgen/Günther, Hartmut/Knoop, Ulrich (Hg.): *homo scribens. Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung.* (= Reihe Germanistische Linguistik 134). Tübingen, S. 141–176.
- Schlachter, Eva (2010): Zum Verhältnis von Stil und Syntax. Die Verbfrüherstellung in Zitat- und Traktatsyntax des althochdeutschen Isidor. In: Ziegler (Hg.) (2010a), S. 409–425.
- Schmidt, Jürgen Erich (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation. (= Reihe Germanistische Linguistik 138). Tübingen.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung.* (= *Grundlagen der Germanistik* 49). Berlin.
- Schneider, Jan Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 39, S. 165–187.
- Schrodt, Richard (2004): *Althochdeutsche Grammatik. Bd. 2: Syntax.* (= *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A/5,2*). Tübingen.

- Selting, Margret (1995): Prosodie im Gespräch. Aspekte einer interaktionalen Phonologie der Konversation. (= Linguistische Arbeiten 329). Tübingen.
- Van Lancker, Diana (1987): Nonpropositional speech: Neurolinguistic studies. In: Ellis, Andrew W. (Hg.): Progress in the psychology of language. Bd. 3. London, S. 49–118.
- Wöllstein, Angelika (2010): Topologisches Satzmodell. (= Kurze Einführungen in die Germanistische Linguistik 8). Heidelberg.
- Zeman, Sonja (2013): Historische Mündlichkeit. Empirische Erörterung einer theoretischen Problemlage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41, S. 377–412.
- Ziegler, Arne (Hg.) (2010a): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Bd. 1: Diachronie, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch. Unter Mitarbeit v. Christian Braun. Berlin.
- Ziegler, Arne (Hg.) (2010b): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Bd. 2: Frühneuhochdeutsch, Neuhochdeutsch. Unter Mitarbeit v. Christian Braun. Berlin.
- Zwicky, Arnold M. (1993): Heads, bases and functors. In: Corbett, Greville G./Fraser, Norman M./McGlashan, Scott (Hg.): Heads in grammatical theory. Cambridge, S. 292–315.

Cathrine Fabricius-Hansen (Oslo)

Das IDS und die Tiefe der Grammatik. Ein Blick von außen

Abstract: Thema dieses Beitrags sind die komplexen Nominalphrasen im Deutschen, die von außen gesehen unter Umständen monströs anmuten. Ein besonderes, wohl bekanntes Problem bieten dabei sogenannte erweiterte vorangestellte Attribute. Die Komplexitäten geben u.A. zu folgenden Fragen Anlass: Inwiefern lässt sich die ‚Ausuferung‘ der deutschen Nominalphrase funktional begründen? Falls es eine Rationale hinter den Komplexitäten gibt, wie lösen dann Sprachen, die entsprechende Ausbaumöglichkeiten nicht besitzen, die einschlägigen funktionalen Aufgaben? Hier soll primär die erste Frage diskutiert werden anhand von authentischen Text(ausschnitt)en, die das Zusammenspiel zwischen vorangestellten und nachgestellten ‚Erweiterungen‘ der Nominalphrase – Relativsätze eingeschlossen – wie auch die Funktion sogenannter nichtrestriktiver Attribute im Diskurs veranschaulichen können; die zweite Frage wird in relevanten Zusammenhängen mit berücksichtigt.

1 Vorbemerkung

Die Gelegenheit, zum 50. Jahrbuch des IDS beitragen zu dürfen, möchte ich einleitend dazu nutzen, darauf hinzuweisen, was das IDS über die Jahre alles für die germanistische Linguistik im Ausland getan hat:

- Die Erstellung umfassender empirischer Beschreibungen der deutschen Sprache, auf die wir, die Auslandsgermanisten, haben zugreifen können (die „Grammatik der deutschen Sprache“, das „Handbuch der deutschen Konnektoren“, unzählige Einzeluntersuchungen – das ganze elektronische Grammatiksystem grammis, Lexika und Wörterbücher, ...).
- Eine Reihe kontrastiver Grammatiken und jetzt auch eine breitere typologisch basierte Beschreibung des Deutschen im europäischen Vergleich.
- Die Erstellung und Bereitstellung elektronischer Korpora;
- Eine hervorragende Bibliothek und dank der großen Gastfreundlichkeit des Instituts auch hervorragende Möglichkeiten für ausländische Kolleg/innen, sie zu nutzen.
- Fünfzig Jahrestagungen (von denen ich selber wahrscheinlich ungefähr 35 beigewohnt habe) und unzählige kleinere Workshops und Kolloquien zu wechselnden Themen.

Dem Direktor als Vertreter des Instituts – und stellvertretend auch für frühere Direktoren – sei an dieser Stelle im Namen der linguistischen Germanist/innen im Ausland herzlich dafür gedankt.

2 Allgemeines

Der Titel dieses Beitrags ist eine Anspielung auf den 1951 erschienenen Roman „Die Strudlhofstiege“ von Heimito von Doderer, dessen vollständiger Titel wie folgt lautet: „Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre“. Der Roman spielt in Wien, wo sich auch die Strudlhofstiege befindet, die an zentralen Stellen in der Handlung mitspielt. Sie ist unten abgebildet (Abb. 1).

Abb. 1: Die Strudlhofstiege in Wien

Die Leserin/der Leser möge sich einen Moment überlegen, wie sie/er diese Treppe, diese Einrichtung, beschreiben würde – wie der ganze Prozess verläuft, von dem Augenblick an, wo sie/er das Foto (stellvertretend für die Treppe selber) sieht und die Aufgabe bekommt, sie zu beschreiben, bis das sprachliche Produkt, sagen wir in schriftlicher Form, vorliegt.

Wolfgang Klein zerlegt im Aufsatz „Zwei Leitgedanken zu ‚Sprache und Erkenntnis‘“ diesen Prozess in folgende Schritte (Klein 2007; siehe auch Stutterheim/Klein 2002):

Zuerst bildet sich eine im Gedächtnis gespeicherte „**Gesamtvorstellung**“, auch „**Sachkomplex**“ genannt, durch kognitive Vorgänge bestimmt, die intensiv erforscht werden, auf die ich hier jedoch nicht eingehen kann. Es handelt sich nach Klein (2007, S. 31) um „eine Menge von Informationen, die im Kopf des Sprechers gespeichert sind und nun zum Zweck der sprachlichen Umsetzung abgerufen werden“.

Aus diesem Sachkomplex muss dann eine Auswahl („**Selektion**“) getroffen werden – man kann und sollte eben nicht alles sagen. Die Selektion wird zum Teil zweck-, situations- und adressatenbestimmt sein, im konkreten Fall unter anderem dadurch, wie man die Aufgabe auffasst oder sich zurechtlegt – etwa als Wegbeschreibung (von oben oder unten?) oder als Beschreibung aus der Vogelperspektive –, ob die Adressaten die Treppe auch sehen, usw. Das heißt, es muss ein übergeordneter „Plot“ der Darstellung – eine „**Quaestio**“ – festgelegt und dabei auch entschieden werden, wie detailliert vorzugehen ist: die „**Granularität**“ der Beschreibung muss bestimmt werden.¹

Zu entscheiden ist auch, inwieweit die ausgewählte Information durch Informationen anderer Art („**Additionen**“) – „Vergleiche zu anderen Vorgängen, Querverweise, emotionale Stellungnahme, Bekundungen der Unsicherheit, Kommentare, Bewertungen, moralische Urteile und dergleichen mehr“ (Klein 2007, S. 32) angereichert werden soll. Entschieden werden muss ferner, in welcher Reihenfolge die einzelnen Bestandteile der ausgewählten Information zur Sprache gebracht werden wollen. Das heißt, wie die „**Linearisierung**“ zu erfolgen hat.

Das Ergebnis dieser verschiedenen Schritte/Entscheidungen nennt Klein die „**Diskursrepräsentation**“: „all jene Informationen, die der Sprecher in einer bestimmten Anordnung tatsächlich in Worte kleiden will“ (Klein 2007, S. 31).² Diese liegt dann der sprachlichen „**Formulierung**“ zu Grunde.

Der Prozess ist sehr summarisch in Abbildung 2 zusammengefasst.

¹ Stutterheim/Klein (2002) erwähnen auch „**Funktionszuordnung**“ („function assignment“) zu Partizipanten als zusätzliche Restriktion auf die Diskursrepräsentation. Sie berührt vor allem die Satzebene und soll hier nicht berücksichtigt werden.

² Der Kleinsche Begriff der Diskursrepräsentation ist verwandt, aber nicht identisch mit dem Begriff, wie er in der sogenannten Diskursrepräsentationstheorie (siehe Kamp/Reyle 2011) verstanden wird.

Abb. 2: Vom „Sachkomplex“ zur „Diskursrepräsentation“

Beim spontanen Reden werden viele Entscheidungen online getroffen, und zwar bei jedem Schritt in Abhängigkeit von dem, was bis dahin gesagt worden ist; der Sprecher/die Sprecherin hat vielleicht am Anfang sogar keinen klaren Plot. Beim Schreiben hat man hingegen die Möglichkeit, alles zu überarbeiten, um sicherzustellen, dass das sprachliche Produkt, der Text, angemessen ist in dem Sinne, dass sich bei den Adressaten eine Diskursrepräsentation bildet, die derjenigen möglichst ähnlich ist, die dem Text zugrunde liegt. (Man kann leider nie ganz sicher sein, dass das gelingt!) (Siehe dazu Zeevat 2014).

Eine brisante Frage ist nun, an welchem Punkt im Prozess von der Gesamtvorstellung zur Formulierung sprachspezifische Einflüsse sich geltend machen – d.h. inwiefern nicht nur die Endformulierung (selbstverständlich), sondern auch die Selektion, die Granularität und die Linearisierung (auf Diskurs-/Textebene) sowie die Additionen durch die jeweilige Sprache mitbedingt sind. Klein und Stutterheim (unter Anderen) sprechen dabei von „sprachlicher Perspektivierung“ (Klein 2007; Stutterheim/Klein 2002).

Dass der Wortschatz in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt, liegt auf der Hand – gehen doch Sprache und Begriffsbildung gewissermaßen Hand in Hand. Aber wie steht es um grammatische Eigenschaften der Sprachen? Inwiefern ist die Grammatik in nicht trivialer Weise dafür mit entscheidend, was aus dem Sachkomplex für die Versprachlichung ausgewählt wird und wie das zu Versprachlichende auf Diskursebene linearisiert wird?

Untersuchungen zum Zweit-/Fremdspracherwerb, die über längere Zeit in der Heidelberger Gruppe um Christiane von Stutterheim durchgeführt worden sind, deuten darauf hin, dass eine solche grammatikbedingte sprachliche Perspektivierung tatsächlich stattfindet, zumindest in bestimmten Bereichen (Tempus, Aspekt, ...); siehe z.B. Carroll et al. (2008); Stutterheim et al. (2012); Stutterheim/Carroll (2007); Stutterheim/Klein (2002).

Interessant aus sprachvergleichender Sicht ist nicht zuletzt die Frage, welchen Einfluss zwei grammatische Charakteristika des Deutschen auf die Textgestaltung ausüben:

1. Die grundlegende Rechtsköpfigkeit (OV-Linearisierung, Verbendstellung) des Deutschen auf Satz-/Verbalphrasenebene.
2. Die (damit zusammenhängende) Möglichkeit, die Nominalphrase nicht nur mit Hilfe von Präpositionalattributen, Relativsätzen und Appositionen nach rechts (postnominal) zu erweitern, wie es auch in den romanischen Sprachen und in den linksköpfigen germanischen Sprachen möglich ist, sondern auch mit Hilfe sogenannter erweiterter vorangestellter Adjektiv- und Partizipialattribute sowie Attributtreihungen nach links (pränominal) kräftig auszubauen; vgl. Fabricius-Hansen (2010a, 2010b); Schmidt (1993); Struckmeier (2007); Weber (1994).

Die folgende Diskussion wird sich auf Fragen konzentrieren, die mit dem zweiten Problemkreis zusammenhängen:

- Welche Funktionen haben sogenannte nichtrestriktive Attribute – in erster Linie vorangestellte Attribute und Relativsätze – im Textzusammenhang? Inwiefern unterscheiden sich (erweiterte) vorangestellte Attribute und Relativsätze in dieser Hinsicht voneinander
- Welchen Einfluss hat die pränominale Ausbaufähigkeit der Nominalphrasen im Deutschen auf die Textgestaltung (im Vergleich etwa zum Englischen oder Norwegischen)? Oder allgemeiner: Wie wirken sich sprachspezifische Beschränkungen des prä- und/oder postnominalen Ausbaus von Nominalphrasen auf die Textgestaltung aus?

Ich werde diese Fragen allerdings nicht systematisch und schon gar nicht erschöpfend behandeln (dafür reichen weder der Platz noch meine Einsicht aus), sondern nur noch einige zentrale Punkte anhand ausgewählter Textbeispiele veranschaulichen. Da es dabei vor allem um sogenannte nichtrestriktive Attribute geht, soll dieser Begriff zunächst kurz erläutert werden (Abschnitt 3). Abschnitt 4 und Abschnitt 5 befassen sich aus etwas unterschiedlicher Perspektive mit diskursfunktionalen Aspekten nichtrestriktiver Attribute in definiten Nominalphrasen. In Abschnitt 6 wird Bilanz gezogen.

3 Restriktive und nichtrestriktive Attribute in definiten Nominalphrasen

Betrachten wir den Textauszug in (1) – den narrativen Anfang des Romans „Der Turm“.

(1) AUFFAHRT

(a) Die elektrischen Zitronen aus dem VEB „Narva“, *mit denen der Baum dekoriert war*, hatten einen Defekt, flackerten hin und wieder auf und löschten die elbabwärts liegende Silhouette Dresdens. (b) Christian zog die feucht gewordenen, an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckten Fäustlinge aus und rieb die vor Kälte fast taub gewordenen Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – (c) der Atem verging als Nebelstreif vor dem finster liegenden, in den Fels gehauenen Buchensteig, *der hinauf zu Arbogasts Instituten* führte. Die Häuser der Schillerstraße verloren sich im Dunkel; vom nächstliegenden, einem Fachwerkhaus mit verriegelten Fensterläden, lief eine Stromleitung ins Geäst einer der Buchen über dem Felsdurchgang, ein Adventsstern brannte dort, hell und reglos. (d) Christian, *der über das Blaue Wunder und den Körnerplatz gekommen war*, ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Standseilbahn. (Uwe Tellkamp: Der Turm. Frankfurt a.M. 2008, S. 15; Hervorhebungen CF)

An diesem Textauszug lässt sich illustrieren, was ich unter einem „nichtrestriktiven Attribut“ verstehen möchte: Ein Attribut, das zur Identifikation des von der Nominalphrase eingeführten/bezeichneten Diskursreferenten (Kamp/Reyle 2011) nichts beiträgt und in dem Sinne (syntaktisch und) semantisch entbehrlich („eliminable“, Schlenker 2013) ist. Das heißt, nichtrestriktive Attribute enthalten zusätzliche Information über einen schon identifizierten bzw. ohne das Attribut identifizierbaren Referenten. (Siehe zum Restriktivitätsbegriff, der vorwiegend im Zusammenhang mit Relativsätzen diskutiert worden ist, unter Anderen Blüh-dorn (2007); Fabricius-Hansen (2009); Holler (2008; 2011); Lötscher (1998); Umbach (2006); Zifonun (2001); Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997).

In unserem Textausschnitt finden sich drei Relativsätze (RSe, kursiv) und sieben erweiterte vorangestellte Attribute (EVAs, kursiv und unterstrichen).

Die ersten beiden Relativsätze – jeweils in (a) und (c) – sind restriktiv: Man braucht sie, um zu verstehen, von welchen elektrischen Zitronen bzw. welchem Buchensteig die Rede ist; es handelt sich um „propositional“ bzw. „lokal verankernde Modifikationen“ im Sinne von (Zifonun 2010). *Buchensteig* in (d) könnte

allerdings auch ein Name sein, in welchem Fall der Relativsatz nichtrestriktiv ist. Mit anderen Worten: Ob der RS als restriktiv oder nichtrestriktiv aufgefasst wird, hängt vom Wissen der Leser/innen ab. Ähnliches gilt für das vorgestellte Partizipialattribut in der Nominalphrase *die elbabwärts liegende Silhouette Dresdens* in (a). Um zu entscheiden, ob es von dort aus gesehen, wo der im nächsten Satz eingeführte Protagonist Christian sich gerade befindet, nur eine elbabwärts oder auch eine elbaufwärts liegende Silhouette Dresdens geben kann (der norwegische Übersetzer des Romans hat die Textstelle anscheinend im zweiten Sinne verstanden, im Unterschied zum englischen) – um das entscheiden zu können, muss man sich als Leser in Dresden auskennen. Allerdings handelt es sich hier um den Anfang der Erzählung, und da macht umgekehrt die Auskunft, dass die Silhouette Dresdens aus der Sicht des Protagonisten elbabwärts liegt, dem künftigen Leser klar(er), wo der Protagonist sich in etwa befinden könnte (siehe Abschnitt 4). – Die EVAs in (b) und (c) sowie der Relativsatz in (d) sind alle zweifelsfrei nichtrestriktiv.

Fassen wir den Relativsatz in (d) als restriktiv und *elbabwärts liegende* in (a) als nichtrestriktiv auf, so erhalten wir, wenn wir die nichtrestriktiven Attribute auslassen, einen Text (1'), dessen definite Nominalphrasen referenziell wie im Originaltext (1) interpretiert werden und der auch sonst kohärent erscheint (siehe jedoch Kommentar zu (d) in Abschnitt 4).

- (1') **[a]** Die elektrischen Zitronen aus dem VEB „Narva“, mit denen der Baum dekoriert war, hatten einen Defekt, flackerten hin wieder auf und löschten die Silhouette Dresdens. **[b]** Christian zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – **[c]** der Atem verging als Nebelstreif vor dem Buchensteig, der hinauf zu Arbogasts Instituten führte. Die [...] reglos. **[d]** Christian ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Standseilbahn.

Angesichts der syntaktischen und semantischen Entbehrlichkeit der nichtrestriktiven Attribute stellt sich die Frage, wozu sie dann überhaupt da sind – welche Funktionen die in ihnen enthaltenen Informationen haben (Abschnitt 4) – und warum diese Informationen nicht etwa in Form selbstständiger Sätze gebracht werden (Abschnitt 5).

4 Eine diskursfunktionale Perspektive auf nichtrestriktive Attribute in definiten Nominalphrasen

4.1 Nichtrestriktive Attribute im Beispiel (1)

In Abschnitt 2 wurde darauf hingewiesen, dass kohärenten Text(ausschnitt)en nach Klein, Stutterheim und anderen eine **Quaestio** zugrunde liegt, d.h. eine übergeordnete Frage, die der Text beantworten soll und die demzufolge zumindest teilweise die Textentfaltung steuert. Für diesen oder eng verwandte Begriffe findet man auch den Terminus **Question under Discussion (QuD)**, den ich im Folgenden als Synonym zu Quastio verwenden werde (siehe zu QuD etwa Onea 2013).

Das erste Kapitel des Romans, dem unser Textausschnitt entnommen ist, folgt dem Protagonisten Christian auf seinem Weg nach Hause durch das nächtliche Dresden. Als übergeordnete Quaestio wäre demnach etwa „Was tut/tat Christian? Wie verläuft/verlief seine Wanderung/Fahrt?“ anzusetzen. Diese QuD wird durch die chronologisch fortschreitende Erzählung beantwortet. Eingeschoben zwischen den einzelnen Schritten des Hauptstrangs – der Narration – finden sich Beschreibungen dessen, was Christian auf seiner Wanderung sieht, als Hintergrund der Narration (oder als zweite Hauptstruktur).

In dem um die nichtrestriktiven Attribute gekürzten Text (1') leitet der Satz (1'b) *Christian zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an* die Beantwortung der oben genannten narrativen Quaestio – die „main story line“ (Klein/Stutterheim 1991) – ein. Genauso verhält es sich natürlich im Originaltext (1b). Die Narration wird vom nächsten mit *Christian* eingeleiteten Satz (1d) – *Christian [...] ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Stadtseilbahn.* – weitergeführt.

Die Satz- oder Verbalphrasenreihe in (1b) beschreibt eine Handlungskette (die Fäustlinge ausziehen, die Finger reiben, sie anhauchen), die als eine komplexe Handlung mit dem Zweck, die Finger zu wärmen, verstanden werden kann. Die nichtrestriktiven Attribute tragen dazu – und das heißt zur Beantwortung der Quaestio – nicht direkt bei. Sie beantworten aber eine Frage, die sich im gegebenen Zusammenhang leicht erhebt, – eine untergeordnete Frage, die sozusagen vorweggenommen wird (vgl. Onea 2013): Warum tut Christian das alles? Warum sind Christians Finger so kalt geworden, dass diese komplexe Handlung nötig ist? Das heißt, die nichtrestriktiven Attribute beschreiben eine handlungsauslösende Kausalkette – den kausalen Hintergrund von Christians Handlung(en).

Zusammen machen die nichtrestriktiven Attribute in (1b) deutlich, dass es in der aktuellen Nacht sehr kalt ist, ohne dass das irgendwo explizit gesagt worden wäre, und tragen so zur Beschreibung des Hintergrunds im weiteren Sinne bei.

Eine ähnliche Funktion könnte man den vorangestellten Attributen in dem Satz (1c) (*– der Atem verging als Nebelstreif vor dem finster liegenden, in den Fels gehauenen Buchensteig, der hinauf zu Arbogasts Instituten führte*) zuschreiben: Sie erklären, warum Christians Atem so deutlich als Nebelstreif zu sehen ist, können aber auch einfach als gegenstandsbezogene Elaborierung gedeutet werden.

Im Satz (1d), der die narrative Hauptstruktur fortführt (*Christian, der über das Blaue Wunder und den Körnerplatz gekommen war, ging weiter stadtauswärts, in Richtung Grundstraße, und erreichte bald die Standseilbahn.*) kommt ein nicht-restriktiver Relativsatz vor, der wie die Attribute in (1b) eine durch den Satz nahegelegte Frage („Woher war Christian gekommen?“) beantwortet. So wird auch – für Leser/innen mit passendem Wissen – verständlich(er), was mit der im Trägersatz vorkommenden Richtungsangabe *weiter* konkret gemeint ist.

Im Anfangssatz (1a) *Die elektrischen Zitronen aus dem VEB „Narva [...] flackerten hin und wieder auf und löschten die elbabwärts liegende Silhouette Dresdens* dient das vorangestellte Attribut *elbabwärts liegende*, nichtrestriktiv gedeutet, gleichfalls indirekt zur Bestimmung vom Standort des Protagonisten, durch dessen Augen alles gesehen wird, – allerdings bevor dieser überhaupt eingeführt worden ist.

4.2 Diskursfunktion und ‚Entbehrlichkeit‘

In Abschnitt 3 wurden nichtrestriktive Attribute als entbehrlich charakterisiert in dem Sinne, dass sie für die Identifikation des von der aktuellen Nominalphrase ‚einführten‘ Diskursreferenten nicht nötig seien. Der Vergleich von (1) und der ‚abgespeckten‘ Variante (1') hat gezeigt, dass nichtrestriktive Attribute auch in dem etwas weiteren Sinne entbehrlich sein können, dass der Text nach ihrer Auslassung kohärent bleibt. Das ist jedoch nicht immer so: Unter Umständen enthalten nichtrestriktive Attribute eine Information, die für die Interpretation von sprachlichen Elementen im (nachfolgenden Teil des) jeweiligen Matrixsatz(es) direkt relevant oder sogar notwendig ist, so dass ihre Auslassung den Text inkohärent oder weniger verständlich macht (vgl. Lötscher 1998; Peyer 1997 für Relativsätze). Man vergleiche etwa (1'd) mit (1d), wo der Relativsatz zum Verständnis von *weiter* dient (siehe Abschnitt 4.1), und auch (2') mit (2), wo der RS zur Erfüllung der Voraussetzung beiträgt, die man typisch mit dem Begriff ‚finden‘ verbindet, nämlich dass man etwas sucht.

- (2) [...] Wiesenthal, *der einen Mann namens Schulz in Frankfurt sucht*, macht das Telefonbuch auf, findet einen Schulz, dessen Gattin Heidrun heiß, und ist überzeugt: „Das ist er.“ Und meistens ist er es. (Simon Wiesenthal: Rede, nicht Rache. Frankfurt a.M. 1988, S. 60)
- (2') [...] Wiesenthal macht das Telefonbuch auf, findet einen Schulz, dessen Gattin Heidrun heiß, und ist überzeugt: „Das ist er.“ [...]

In den genannten Fällen sind die Attribute, ob entbehrlich oder nicht, lokal relevant, d.h. deutlich auf die (Sub-)Quaestio, die der aktuelle Satz (mit) beantwortet, bezogen, indem sie Fragen vorwegnehmen, die sich natürlich daraus ergeben (vgl. Onea 2013 für Appositionen); vgl. (1b–d).

In anderen Fällen ist das Attribut lokal nicht relevant und insofern durchaus entbehrlich, trägt jedoch in indirekter Weise zur Beantwortung der übergeordneten Quaestio bei. Das EVA *elbabwärts liegende* in (1a) war ein Beispiel dafür. Ein weiteres Beispiel bietet (3).

- (3) Dass Elstern intelligent sind und neben einer herausragenden Beobachtungsgabe auch über technisches Geschick verfügen, wir auch von ihren menschlichen Feinden anerkannt. Sie sind zum Beispiel in der Lage, Dachziegel anzuheben, um darunter portionierte Nahrung zu verstecken und bei Bedarf wieder hervorzuholen. **Zum Vorteil wurde das dem schwarz-weißen Vogel mit dem metallic-schwarzblau glänzenden langen Schwanz aber nie angerechnet.** Im Gegenteil. Die Geschichte ihrer Bestandsentwicklung im 20. Jahrhundert in Deutschland spiegelt auf merkwürdige Weise die politische Kultur des Landes. (Cord Riechelmann: Krähen. Berlin, S. 48; Hervorhebung: CF)

Die Informationen über die Farbe der Elster und das Aussehen ihres Schwanzes ist im aktuellen Zusammenhang irrelevant – die Frage „Wie sieht die Elster und insbesondere ihr Schwanz denn aus?“ fällt einem beim Lesen des ‚abgespeckten‘ Satzes *Zum Vorteil wurde das dem Vogel aber nie angerechnet* nicht unmittelbar ein. Diese Informationen gehören aber natürlich zu einer Gesamtbeschreibung von Elstern mit dazu, auch wenn ihr Verhalten eher als ihr Äußeres im Fokus steht, wie es im aktuellen Text der Fall ist.

In wieder anderen Fällen handelt es sich bei nichtrestriktiven Attributen um Einstellungsbekundungen, Bewertungen, metatextuelle Hinweise oder Kommentare anderer Art von Seiten des Autors bzw. der Autorin, d.h. nach Klein (2007) um „Additionen“, die eindeutig nicht zur Hauptstruktur des Textes gehören und insofern entbehrlich sind, die aber aus anderen Gründen für das Textverständnis

wichtig sein können (siehe beispielsweise Lötscher 1998; Loock 2010 für nichtrestriktive Relativsätze).

4.3 Zusammenfassung

Unsere Betrachtungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Ein nichtrestriktives Attribut kann, obwohl es ‚eigentlich‘ zur Nominalphrase gehört, lokale ereignis- oder sachverhaltsbezogene Relevanz haben, indem es entweder direkt für die Interpretation der Verbalphrase verwertet wird, wie in (1d) und (2), oder indirekt den (eventuell kausalen) Hintergrund des im Satz beschriebenen Geschehens oder Sachverhalts beisteuert und so die Granularität der Beschreibung erhöht, wie in (1b–c).
- Das Attribut kann Information enthalten, die keine lokale ereignis- oder sachverhaltsbezogene Relevanz besitzt, aber eventuell, wie in (1a) und (3), indirekt zur Beantwortung der übergeordneten Quaestio beiträgt.
- Das Attribut kann schließlich eindeutig eine „Addition“ sein, die weder in der einen noch in der anderen Hinsicht für die Hauptstruktur relevant ist (siehe z.B. Lötscher 1998).
- Nichtrestriktive Attribute sind zwar definitionsgemäß (Abschnitt 3) für die Referentenidentifikation entbehrlich, können aber für die Textkohärenz unverzichtbar sein oder allgemein das Textverstehen erleichtern.

5 Nichtrestriktives Attribut oder selbstständiger Satz?

Man kann sich fragen, warum die in nichtrestriktiven Attributen enthaltene Information in dieser Form und nicht etwa in Form von selbstständigen Sätzen realisiert (siehe Abschnitt 3) wird. Zu dieser Frage liefert Andreas Lötscher im Aufsatz „Die textlinguistische Interpretation von Relativsätzen“ (1998) mit Bezug auf Relativsätze wichtige Einsichten:

- Die Linearisierung und damit auch die Verarbeitung verlaufen bei nicht-finaler RS-Anschluss anders als bei selbstständigen Sätzen, die im Normalfall nacheinander folgen.
- Eingeschobene parenthetische Sätze haben als syntaktisch und prosodisch ‚isolierte‘ Einheiten einen deutlich anderen Stellenwert als eingebettete Relativsätze.

- Relativsätze (sogenannte weiterführende Relativsätze ausgenommen) werden aufgrund ihrer attributiven Funktion „thematisch speziell auf den Referenten der dominierenden Nominalgruppe bezogen“ (Lötscher 1998, S. 118), was auf selbstständige Sätze nicht zutrifft.

Ein Relativsatz kann selbst wieder einem untergeordnetem Satz zugeordnet sein, während ein entsprechender Hauptsatz funktional eher auf globaler Textebene diskursfunktional angeschlossen wird (vgl. hierzu auch Schlenker 2013).

Diese Charakterisierung hat mutatis mutandis auch für den Vergleich von nichtrestriktiven vorangestellten Attributen und selbstständigen Sätzen Gültigkeit. Hinzu kommt noch, dass pränominalen Attribute anders als Relativsätze dem nominalen Kopf vorangehen und sowohl syntaktisch als prosodisch auch stärker in den Matrixsatz integriert sind als Relativsätze (Fabricius-Hansen i.Dr.). So kann es nicht wundernehmen, dass die ‚Heraufstufung‘ der in (1b) vorkommenden EVAs den Text kräftig ändert; vgl. (1b) und (4)–(8).

- (1b) **Christian zog die feucht gewordenen, an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckten Fäustlinge aus und rieb die vor Kälte fast taub gewordenen Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – ...**
- (4) **Christian zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander.** Seine Fäustlinge waren *feucht (geworden)* und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt (worden)*, seine Finger waren *fast taub vor Kälte*. **Er hauchte sie an – ...**
- (5) **Christian zog die Fäustlinge aus,** sie waren *feucht (geworden)* und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. Seine Finger waren *fast taub vor Kälte*. **Er rieb die Finger/sie rasch gegeneinander, hauchte sie an – ...**
- (6) **Christian zog die Fäustlinge aus,** sie waren *feucht (geworden)* und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. **Er rieb die Finger rasch gegeneinander.** Sie waren *fast taub vor Kälte*. **Er hauchte sie an – ...**
- (7) Christians Fäustlinge waren *feucht geworden* und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. **Er zog die Fäustlinge/sie aus und rieb die Finger rasch gegeneinander.** Sie waren *fast taub vor Kälte*. **Er hauchte sie an – ...**
- (8) Christians Fäustlinge waren *feucht (geworden)* und *an den wollenen Innenseiten mit Eiskügelchen bedeckt*. Seine Finger waren *fast taub vor Kälte*. **Er zog die Fäustlinge aus und rieb die Finger rasch gegeneinander, hauchte sie an – ...**

In der Originalfassung (1b) haben wir es mit einer Satzreihe zu tun, die, wie im Abschnitt 4.1 festgestellt wurde, als Ganzes zur erzählenden Hauptstruktur des Textes gehört – ja, diese sogar einleitet. Der kausale Hintergrund wird gewissermaßen auf einer zweiten, untergeordneten Ebene mitgegeben. In (4)–(6) wird die narrative ‚main story line‘ in unterschiedlicher Weise durch Hintergrundbeschreibungen unterbrochen, die teils als Erklärungen nachgeliefert werden, teils die im nachfolgenden Satz beschriebene Handlung vorbereiten. In (7)–(8) wiederum wird der narrative Anfang um einen bzw. zwei Sätze hinausgeschoben, mit der Folge, dass der Protagonist nicht gleich als Agens, als handelnde Person, sondern erstmal als Besitzer oder Träger von Fäustlingen eingeführt wird.

Wir können aus dieser Diskussion folgenden Schluss ziehen: Die Herunterstufung ‚hauptsatzfähiger‘ Information zu komplexen Attributen muss nicht unbedingt der Informationsverdichtung dienen, sie ermöglicht es vielmehr auch, Informationsteile mit unterschiedlicher Diskursfunktion ohne Verlust der Granularität so zu bündeln, daß die ‚main story line‘ transparent bleibt. Man vergleiche dazu auch (9), wo das EVA *zuvor überall auf dem Land vorkommenden* als Hauptsatz formuliert den Übergang vom ersten zum zweiten Absatz stören würde.

(9) [Fortsetzung von (3)]

Die Geschichte ihrer Bestandsentwicklung im 20. Jahrhundert in Deutschland spiegelt auf merkwürdige Weise die politische Kultur des Landes.

Von 1900 bis 1920 waren **die zuvor überall auf dem Land vorkommenden Vögel** durch massive Verfolgung und Bejagung soweit dezimiert, dass die meisten Ornithologen mit ihrem baldigen Aussterben rechneten. Gegen Ende der 20er Jahre erholten sich die Elsternpopulationen und kehrten in früher verlassene Gebiete zurück. Nach dem zweiten Weltkrieg erreichten sie in den waffenlosen Jahren bis 1950 wieder Siedlungszahlen, wie man sie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts kannte. Um nach 1950 mit der wieder einsetzenden Jagd und der zunehmenden Intensivierung der Landwirtschaft abermals unter massiven Druck zu geraten.

Hinzu kommt, dass vorangestellte Attribute in definiten Nominalphrasen aus Gründen, auf die ich hier nicht eingehen kann, sehr wohl ‚Information‘ enthalten können, die diskurs- und präsumptiv dann auch adressaten-alt oder zumindest aus dem Kontext leicht erschließbar ist, während man von selbstständigen Sätzen erwartet, dass sie Neues – d.h. Information im echten Sinne – zu bieten haben. In dieser Hinsicht scheinen sich auch vorangestellte Attribute und Relativsätze zu unterscheiden; siehe (Schmidt 1993). Man vergleiche das vorangestellte Attribut in (10) mit dem entsprechenden Relativsatz in (10') und dem parenthetischen

Hauptsatz in (10''). In der Originalfassung (10) kann man – und wird man wohl – die Charakterisierung der Rufe als „heiser laut“ als aus dem Vorkontext erschließbare und insofern bekannte Information auffassen, in (10') und (10'') wird sie hingegen eher als neu präsentiert.

- (10) Es schienen wirklich Himmelsschreie zu sein. Es waren hastig, wie atemlos aufeinanderfolgende kurze hohe „arr arr“-Rufe, die in einem mehrstimmigen Chor über den Bäumen an der Kindertagesstätte am Victoria-Park in der Methfesselstraße im Berliner Stadtteil Kreuzberg erschallten. Da der Himmel wolkig verhangen war und man deshalb keine Vögel sehen konnte, hätte es sein können, dass **die hektisch lauten Rufe** von oben in den Wolken ziehenden Vögeln kamen. (C. Riechelmann: Krähen. Berlin 2013, S. 15)
- (10') [...] hätte es sein können, dass **die Rufe, die hektisch laut waren**, von oben in den Wolken ziehenden Vögeln kamen.
- (10'') [...] hätte es sein können, dass **die Rufe – sie waren hektisch laut** – von oben in den Wolken ziehenden Vögeln kamen.

Das heißt, in vorangestellten Attributen können Sprecher Information unterbringen, die je nach Adressaten alt bzw. erschließbar oder neu sein kann; sie müssen sich nicht um den Status so kodierter Information kümmern. Insofern scheinen pränominale Attribute bei einem anonymen und/oder heterogenen Adressatenkreis besser als Relativsätze möglichen Verstehensdefiziten vorbeugen zu können, ohne Leser/innen, die solche Hilfe nicht nötig haben, zu irritieren (Fabricius-Hansen 2009, i.Dr.).

Es kann noch hinzugefügt werden, dass der parallele Ausbau der Nominalphrase nach links und nach rechts die Möglichkeit eines diskursfunktionalen Zusammenspiels zwischen den beiden Attributtypen eröffnet. Dies lässt sich am Beispiel (11) veranschaulichen, wo der Relativsatz die im vorangestellten Attribut ausgedrückte Charakterisierung des Vogelhirns näher präzisiert.

- (11) So konnte kürzlich die Arbeitsgruppe um den Psychologen Helmut Prior von der Frankfurter Goethe-Universität nachweisen, dass sich Elstern im Spiegel erkennen können. Was bisher ein Privileg von Elefanten, Schimpansen, Delfinen und Menschenkindern war, muss nun auch in der von der menschlichen Abstammungslinie sehr weit entfernten Vogellinie verortet werden.

Dass **das völlig anders organisierte Vogelhirn, das keine organisierend integrierende Struktur wie die Großhirnrinde, den Neokortex, aufweist**, in der Lage ist, ähnliche kognitive Fähigkeiten vorzubringen,

kann man auch als eine Absage an stammesgeschichtliche Fortschrittsvorstellungen sehen. (C. Riechelmann: Krähen. Berlin 2013, S. 56–57; Hervorhebungen: CF)

6 Bilanz – und der Blick von außen

Vieles von dem, was in diesem Beitrag über die Diskursfunktion nichtrestriktiver Attribute gesagt wurde, ist mit Bezug auf Relativsätze schon von anderen Forschern in anderen Worten und in einem anderen theoretischen Rahmen festgestellt worden. So unterscheidet Lötscher (1998) „lokale [i.e. auf den Matrixsatzbezogene)] akzeptanzunterstützende“ Relativsätze, die als Begründungen für die Richtigkeit der Matrixsatzbehauptung oder des Mitteilungsakts dienen können, von Relativsätzen, die „Nebeninformationen“ unterschiedlicher Art enthalten; und er erklärt sehr präzise, warum nichtrestriktive Relativsätze sich aus textfunktionaler Sicht oft nicht zu selbstständigen Sätzen oder Parenthesen ‚heraufstufen‘ lassen (vgl. Abschnitt 5 oben). Ähnliche Überlegungen zu nichtrestriktiven („appositiven“) Relativsätzen im Englischen bietet Loock (2010). Gloning und Seim (Gloning/Seim i.Dr.) präsentieren hochinteressante Beobachtungen zur Diskursfunktion von Attributen in unterschiedlichen Textsorten. Einen spannenden Einblick in das literarische Wirkungspotenzial von Attributkonstruktionen (und anderen Klammerbildungen) bieten wiederum Bettens Betrachtungen zu den „Kerkerstrukturen“ in Thomas Bernhards Prosawerken (Betten 2011).

Insgesamt sind die Diskursfunktionen und der Informationsstatus vorangestellter Attribute sowie die Interaktion zwischen vorangestellten und nachgestellten Attributen jedoch meines Wissens nicht in gebührendem Ausmaß untersucht worden, und zwar weder empirisch noch im Hinblick auf die Folgen, die sich daraus für elaborierte und z.T. formalisierte Theorien zur Diskursstruktur wie die Rhetorical Structure Theory von (Mann/Thompson 1988) und die Segmented Discourse Representation Theory (Asher/Lascarides 2003) ergeben könnten.

Unsere Überlegungen haben gezeigt, dass komplexe Attribuierung dazu dienen kann, Informationen, die für die Quaestio – die Hauptstruktur – des Textes oder Textausschnittes keine direkte Relevanz besitzen, so unterzubringen, dass sie die Hauptstruktur nicht verschleiern.³ Es kann sich dabei um Informationen handeln, die die Granularität der Darstellung erhöhen oder das Textverständnis

³ Sogenannte weiterführende Relativsätze, die hier unberücksichtigt geblieben sind, bilden in dieser Hinsicht eine Ausnahme (Holler 2008).

fördern, oder um Informationen, die „Nebenstrukturen“ (Klein 2007) bilden – Einstellungsbekundungen, Bewertungen, Kommentare unterschiedlicher Art. (Dem würde entsprechen, dass beispielsweise die Konturen der Treppe in der Abbildung der Strudlhofstiege (siehe Abschnitt 2) deutlich hervorgehoben würden.) Kann oder will man sich der syntaktischen Herunterstufung nicht bedienen, so gibt es im Prinzip zwei Optionen: Man kann auf Informationen der betreffenden Art verzichten (d.h., sich mit etwa mit den Konturen der Treppe begnügen), um die Transparenz der Hauptstruktur zu sichern. Oder man bringt die zusätzlichen Informationen in Hauptsätzen/selbstständigen Sätzen unter (d.h., beispielsweise den Kontrast zwischen Treppe und Umgebung mindern), mit den negativen Folgen, die das für die Transparenz der globalen Textstruktur haben wird. Der Text wird dann durch einen Wechsel zwischen Sätzen geprägt sein, die sich in unterschiedlicher Weise zur übergeordneten Textfrage verhalten und bei denen man nicht immer weiß, wie sie diskursstrukturell einzuordnen sind (Fabricius-Hansen 2010); vgl. (4)–(8).

Dies sind die aktuellen Optionen für die Sprecher von Sprachen, die – wie Norwegisch – aus system- und/oder normbezogenen Gründen weniger Spielraum für komplexe Attribuierung oder ähnliche Mittel aufweisen. Dass solche durch das grammatische System und/oder grammatische Normen bedingten Beschränkungen etwa beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Norwegische Probleme bereiten, wissen wir (Fabricius-Hansen 2010a, 2010b; Solfjeld 2004). Brisanter ist die Frage, inwieweit die Beschränkungen sich schon bei der Selektion aus dem Sachkomplex/der Gesamtvorstellung geltend machen, d.h. die Frage nach den möglichen Konsequenzen von Attribuierungsbeschränkungen für die Bildung der Diskursrepräsentation im Sinne von Klein und Stutterheim (Klein 2007; Stutterheim/Klein 2002) und damit auch für die Sprachproduktion (vgl. Abschnitt 2). Die Beantwortung dieser Frage erfordert offensichtlich ein kognitiv orientiertes, psycholinguistisches Herangehen. Es ist aber nicht auszuschließen, dass tiefgehende qualitative Analysen vergleichbarer authentischer Texte in verschiedenen Sprachen zumindest bei der Hypothesenbildung hilfreich sein können. Wäre das vielleicht eine zukünftige kontrastive Aufgabe für das IDS?

Literatur

- Asher, Nicholas/Lascarides, Alex (2003): *Logics of conversation*. (= *Studies in Natural Language Processing*). Cambridge.
- Betten, Anne (2011): Kerkerstrukturen. Thomas Bernhards syntaktische Mimesis. In: Knappe, Joachim/Kramer, Olaf (Hg.): *Rhetorik und Sprachkunst bei Thomas Bernhard*. Würzburg, S. 63–80.

- Blühdorn, Hardarik (2007): Zur Struktur und Interpretation von Relativsätzen. In: Deutsche Sprache 35, S. 287–313.
- Caroll, Mary et al. (2008): Subordination in narratives and macro-structural planning: a comparative point of view. In: Fabricius-Hansen, Cathrine/Ramm, Wiebke (Hg.): „Subordination“ versus „Coordination“ in sentence and text. A cross-linguistic perspective. (= Studies in Language Companion Series 98). Amsterdam, S. 161–185.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2009): Überlegungen zur pränominalen Nicht-Restriktivität. In: Ehrich, Veronika et al. (Hg.): Koordination und Subordination im Deutschen. (= Linguistische Berichte. Sonderhefte 16). Hamburg, S. 89–112.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2010a): Adjektiv-/Partizipialattribute im diskursbezogenen Kontrast. In: Deutsche Sprache 38, S. 175–192.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2010b): Deutsch im Kontrast – textbezogen. In: Dammel, Antje/Kürschner, Sebastian/Nübling, Damaris (Hg.): Kontrastive Germanistische Linguistik. Bd. 1. Hildesheim u.a., S. 171–200.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (i.Dr.): Vorangestellte Attribute und Relativsätze im Deutschen: Wettbewerb und Zusammenspiel. In: Hennig (Hg.).
- Gloning, Thomas/Seim, Stefanie (i.Dr.): Attribute und ihre Funktionen in der Literatursprache und in Fachtexten im Deutschen. In: Hennig (Hg.).
- Hennig, Mathilde (Hg.) (i.Dr.): Attribution, Komplexität, Komplikation. Berlin.
- Holler, Anke (2008): A discourse-relational approach to continuation. In: Benz, Anton/Kühnlein, Peter (Hg.): Constraints in discourse. Proceedings of the First Conference on Constraints in Discourse held at the University of Dortmund. (= Pragmatics & beyond 172). Amsterdam, S. 249–265.
- Holler, Anke (2011): Wie viele nicht-restriktive Relativsätze? Grammatische und pragmatische Indizien. Paper presented at the Workshop „Relativsatz und partizipiale Attribution im Vergleich“, Universität Tübingen.
- Kamp, Hans/Reyle, Uwe (2011): Discourse Representation Theory. In: Maienborn, Claudia et al. (Hg.): Semantics. An international handbook of natural language meaning. 1. Halbbd. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 33.1). Berlin, S. 872–923.
- Klein, Wolfgang (2007) Zwei Leitgedanken zu ‚Sprache und Erkenntnis‘. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 37, 145: Sprachliche Perspektiven, S. 1–34.
- Klein, Wolfgang/Stutterheim, Christiane von (1991): Text structure and referential movement. (= Sprache und Pragmatik 22). Lund.
- Loock, Rudy (2010): Appositive Relative Clauses in English. Discourse functions and competing structures. (= Studies in Discourse and Grammar 22). Amsterdam.
- Lötscher, Andreas (1998): Die textlinguistische Interpretation von Relativsätzen. In: Deutsche Sprache 26, S. 97–120.
- Mann, William C./Thompson, Sandra A. (1988): Rhetorical Structure Theory: Toward a functional theory of text organization. In: Text 8, S. 243–281.
- Onea, Edgar (2013): Potential questions in discourse and grammar. Göttingen.
- Peyer, Ann (1997): Satzverknüpfung. Syntaktische und textpragmatische Aspekte. (= Reihe Germanistische Linguistik 178). Tübingen.
- Schlenker, Philippe (2013): Supplements without Bidimensionality. Expanded version, February 12, 2013. New York. Internet: www.semanticsarchive.net/Archive/jgwMjNmM/Supplements_without_Bidimensionality.pdf.
- Schmidt, Jürgen Erich (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation. (= Reihe Germanistische Linguistik 138). Tübingen.

- Solfjeld, Kåre (2004): Zur Wiedergabe deutscher erweiterter Attribute in authentischen norwegischen Übersetzungen. In: *Hermes* 33, S. 89–116.
- Struckmeier, Volker (2007): Attribute im Deutschen. Zu ihren Eigenschaften und ihrer Position im grammatischen System. (= *Studia grammatica* 65). Berlin.
- Stutterheim, Christiane von/Klein, Wolfgang (2002): Quaestio and L-Perspectivation. In: Graumann, Carl F./Kallmeyer, Werner (Hg.): *Perspective and perspectivation in discourse*. (= *Human Cognitive Processing* 9). Amsterdam, S. 59–88.
- Stutterheim, Christiane von/Carroll, Mary (2007): Durch die Grammatik fokussiert. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 37, 145, S. 35–60.
- Stutterheim, Christiane von/Klein, Wolfgang (2002): Quaestio and I-Perspectivation. In: Graumann, Carl F./Kallmeyer, Werner (Hg.): *Perspective and Perspectivation in Discourse*. (= *Human cognitive processing* 9). Amsterdam, S. 59–88.
- Stutterheim, Christiane von et al. (2012): How grammaticized concepts shape event conceptualization in language production: Insights from linguistic analysis, eye tracking data, and memory performance. In: *Linguistics* 50, S. 833–867.
- Umbach, Carla (2006): Non-restrictive modification and backgrounding. Paper presented to the Ninth Symposium on Logic and Language, Budapest, 2006.
- Weber, Heinrich (1994): Erweiterte Partizipialattribute: Nur eine schriftsprachliche Konstruktion? In: Bresson, Daniel/Dalmas, Martine (Hg.): *Partizip und Partizipialgruppen im Deutschen*. (= *Eurogermanistik* 5). Tübingen, S. 149–162.
- Zeevat, Henk (2014): *Production and interpretation of natural language*. Leiden.
- Zifonun, Gisela (2001): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Der Relativsatz*. (= *amades* 3/01). Mannheim.
- Zifonun, Gisela (2010): Possessive Attribute im Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 38, S. 124–153.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Strecker (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. (= *Schriften des Instituts für Deutsche Sprache* 7). Berlin.

Peter Gallmann (Jena)

Normen, Varianten und Normvarianten

Abstract: Sprache ist nie homogen, sie weist Varianz auf. Es gibt viele Gründe für diese Vielfalt, und die meisten sind schon sehr gut beschrieben worden (und sollen daher im vorliegenden Beitrag nicht im Vordergrund stehen). Gegenspieler der Varianz sind die mehr oder weniger expliziten Normen – sie sollen dafür sorgen, dass die Varianz ein gewisses Maß nicht überschreitet. Wobei sich natürlich sofort die Frage stellt, wie (und von wem) das „Maß“ definiert wird. Bei der Beurteilung dieser Fragen spielen nicht nur soziolinguistische, sondern auch strukturelle Aspekte eine Rolle, und Letzterem wird der vorliegende Beitrag nachgehen, und zwar anhand von Beispielen aus der Morphophonologie, der Morphosyntax und der Orthografie.

1 Sprachwissenschaft und Normen

Die Sprachwissenschaft sieht sich in Bezug auf die Varianz gern als unabhängige, gewissenhafte Notarin, die nur getreulich feststellt, was der Fall ist. Und wenn sie sich einmal auf das Feld der Normierung hinauswagt, dann gewöhnlich mit der gebotenen Zurückhaltung.

Das Problem ist: Bei allzu großer Zurückhaltung übernehmen andere die Rolle der Normierer, und das nicht unbedingt auf professionelle Weise. Wie in anderen Sprachgemeinschaften treten auch im deutschen Sprachraum zyklisch „berufene Männer“ (auffallenderweise sehr viel seltener „berufene Frauen“) auf, die genau wissen, was richtiges und gutes Deutsch ist. Ende des 19. Jahrhunderts hat Gustav Wustmann eine wichtige Rolle gespielt (siehe dazu eingehend Meyer 1993); Spuren seines Wirkens finden sich noch heute in Schul- und Grammatikbüchern (vgl. unten zu *deren/derer*). Und heute sind Autoren wie Bastian Sick (zur Beurteilung vgl. u.a. Meinunger 2008) oder Wolf Schneider (vgl. u.a. Sitta 2000) ja nicht ohne Einfluss auf eine breitere Öffentlichkeit.

Es gibt aber durchaus einzelne Bereiche, in denen die Sprachwissenschaft eine aktivere Rolle gespielt hat, und zwar nicht nur in der Konkretisierung der Normen, sondern auch beim Zustandekommen der Varianz, zumindest in den Details. Und dabei ist nicht immer alles ganz glücklich gelaufen – zum Teil in sachlicher Hinsicht, zum Teil aber auch in der fachinternen Diskussion.

Um ein paar – hoffentlich typische – Bereiche von Norm und Varianz geht es im Folgenden. Der Beitrag greift eine Anzahl von Phänomenen heraus, bei denen

fragwürdige Annahmen, Expertenstreit oder andere innerlinguistisch zu verantwortende Faktoren zu Ergebnissen geführt haben, die die Sprachwissenschaft mit der nötigen Distanz noch einmal aufgreifen sollte. Natürlich geht es nicht ganz ohne die Normen der geschriebenen Sprache, konkret um die Orthografie.

2 Das Interesse an Normen

Manche Erscheinungen im Bereich von Norm und Varianz beschäftigen die Menschen im Alltag, und zwar keineswegs nur Bildungsbürger. Die Linguistik darf sich hier nicht darauf beschränken, die Varianz zu beschreiben, sie muss im Rahmen ihrer Möglichkeiten auch mitwirken, damit angemessen umzugehen. Das kann auf ganz unterschiedliche Weise geschehen, zum Beispiel

- aufklärend → Erforschung und Offenlegung der Hintergründe,
- mäßigend → Aufruf zu Toleranz,
- disziplinierend → Aufforderung zur Einhaltung bestimmter Normen,
- formulierend → technische Verbesserung der Normen.

Alle Punkte sind heikel, der letzte ist es ganz besonders. Die Formulierung von Normen ist nicht nur theorieabhängig, sie ist auch ideologie- und zeitgeistabhängig. Daher darf man nie vergessen, dass Normen und Empfehlungen für Menschen formuliert werden und nicht für ein abstraktes Ideal.

Dabei darf man nicht verdrängen: Auch deskriptiv gemeinte Darstellungen des Deutschen werden von Ratsuchenden präskriptiv interpretiert. Im Zweifel halten sich viele mehr oder weniger überlegt an das, was (offenbar) im Gebrauch dominiert; dies gilt vor allem für weniger selbstbewusste Sprachbenutzer. In diesem Zusammenhang ist die Untersuchung von Hennig/Löber (2010) zur Grammatiknutzung von Interesse. Sie kritisiert hier zu Recht die Vagheit bzw. fehlende Definition der Etikettierungen von Varianten. Gemeint sind Zuschreibungen wie „üblicherweise“, „im Allgemeinen“, „neben“, „daneben auch“, „seltener“. Dabei geht oft nicht hervor, ob man sich bei Benutzung der entsprechenden Varianten noch innerhalb einer Ausprägung der Standardsprache bewegt oder nicht.

3 Enge und weite Normen

Im vorliegenden Beitrag wird nicht selten für eine etwas größere Bandbreite der Normen plädiert. Wenn man die positive Beurteilung der Varianz nicht begründet, kann das schnell etwas billig wirken und als Beliebigkeit missverstanden

werden. Zudem ist zu bedenken, dass Toleranz kein Allheilmittel ist. Manchmal gibt es gute Gründe für rigide Normen und manchmal gute Gründe für lockere. Für beides soll nachstehend je ein Beispiel vorgeführt werden.

3.1 Der Konjunktiv in Texten der Presse und der Wissenschaft

Beim Modus in der indirekten Rede gibt es bekanntlich erhebliche Varianz:

- (1) Seitens des Ministeriums wurde darauf hingewiesen, ...
 - a. dass die Darstellung in der Presse zutrifft
 - b. dass die Darstellung in der Presse zutreffe
 - c. dass die Darstellung in der Presse zuträfe
 - d. dass die Darstellung in der Presse zutreffen würde
 - e. dass die Darstellung in der Presse zutreffen soll
 - f. dass die Darstellung in der Presse zutreffen solle

Im Alltag, vor allem in der Mündlichkeit, ist diese Vielfalt nicht wirklich ein Problem, und die Mehrdeutigkeit vieler Formen wird durch den Kontext jeweils zugunsten einer einzigen Lesart beseitigt. Anders sieht es bei bestimmten Textsorten der geschriebenen Sprache aus, etwa bei Presstexten und wissenschaftlichen Arbeiten. Hier ist es kommunikativ wichtig, dass der Leser auch bei fehlendem Hintergrundwissen und ohne die Möglichkeit des Nachfragens sicher erkennt, ob eine Aussage (i) auf etwas nicht sicher Verbürgtes, (ii) auf etwas allgemein Bekanntes oder (iii) auf etwas Irreales verweist. Wenn (i) gemeint ist, ist nur Variante (1b) hinreichend eindeutig; Variante (1a) kann auch als Referenz auf etwas unstrittig Bekanntes, Variante (1c/d) als Referenz auf etwas Fiktives und (1e/f) als deontische Modalität missverstanden werden.

Das ist der Grund, warum in der Presse (oft per Hausregeln) möglichst Variante (1b) gewählt wird. Die Relativierung „möglichst“ bezieht sich auf den bekannten morphologischen Defekt des Konjunktivs I, die teilweise Homonymie mit dem Indikativ (Lotze/Gallmann 2009), etwa, wenn im Plural die Opposition von (1a) und (1b) kein sichtbares Äquivalent kennt:

- (2) Seitens des Ministeriums wurde darauf hingewiesen, ...
 - a. dass die Darstellungen in der Presse zutreffen
 - b. dass die Darstellungen in der Presse zutreffen

Genaugenommen hat die Opposition (1a) und (1b) insofern gar kein Äquivalent in (2), als die betreffenden Formen überhaupt nicht mehr als Konjunktive gebraucht

werden. Es liegt also nicht etwa Unterspezifikation hinsichtlich des Modus vor – Formen wie in (2a/b) werden immer als Indikativ interpretiert. Das Konjunktiv-I-Paradigma ist also lückenhaft.

Wenn eine morphosyntaktische Kategorie erodiert, stehen zur Kompensation mehrere Reparaturstrategien zur Verfügung (Lotze/Gallmann 2009). Die Erneuerung der Flexionsmorphologie kam in der neueren Entwicklung des Deutschen kaum mehr zum Zug; vgl. aber zur Herausbildung von „superstarken Markern“ Dammel/Nübling (2006). Die Alternative, die Entwicklung von Funktionswörtern (wie Hilfsverben, besonderen Partikeln usw.), ist erst in Ansätzen zu beobachten; vgl. in (1) die Konstruktionen mit *sollen*. Aus diesem Grund und angesichts der wichtigen kommunikativen Funktion des Konjunktivs I (Unterscheidung der Äußerungen Dritter von Eigenem, allgemein Bekanntem und Fiktivem) kann heute die normative Grammatik wohl nicht anders, als zumindest für die Textsorten Presse und Wissenschaft auf die Praxis der großen Zeitungen zu verweisen und eine etwas bemüht wirkende Mischung von Konjunktiv I und Konjunktiv II, den sogenannten gemischten Konjunktiv, zu fordern.

Modus bei indirekter Rede

- *Diagnose:* Durch Zufälle der Sprachentwicklung bedingte morphologische Defizite; keine unproblematische Vermeidungs- oder Ersatzstrategie vorhanden.
- *Lösungsvorschlag:* In bestimmten Textsorten rigide Anwendung der traditionellen Normen, sonst keine Festlegungen.

3.2 Beispiel: *deren* vs. *derer*

Bei der Neufassung von Normen sollten Änderungen des Typs „gestern richtig – heute falsch“ vermieden werden. Das gilt nicht nur für die Rechtschreibung. (Dass bei der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung nach 1996 mit den von Anfang an vorgesehenen Übergangszeiten ausgesprochen bürokratisch umgegangen wurde – der Autor erinnert sich an das in einigen Bundesländern vorgeschriebene Korrigieren mit drei Farben –, lag in diesem Fall aber nicht an der Linguistik.)

Rechtschreibung kommt weiter unten noch zur Sprache, an dieser Stelle wird zur Illustration ein Beispiel aus der Grammatik herangezogen, nämlich die Varianz zwischen den Genitiv-Langformen *deren* und *derer* des Relativ- und Demonstrativpronomens. Wie schon Eggers (1980), Leirbukt (1983), Bærentzen (1995, 2002), Najar (1996), Engelen (1999) und Sandberg (2004) gezeigt haben, funk-

tioniert die von Wustmann (1891) propagierte und in der Folge in vielen Gebrauchsgrammatiken aufgenommene Regel seit Längerem nicht mehr (oder seit je nicht ...):

- (3) Wustmann:
 - a. vorausweisend: *derer*
 - b. zurückweisend: *deren*

Stattdessen halten sich sehr viele Schreibende an eine andere, ebenso einfache Regel:

- (4) Heutige Tendenz:
 - a. vor Nomen: *deren*
 - b. sonst: *derer*

Die Duden-Grammatik (2009, Randziffer 376) ist nun mit guten Gründen nicht einfach auf die neue Regel (4) geschwenkt, sondern lässt die Wustmann'sche Distribution der Formen weiterhin zu. Resultat: Die Regeln werden dadurch komplizierter und lassen mehr Varianten zu, aber es wird niemandem wehgetan. Ein paar Beispiele:¹

- (5)
 - a. (Alte Norm:) Einige dieser Herren Kollegen bestimmen gleich die Zeit, innerhalb *deren* die Prüfungsarbeit zu leisten ist.
 - b. (Neue Norm:) Gibt es eine Frist, innerhalb *derer* ich meine Ansprüche anmelden muss?
- (6)
 - a. (Alte Norm:) Es gab auch schon Telefone und MP3-Player, bevor Apple sich *deren* angenommen hatte
 - b. (Neue Norm:) Unter Umständen hätte er uns Bürgern viel Arbeit und Mühen erspart, wenn er unsere Sorgen frühzeitig erkannt und sich *derer* angenommen hätte.

Eine Anmerkung zur neueren Tendenz (4): Man kann hier eine Tendenz zur lexikalischen Spaltung sehen. Die „echte“ Genitivform von *die* (als nachgestelltes Attribut, als Objekt sowie bei Präpositionen) heißt *derer*. Das pränominale *deren* hat sich verselbständigt und zu einer Art possessivem Determinierer entwickelt.

¹ Die folgenden Beispiele stammen aus dem Internet. Entsprechendes gilt auch für einen Großteil der Beispiele in den restlichen Teilen des Beitrags (Recherchen: zwischen Januar und Oktober 2014).

Im Unterschied zum possessiven Determinierer *ihr* kongruiert *deren* standard-sprachlich (!) noch nicht mit dem folgenden Nomen (das tat *ihr* im Gegensatz zu *sein* im Althochdeutschen auch noch nicht), außerdem hat *deren* besondere Referenzeigenschaften (vergleichbar mit der nichtreflexiven lateinischen Form *eius*; allerdings ist das deutsche *sein* im Gegensatz zu lat. *suus* hinsichtlich Reflexivität unterspezifiziert).

Wer sich beim Ausrufezeichen im vorangehenden Absatz gewundert hat – hier liegt ein typischer Satz vor, bei dem der Leser nicht recht weiß, ob er deskriptiv oder präskriptiv zu verstehen ist (im Zweifelsfall: präskriptiv). Zumindest in nicht professionell redigierten Internettexten findet man schnell flektierte Beispiele mit Kongruenz-Dativ und Kongruenz-Genitiv (der Schreibende verfügt aber über keine seriöse korpusbasierte Statistik):

- (7) a. Im Dezember 1984 schloss die Klägerin mit der Beigeladenen und *derem* damaligen Ehemann einen auf den 15. November 1984 rückdatierten Mietvertrag ab.
 b. Am Samstagabend hatte die Schülerin zusammen mit einer neunjährigen Spielgefährtin die Wohnung *derer* Mutter im Stadtsüden betreten.

Auch in (7b) kongruiert *der-er* mit Mutter, es liegt also kein autonomer pränominaler Genitiv vor, sondern die gleiche Konfiguration wie in (8):

- (8) die Wohnung *ihr-er* Mutter

deren* vs. *derer

- *Diagnose*: willkürliche Festlegungen des 19. Jahrhunderts ↔ konsistente und einfache reale Praxis.
- *Lösungsvorschlag*: komplizierter als sachlich eigentlich nötig – um diejenigen nicht zu verärgern, die sich an die früheren Normen gehalten haben.
- *Außerdem*: Auch die neuere Norm kann nicht ohne weitere Beobachtung in die Welt gesetzt werden, vgl. die Tendenz zur Kongruenz beim pränominalen *deren*.

4 Mehr Varianz als ungewollte Folge von Normierung

Ein Fall, wo sich die Linguistik aufklärerisch und korrigierend einbringen sollte, sind die gesprochenen Äquivalente von ⟨g⟩ und insbesondere der Sequenz ⟨ig⟩. Das Problem ist unter Phonologen und Sprechwissenschaftlern natürlich ein Klassiker, zuweilen findet es den Weg auch in Zeitschriften anderer Subdisziplinen der Linguistik, vgl. etwa die selbsterklärenden Titel von Klotz (1987) und Zehetner (1988) im Literaturverzeichnis.

Die Varianz bei der g-Aussprache hat offenbar ein erhebliches Irritationspotenzial. Zu ergänzen ist, dass sie auch ein Diskriminierungspotenzial hat, so insbesondere bei der rheinischen und ostmitteldeutschen Variante der koronalisierten Aussprache des Ich-Lautes, das als Schibboleth (sprachliches Erkennungszeichen) für Bildungsferne und Provinzialität missgedeutet und missbraucht wird. Die Sprachwissenschaft sollte sich mit dem Normproblem daher befassen und gegebenenfalls aufklärend wirken.

Doch worin besteht das Problem genau, und wie kommt es dazu? Zunächst ist in Erinnerung zu rufen, dass die Standardaussprache etwas relativ Junges ist – viel jünger als die geschriebene Standardsprache. Sie ist im Wesentlichen im 19. Jahrhundert entstanden. Basis ist die Leseaussprache des Bildungsbürgertums (nicht des „einfachen Volkes“!) im politisch und wirtschaftlich dominanten Teil des damaligen Deutschen Reichs, und das war das Band zwischen Berlin und dem Rheinland. Das Ergebnis ist ein interessanter Kompromiss: Die geschriebene Standardsprache war in Syntax, Lexik und Morphologie mitteldeutsch (und auch noch ein bisschen oberdeutsch) geprägt, über die Leseaussprache kam nun ein niederdeutsches Substrat hinzu. Man kann daher durchaus positiv formulieren: Alle Großräume des deutschen Sprachraums haben zum heutigen Gesamtsystem der deutschen Standardsprache beigetragen – einfach in unterschiedlichen Teilbereichen.

Zu unserem Spezialfall: Gerade die g-Aussprache ist eine *Ausnahme* vom vorangehend gezeichneten Bild. Sie ist in weiten Teilen gerade *nicht* niederdeutsch geprägt angesichts dessen, dass dort in den ursprünglichen Basisdialekten bei den gesprochenen Äquivalenten von ⟨g⟩ frikativische Aussprache verbreitet war, nicht selten *vor* Vokal, vor allem aber *nach* Vokal: [j], nach dunklem Vokal [ɣ], bei Auslautverhärtung [ç] bzw. [x] (bei genauerem Hinsehen ist alles noch ein wenig komplizierter, so müssten unter anderem auch die oben genannten koronalisierten Varianten berücksichtigt werden – aber das spielt hier keine Rolle). Der Pfeil zeigt die von den Normen verlangte Form an:

(9)		Nord	Süd
a.	Steg	[ʃte:ç]	[ʃte:k] <!
b.	Stege	[ʃte:jə]	[ʃte:gə] <!
c.	klug	[klu:x]	[klu:k] <!
d.	kluge	[klu:ʏə]	[klu:gə] <!

Und die *Ausnahme der Ausnahme*: eben <ig> – Motto: doch ein bisschen niederdeutsch:

e.	König	[kø:nɪç] <!	[kø:nɪk]
----	-------	-------------	----------

Und die *Ausnahme der Ausnahme der Ausnahme*: Wenn auf das gesprochene Äquivalent von <ig> ein Vokal folgt (mit ein paar weiteren Feinheiten, die hier keine Rolle spielen), gilt wieder die oberdeutsche Aussprache.

f.	lustige	[kø:nɪjə]	[kø:nɪgə] <!
----	---------	-----------	--------------

Diese zunächst willkürlich scheinende Mischung war zum Zeitpunkt der Normsetzung durchaus funktional: Sie war angelegt auf maximale Verstehbarkeit im öffentlichen Raum (Theater, Reden usw.), und zwar ohne technische Hilfsmittel (es gab sie damals noch gar nicht), und da hatten die jeweils gewählten Varianten relative Vorteile. Resultat: Je nach Position wird <ig> nieder- oder oberdeutsch ausgesprochen:

Nun, diese Norm hat sich bekanntlich nicht durchgesetzt. Flächendeckende Untersuchungen zum realen Stand heute bzw. im letzten Vierteljahrhundert liegen erfreulicherweise bereits vor. Die folgenden Ausführungen beruhen auf dem „Atlas der deutschen Alltagssprache“, betreut von Stephan Elspaß (Universität Salzburg) und Robert Möller (Universität Lüttich) sowie auf dem „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandard“ (AADG), der im Rahmen des Projekts „Variation des gesprochenen Deutsch“ am IDS Mannheim entsteht (vgl. hierzu auch Kleiner 2010).²

Jetzt stellt sich natürlich die Frage, warum sich der in (9) illustrierte, areallinguistisch und rezeptionsakustisch so schöne Kompromiss nicht durchgesetzt hat. Der Grund ist: Automatisierte Erscheinungen wie Frikativierung und Auslautver-

² Einschlägige Links direkt zum hier diskutierten Problem: www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f15a-b/, www.atlas-alltagssprache.de/runde-1/f14a-c/, prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/NebenTon (Stand jeweils: 10.10.2014).

härtung sind resistent gegen Ausnahmen. Was wie ein Sonderfall von Auslautverhärtung aussieht und in vielen Darstellungen auch so behandelt wird, ist in Wirklichkeit suppletive Morphologie:

- Es gibt ein (Pseudo-)Morphem [ɪg], das im Auslaut eigentlich [ɪk] lauten müsste.
- Und es gibt ein suppletives (Pseudo-)Morphem [ɪç], das im Inlaut eigentlich [ɪj] oder ebenfalls [ɪç] lauten müsste.

Suppletive Morphologie ist nicht per se schlecht, im Gegenteil, so etwa im hochfrequenten Teil des Wortschatzes, wie Nübling (1998, 2000) überzeugend nachgewiesen hat. In unserem Fall scheint die suppletive Allomorphie aber dysfunktional zu sein. Es gibt zwei Reparaturstrategien, eine relative und eine absolute.

(10)

(<http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/IgAuslautNum>)

Die *relative* Strategie besteht in der Ausweitung des Gebrauchs von einem der beiden Allomorphe (zunächst ohne dass die beiden Allomorphe ganz verschwinden). Dabei wirkt so etwas wie die gesprochensprachliche Version des aus der Graphematik bekannten Prinzips der Schemakonstanz. Die Richtung des Ausgleichs wird dabei von der relativen Frequenz der beiden Morphempaare je Lexem beeinflusst. Die Karten des oben genannten IDS-Projekts sind ein Indiz für die Richtigkeit dieser Vermutung:

Karte (10) zeigt eine Kardinalzahl; im unmarkierten Fall ist hier <ig> absoluter Wortausgang. Karte (11) zeigt ein Verb; auf <ig> folgen hier fast immer Flexionsendungen, oft mit Vokal oder silbischem Sonoranten.

(11)

(<http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/IgT>)

Die *absolute* Strategie besteht darin, eines der beiden (Pseudo-)Morpheme ganz zu vermeiden. Das scheint, wie auch die oben gezeigten Karten nahelegen, vor allem im Süden des deutschen Sprachraums der Fall zu sein, hier zugunsten der Plosivvariante. Versteckt kommt es aber auch im Norden vor, hier zugunsten der Generalisierung der Frikativvariante, und zwar dann, wenn ‹lustige› und dergleichen mit Frikativ artikuliert werden: [lustjə]. Diese Aussprache passt dann zur generalen Frikativierungstendenz im dortigen Sprachraum, etwa *kriegt* (dann homophon mit *kriecht*), *Tag* [tax], *Tage* [ta:ɣə]. Dass das eine Nonstandardaussprache ist, fällt allerdings vielen gar nicht auf, zumindest im betreffenden Sprachraum selbst, wenigstens diese eine Normabweichung scheint also relativ unauffällig zu sein. Fazit:

- Die Normierung ist aufgrund von Faktoren, die bei ihrer Etablierung (aus wissenschaftsgeschichtlichen und auch sonst durchaus nachvollziehbaren Gründen) nicht bedacht worden sind, misslungen. Das kann für andere Normierungsversuche eine Warnung sein.
- Das Thema ist nicht vermeidbar (verdrängbar), da es relativ auffällig, das heißt auch bei Laien, der Schule und der Sprachpflege im Bewusstsein ist.
- Der bisherige Standard wird sich auch in Zukunft nicht durchsetzen lassen, obwohl er aus areallinguistischer und phonologischer Perspektive einen guten Kompromiss darstellt. Der Grund ist, wie gesagt, dass er nicht ins morphologische System der deutschen Sprache passt.
- Wie eine zukünftige Norm aussieht, weiß der Sprechende nicht, aber sie wird ganz sicher die standardsprachliche Anerkennung bisheriger Nonstandardversionen mitumfassen müssen.

Aussprache von ‹ig›

- *Diagnose*: gut gemeinter, nachvollziehbarer Kompromiss unter Einbezug von Arealität (Nord vs. Süd) und guter Verstehbarkeit; nicht ausschaltbare Nebenwirkungen, die zum Zeitpunkt der Kodifizierung noch nicht absehbar waren. Irritations- und Diskriminierungspotenzial groß (Schibbolethproblem).
- *Lösungstendenz*: Mehr Varianz zulassen. Außerdem Notwendigkeit der Aufklärung (etwa bei Koronalisierung) als Beitrag gegen sprachliche Diskriminierung.

5 Teilweise anerkannte Varianz dank Fehlanalyse

Das folgende Normproblem ist viel unauffälliger, es ist wohl nur Theoretikern und spezialisierten Anwendern, zum Beispiel Korrektoren und Lektoren, aufgefallen. Das heißt, die große Masse schert sich nicht um die hier vorliegende Normproblematik, und dies zur Freude des deskriptiven Linguisten. Die Spezialisten wundern oder ärgern sich hingegen. Aber auch diesen Leuten muss geholfen werden, und zwar möglichst nicht zulasten der anderen. Es geht um eine mögliche Inkonsistenz bei Norm und Varianz im Bereich Rektion der Präpositionen.

Der Hintergrund: Präpositionen können bekanntlich den Dativ (Default), den Akkusativ, den Genitiv und die Hilfspräposition *von* (+ Dativ) regieren (zum letztgenannten Phänomen siehe auch nachstehend). Die konkrete Wahl des Kasus lässt gewöhnlich keine Rückschlüsse auf die Semantik der damit gebildeten Präpositionalphrasen und komplexeren Ausdrücke zu – abgesehen von den berühmten neun Wechselprepositionen:

- (12) in, an, auf, über, unter, vor, hinter, neben, zwischen
- (13) a. Die Taube fliegt *auf das Dach*.
b. Die Taube sitzt *auf dem Dach*.

Bei den übrigen Präpositionen ist die Rektion relativ funktionslos (siehe aber zum Beispiel Di Meola 1998 zu *entlang*). Trotz dieser Funktionslosigkeit ist die Rektion fixiert, zumindest in den Kernbereichen des Wortschatzes. So findet sich zum Beispiel so gut wie keine Varianz bei:

- (14) a. durch → Akkusativ
b. aus → Dativ

Bei den weniger frequenten und weniger grammatikalisierten Präpositionen gibt es jedoch bekanntlich zahlreiche Varianzen (Di Meola 2000).

Gerade die relative Funktionslosigkeit in syntaktischer Hinsicht lädt nun allerdings zu Sekundärfunktionalisierungen ein, etwa in Richtung syntaktischer Schibboleths (sprachliche Erkennungszeichen), an denen man die Gebildetheit ablesen kann. In Sekundärfunktionalisierungen dieser Art steckt ein erhebliches Diskriminierungs- und Irritationspotenzial, was gegebenenfalls die Kommunikation unter Menschen mit unterschiedlicher Sozialisierung erheblich belasten kann. Schon aus diesem Grund können entsprechende Normen und Varianzen der Linguistik nicht egal sein. Ein bekanntes Schibboleth ist hier *wegen* + reines

Nomen. Diese Konstruktion widerspricht den allgemeinen Sichtbarkeitsregeln für Genitivphrasen (Duden-Grammatik 2009, Randziffern 1634–1539). Sie ist trotzdem oder vielmehr gerade deswegen als Schibboleth besonders geeignet:

- (15) wegen Verlassens des Raums, wegen Eindringens von Wasser, wegen Mordes gesucht

Im Folgenden wird die in der Öffentlichkeit besonders gern diskutierte Problematik Genitiv/Dativ allerdings ausgeblendet, auch wenn selbst hier einige Einzelphänomene wenig diskutiert worden sind, etwa die Rektion einer „Hilfspräposition“ (die ihrerseits einen Kasus regiert):

- (16) a. innerhalb weniger Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 3.250.000)
- b. innerhalb wenigen Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 88.500)
- c. innerhalb von wenigen Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 4.660.00)
- d. innerhalb Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 111.000)
- e. innerhalb von Sekunden
(Google-Hochrechnung (Februar 2014): 5.000.000)

Disclaimer für alle Zahlenangaben von Google, Bing, Yahoo und Konsorten (hier und im Rest des Beitrags): Die Zahlen sind Hochrechnungen und wegen werbeorientierter Algorithmen je länger, desto unzuverlässiger (auch bei „erweiterter Suche“ und Verwendung von Anführungszeichen). Sie haben also höchstens den Status von Stichproben und genügen den Ansprüchen korpuslinguistischer Genauigkeit in keiner Weise. Außerdem müsste man Fehlbelege aussondern (etwa nicht einschlägige, zufällig passende Abfolge von Wortformen; reine Tippfehler wie Verwechseln von M- und N-Taste). Aber wenn man dem unfrisierten Deutsch (ohne Redigieren, Korrigieren, Lektorieren) nahe kommen will, gibt es immer noch relativ wenige Alternativen (das IDS ist aber dran!).

Die folgenden Ausführungen greifen eine relativ unauffällige Inkonsistenz im Bereich Dativ/Akkusativ heraus, und zwar die versteckte Präskription durch unvollständige Deskription bei der Präposition *seit*. Dabei ist oft ein Vergleich mit der Präposition *ab* aufschlussreich. Auf das Problem ist der Vortragende bei der Revision einer von ihm mitverantworteten Grammatik gestoßen. Wie

in vielen Grammatiken wird dort gesagt, *ab* könne nicht nur den Dativ, sondern auch den Akkusativ regieren, *seit* hingegen nur den Dativ. An einem Schlüsselbeispiel (zu den Zahlen siehe oben, Disclaimer):

(17)	a. „Gutes Deutsch“:	ab nächstes Jahr
(Google: ungefähr 920.000 Ergebnisse)
	b. „Schlechtes Deutsch“:	seit letztes Jahr
(Google: ungefähr 1.630.000 Ergebnisse)

Wenn man überprüft, ob die halb deskriptiven, halb präskriptiven Aussagen den realen Sprachgebrauch treffen, ist das Ergebnis erstaunlich heterogen. Ein paar Originalbeispiele (für mehr reicht hier der Platz nicht):

(18)	a. <i>Seit letztem Jahr</i> hält wieder ein Verkaufswagen in kleinen Weilern.
	b. Die FIS-Rennen Anfang Februar bieten für das <i>seit letzten Jahr</i> bestehende Skizentrum eine große Chance.
	c. <i>Seit letztes Jahr</i> haben die Kinder und Jugendlichen der Gemeinde erstmals eine freie Spielfläche zum Austoben
(19)	a. <i>Ab nächstem Jahr</i> könnten Studenten billiger mit der VBB fahren
	b. <i>Ab nächsten Jahr</i> muss er die Fahrtkosten selber tragen.
	c. Bus fahren wird <i>ab nächstes Jahr</i> teurer.

Es ist aber längst nicht alles gleichermaßen akzeptabel (auch wenn man das eigene Normbewusstsein für einen Moment verdrängt); bei ersten Tests des Schreibenden mit Studierenden kamen insbesondere die Syntagmen mit definitem Artikel im Akkusativ schlecht weg. Die folgende Zusammenstellung ist zur Selbsterprobung gedacht und daher bewusst nicht mit Bewertungssignalen wie Sternen oder Fragezeichen versehen:

(20)	a. seit letztem Monat	ab nächstem Monat
	b. seit letzten Monat	ab nächsten Monat
	c. seit dem letzten Monat	ab dem nächsten Monat
	d. seit den letzten Monat	ab den nächsten Monat
(21)	a. seit letztem Jahr	ab nächstem Jahr
	b. seit letzten Jahr	ab nächsten Jahr
	c. seit letztes Jahr	ab nächstes Jahr
	d. seit dem letzten Jahr	ab dem nächsten Jahr
	e. seit das letzte Jahr	ab das nächste Jahr

(22)	a.	seit letzter Woche	ab nächster Woche
	b.	seit letzten Woche	ab nächsten Woche
	c.	seit letzte Woche	ab nächste Woche
	d.	seit der letzten Woche	ab der nächsten Woche
	e.	seit die letzte Woche	ab die nächste Woche
(23)	a.	seit sieben Jahre	ab sieben Jahre
	b.	seit sieben Jahren	ab sieben Jahren

Wie auch immer Sie, liebe Leserinnen und Leser, ihre Sterne und Fragezeichen verteilt haben – der Schreibende vermutet, dass die Akzeptabilitätsgrenzen nicht zwischen den beiden Präpositionen verlaufen, sondern – wie oben angedeutet – sich an der Binnenstruktur der Ausdrücke ($\pm$ Artikel, $\pm$ Adjektiv) und an Genus/Numerus orientieren. Das heißt, zum Teil (aber nicht immer) ist auch der Akkusativ bei *seit* akzeptabel, und zum Teil will einem der Akkusativ bei *ab* nicht gefallen, obwohl ihn die präskriptiven Grammatiken ja zulassen.

Wenn man nach Faktoren für die Grammatikalitätsverteilung sucht, kommen unter anderem die folgenden in Frage, die sich in ihrer Wirkung teilweise überlappen:

- Möglicher Faktor I, Wortgruppenflexion: Im heutigen Deutsch besteht die Tendenz zu Unterlassung der Kasusflexion von Substantiven, wenn sie Hauptmerkmalträger der Nominalphrase sind (Duden-Grammatik 2009, Randziffern 1530–1533). Dieser Faktor kommt allenfalls bei (23a) in Frage; es läge dann keine Akkusativphrase, sondern eine morphologisch nicht gekennzeichnete Dativphrase vor, Musterbeispiel: *Eis mit Früchte*.
- Möglicher Faktor II, Neutralisierung von Nasalen im Auslaut (vor allem bei Nebensilben) zugunsten von *-n*. Dieser Faktor wirkt in (18b), (19b), (21b) mit: Hier liegt sicher keine Akkusativphrase vor, denn starke Adjektive haben im Nom./Akk. Singular Neutrum die stabile Endung *-es*. Es handelt sich also um Dativphrasen mit Nonstandardmorphologie. Die Neutralisierungstendenz bei *m/n* kann außerdem ein verstärkender Faktor bei Maskulina sein, vgl. (20a/b). Der Faktor erklärt aber nicht die akkusativisch aussehenden Formen bei Femininum, Neutrum und Plural, etwa in (22c): *seit letzte Woche*.
- Möglicher Faktor III: Abbau der starken Flexion zugunsten der schwachen. Das passt zur Konkurrenz von *-em* und *-en*, aber nicht zu den Formen auf *-es* im Neutrum.
- Möglicher Faktor IV: Abbau der Markiertheit bei der Rektion. Allerdings gibt es gute Gründe, den Dativ als Defaultkasus bei Präpositionen anzusehen (Di Meola 2000), es wäre daher eher ein Ersatz Akkusativ $\rightarrow$ Dativ (und nicht umgekehrt) zu erwarten.

Zwischenfazit: Diese Faktoren mögen, wo sie denn überhaupt zum Tragen kommen, durchaus eine Rolle spielen, sie erklären das Phänomen insgesamt aber nicht. Einige der fraglichen Syntagmen enthalten einfach Dativphrasen mit Non-standardmorphologie, bei anderen liegen aber unstrittig Akkusativformen vor, so in (18c), (19c), (21c), (22c).

Einen Hinweis zur Lösung des Rätsels liefert die Beobachtung, dass beide Präpositionen auch Adverbien bei sich haben können:

- (24) a. seit gestern ab morgen
 b. seit vorhin ab jetzt

Das gibt es auch bei weiteren Adverbien (insbesondere lokalen) sowie bei weiteren Präpositionen – aber längst nicht bei allen, bei denen das aus semantischer Sicht denkbar wäre:

- (25) a. Dieses Brot stammt *von vorgestern*
 b. Alles Gute kommt *von oben*
 c. Otto trat *nach vorn* / *nach hinten*
 d. Die Sperrung dauert noch *bis übermorgen*.
 (26) a. Dieses Geräusch stammt *aus dem Innern* des Geräts.
 b. Dieses Geräusch stammt **aus innen*.

These: In den Akkusativ-NPs der vorangehenden Beispiele ist der Akkusativ vielleicht gar nicht regiert – es könnten vielmehr adverbiale Akkusativphrasen (kurz: adverbiale Akkusative) vorliegen. Ausdrücke dieser Art weisen „autonomen“ Kasus auf (sogenannte semantische Kasuszuweisung). Zu einer analogen Vermutung zum Akkusativ bei *bis* siehe Ickler (2013). Vgl. ohne Präpositionen:

- (27) a. Ich habe Charlotte *letztes Jahr* getroffen.
 b. *Nächstes Jahr* treffen wir uns in Jerusalem.
 c. und alle waren sich einig: *das nächste Jahr* treffen wir uns wieder!

Entsprechend findet man auch:

- (28) a. Denn ich habs auch mit meinem Antrag *von letztes Jahr* verglichen und da steht nicht „vorläufig“ drauf.
 b. wenn ich *mit letztes Jahr* vergleiche, echt krass wie ihre Haare gewachsen sind
 b. What does this mean? ich kenne Sie *von letztes Jahr*?

Und noch ein Hinweis für Freunde der (Nicht-)Unterscheidung von Adverb und Adverbiale: Man findet bei Recherchen im Internet kaum „echte“ Belege für Zusammenschreibungen des Typs *nächstesjahr* (wohl aber *nächstesJahr*, *#nächstesjahr* und dergleichen: also allerlei vom Tippfehler über Programmiervariablen bis zu Twitter-Hashtags usw.; → Disclaimer). Man muss also nicht annehmen, dass die hier als adverbiale Akkusative analysierten Einheiten orthografisch getarnte Adverbien seien.

Zwischenergebnis:

- (Theorie:) Die gegenwärtige Norm ist nicht konsistent.
- (Empirie:) Die Norm wird oft nicht eingehalten.
- (Theorie:) Die abweichenden Konstruktionen scheinen wenigstens zum Teil strukturell gut motiviert zu sein.
- (Theorie und Empirie:) Eigentlich wissen wir über viele Einzelheiten noch zu wenig Bescheid.

Folgerung:

- Die Norm ist vorsichtig zu lockern, in diesem Fall in Richtung mehr Varianz. Auf unerwünschte Nebenwirkungen (→ Beliebigkeit, Übergeneralisierung) noch nicht geprüfter Vorschlag:

- (29) Bei bestimmten Präpositionen, die sonst den Dativ regieren, können auch Adverbien sowie adverbiale Nominalgruppen im Akkusativ stehen (aber Letztere nur, sofern sie auch allein vorkommen).

Kasus bei *ab* und *seit*

- *Diagnose:* Der reale Gebrauch ist komplizierter, als es die traditionelle Darstellung suggeriert. Inkonsistenzen und teilweise Fehlbeschreibungen (Akkusativformen beruhen gar nicht auf Rektion). Überlagerung mehrerer Faktoren (Regeln der Kasusvergabe; Wortgruppenflexion; phonologische Neutralisierungen).
- *Lösungsvorschlag:* Die Norm ist zu erweitern (ohne dass man in den Fehler der völligen Beliebigkeit verfällt), das heißt, der Rahmen für Dativrektion und für semantisch vergebenen Akkusativ sind hinreichend genau zu umreißen.
- Weitere Untersuchungen sind nötig.

6 Getrennt- und Zusammenschreibung I

In den vorangehenden Abschnitten hat der Autor die Normen kritisiert. Im Folgenden geht es mindestens so sehr um eine *Kritik an der Kritik* der Normen.

Zunächst: Seit der Einführung der sogenannten neuen Rechtschreibung sind zwanzig Jahre vergangen, seit der Einführung kleiner Anpassungen auch schon zehn. Und unsere Möglichkeiten der Recherche haben sich seither entscheidend verbessert. Gefördert vom Bund befassen sich das IDS, der Duden-Verlag und (bis vor kurzem) der Bertelsmann-Verlag mit dem realen Gebrauch. Wenn die Daten einmal da sind, müssen sie natürlich auch interpretiert werden. Hier nur zwei Beispiele (der Unterstrich markiert die kritische Position). Beispiel (30) ist eindeutig – die neue Norm hat sich durchgesetzt:

(30)

(Die Abbildung in (30) ist die Nachbearbeitung einer Grafik, die freundlicherweise vom Wahrig Verlag zur Verfügung gestellt wurde. Originalgrafik: © Wahrig)

Bei (31) ist die Lage weniger eindeutig:

(31)

(Die Abbildungen in (31) sind Nachbearbeitungen von Grafiken, die freundlicherweise vom Wahrig Verlag zur Verfügung gestellt wurden. Originalgrafiken: © Wahrig)

Zum zweiten, nicht so eindeutigen Fall: Warum soll überhaupt eine Unterscheidung von „übertragen“ und „wörtlich“ vorgenommen werden? Zunächst wurde 1996 die Unterscheidung zugunsten des Normalfalls, der Getrennschreibung, ganz abgeschafft, aber 2006 wurde sie auf Wunsch der damaligen Akademie für Sprache und Dichtung als Option wieder eingeführt. Und in der Tat, wenn man

passende Personen (zum Beispiel Lehrkräfte) fragt, ob die Unterscheidung von *sitzen bleiben* und *sitzenbleiben* wichtig ist, wird man viele positive Antworten bekommen. Und wie beim Rattenfänger von Hameln folgen dann diesem Einzelfall zahlreiche weitere Fälle nach, zum Beispiel *stehen bleiben* oder *liegen lassen*. Zur Unterstreichungen der Wichtigkeit eine Korrekturübung. Wenden Sie die alten Normen nach Duden 1991 an: Wo wurde zusammen-, wo getrennt geschrieben?

- (32) a. Da ist ein Fehler stehen_geblieben.
 b. Die Uhr ist stehen_geblieben.
 c. Die Autos sind trotz Grünlicht stehen_geblieben.
 d. Die Fußgänger sind trotz Rotlicht nicht stehen_geblieben.
 e. Du sollst bei der Begrüßung stehen_bleiben.
 f. Wo sind wir das letzte Mal stehen_geblieben?
 g. Nach dem Sturm sind nur ein paar Kiefern stehen_geblieben.
- (33) a. Er hat seinen Hut liegen_lassen.
 b. Er hat den Stein liegen_lassen.
 c. Sie haben uns links liegen_lassen.
 d. Wir haben das Dorf links liegen_lassen.
 e. Bei der Flucht haben sie alles liegen_ und stehen_lassen.

Wie viele Fehler haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser gemacht? – Sie wissen es nicht genau? Und es interessiert Sie auch nicht so sehr? Eben! Das Ergebnis in (31) lässt sich genau so deuten. Eigentlich ist die Schreibung „wurscht“, die Varianten fallen kaum auf. Wenn das Problem doch immer wieder diskutiert wird, liegt ein typischer Fall von *Verführung durch ein memoriertes atypisches Beispiel* vor (in unserem Fall *sitzen bleiben*) – ein Phänomen, das bei Normen und Normänderungen auch sonst immer wieder als Störfaktor auftaucht.

Getrennt- und Zusammenschreibung: Verb + Verb

- *Diagnose*: Die Varianz hat kaum Störpotenzial. Der Umgang mit dem Phänomen wird durch ein atypisches Schulbeispiel unnötig erschwert.
- *Lösungsvorschlag*: Die Regelung von 2006 kann beibehalten werden, also Getrenntschreibung als immer zulässiger Normalfall und fakultative Zusammenschreibung für diejenigen, die die Anzeige von übertragenem Gebrauch für wichtig halten. Im Zweifelsfall schreibe man hier getrennt (vgl. Duden 1, gelbe Hinterlegungen).

7 Getrennt- und Zusammenschreibung II

Die *suggestive Kraft von Einzelfällen* zeigt sich auch in der nächsten Fallgruppe, nämlich den Nomen-Verb-Verbindungen. Hier haben etwa sechs, sieben Einzelfälle – es sind wirklich nicht mehr! – überproportional viel Aufmerksamkeit gefunden, so dass man bei einzelnen Kritikern einen regelrechten Tunnelblick diagnostizieren möchte. Doch zunächst zur Faktenlage.

Deutsch hat zahlreiche *trennbare* Nomen-Verb-Verbindungen. Die große Masse wird groß- und getrennt geschrieben, siehe die folgenden Beispiele sowie die Liste im Anhang:

- (34) a. Amok laufen, Gefahr laufen, Ski laufen, Spießruten laufen, Sturm laufen
 b. Mauer stehen, Modell stehen, Pate stehen, Posten stehen, Red und Antwort stehen, Schlange stehen, Schmiere stehen, Wache stehen
 c. Auto fahren, Eisenbahn fahren, Zug fahren

Der Duden von 1991 kannte aber noch weitere Schreibungen, insgesamt mussten die Schreibenden damals mit den folgenden vier Mustern rechnen:

- (35) a. Getrennt + groß:
 Anteil nehmen → ich nehme Anteil, habe Anteil genommen
 b. Zusammen + klein:
 teilnehmen → ich nehme teil, ich habe teilgenommen
 c. Zwitter₁:
 radfahren → ich fahre Rad, ich bin radgefahren
 d. Zwitter₂:
 diät leben → ich lebe diät, ich habe diät gelebt

Für untrennbare Verbindungen ist unbestrittenermaßen nur Zusammenschreibung möglich (kein Rechtschreibproblem):

- (36) a. brandmarken → ich brandmarke / ich *marke brand
 b. schlussfolgern → ich schlussfolgere / ich *folgere schluss

Und aus grammatischer (!) Varianz folgt völlig konsequent orthografische Varianz:

- (37) a. gewährleisten ↔ wir gewährleisten das
 b. Gewähr leisten ↔ wir leisten dafür Gewähr

Für defektive Rückbildungen gilt seit je Zusammenschreibung:

- (38) a. Die FDP hat bei Schröder gelernt – der hatte ja auch noch die Wahl gewonnen, als die schon seinen Schreibtisch *zwangsräumten*.
 b. *Sie *räumten* seinen Schreibtisch *zwangs*.
 c. ?Sie *zwangsräumten* seinen Schreibtisch.
- (39) a. Für mich ist klar, dass da in den Ferien gewisse Dinge wiederholt werden müssen – in der 1. Klasse ist das noch nicht so, obwohl wir mit unserem Sohn auch gelesen und ein bisschen *kopfgerechnet* haben damals – ihm hat das Spaß gemacht.
 (Der einzige „echte“ Perfektbeleg im Februar 2014 – abgesehen von Grammatiken und Rechtschreiblehren ...)
- b. Früher waren Deutschlands Bahnschaffner zirkusreif. Noch im wackligsten D-Zug standen sie auf einem Bein im Gang, balancierten das dicke Kursbuch auf dem gelupften Knie, *kopfrechneten* Preise und kackelten Fahrkarten auf Kohlepapier.
 (Und noch der einzige „echte“ Präteritumsbeleg, ebenfalls Februar 2014 (und ebenfalls abgesehen von Grammatiken und Rechtschreiblehren))

Mit anderen Worten: Nur ein Teil der Nomen-Verb-Verbindungen sind ein orthografisches Problem. (Erscheinungen wie etwa diejenigen der soeben genannten defektiven Rückbildungen sind ein hochinteressantes grammatisches Problem – aber eben kein orthografisches.)

Bei der Überprüfung der kritischen Fallgruppe (35) in den 1980er und 1990er Jahren spielten die folgenden, teilweise antagonistischen Zielvorstellungen eine Rolle:

1. Normalfall stärken.
2. Zwitter streichen.
3. Klare Sonderfälle beibehalten (Musterbeispiel *teilnehmen*).
4. Anzahl der Sonderfälle so gering wie möglich halten.
5. Wenn möglich Eindeutigkeit erzielen.
6. In Übergangszonen Varianz.

Die Neuregelung 1996/2006 hatte Eindeutigkeit (Punkt 5) höher gewichtet als Varianz (Punkt 6). Und die Zwitter sind alle den Normalfällen zugeschlagen worden, daher auch *Rad fahren* (vgl. schon früher: *ich fahre Rad; Auto fahren, Eisenbahn fahren*). Ergebnis: Man muss sich nur eine begrenzte Anzahl von Zusammenschreibungen mit bestimmten Bestandteilen merken. Wo vorhanden, sind in den folgenden Listen zur Verdeutlichung jeweils auch verwandte trennbare Verbindungen genannt, für die der Normalfall der Getrennschreibung gilt:

- Konstant (1991, 1996, 2006):
 - (40) a. heim- (heimbringen, heimgehen, heimleuchten, heimsuchen, heimzahlen ...)
 - b. irre- (irreführen, irreleiten; außerdem: irrewerden)
 - c. preis- (nur: preisgeben)
↔ Ruhe geben, sich Mühe geben ...
 - d. stand- (nur: standhalten)
↔ Abstand halten, Rücksprache halten ...
 - e. statt- (nur: stattfinden, stattgeben, statthaben)
 - f. teil- (nur: teilhaben, teilnehmen)
↔ Anteil nehmen, Bezug nehmen ...
 - g. wett- (wettmachen)
 - h. wunder- (nur: wundernehmen)

- 1991 unterschiedlich (teilweise Zwitter) → 1996 getrennt → 2006 zusammen:
 - (41) a. eis- (nur: eislaufen)
↔ Ski laufen, Amok laufen, Sturm laufen ...
 - b. kopf- (nur: kopfstehen)
↔ Wache stehen, Schlange stehen ...
 - c. leid-, not- (nur: leidtun, nottun)
(Bei *leidtun* ist aus synchroner Sicht nicht klar, ob das Nomen *Leid* oder das defektive Adjektiv *leid* (wie in: Mir ist es *leid*, ausgelacht zu werden) zugrunde liegt. Die Zusammenschreibung von 2006 erspart den Schreibenden weitere grammatische Analysen.)

- 1991 zusammen → 1996 getrennt → 2006 Varianz, betroffen ist pro Verb jeweils nur eine einzige Verbindung:
 - (42) a. maß- oder Maß (nur: maßhalten / Maß halten)
↔ Schritt halten, Wort halten,
 - b. acht- oder Acht (nur: achtgeben / Acht geben)
↔ Obacht geben, Bescheid geben, Ruhe geben ...
 - c. halt- oder Halt (nur: haltmachen / Halt machen)
↔ Platz machen, Geschichte machen, Pleite machen ...

Stellt sich die Frage: Ist die Distribution angemessen? In der Folge wurde in der Fachliteratur (vom Feuilleton sei hier nicht die Rede) eifrig debattiert, aber teil-

weise mit einer eigenartigen Engführung auf wenige Beispiele, nämlich die sechs Verbindungen von (41) und (42) sowie *Rad fahren*.

Zu den konstruktiveren Vorschlägen gehört Fuhrhop (2007) und Fuhrhop/Peters (2013); ähnlich Suchsland (1999) und Jacobs (2005). Fuhrhop schlägt für die fraglichen Verbindungen einen Apparat von Proben vor (hier vom Schreiben den reformuliert):

- (43) Tests für X+V:
- a. Ist X mit anderen Verben kombinierbar?
 - b. Ist X artikelfähig?
 - c. Ist X attribulierbar?
 - d. Ist X negierbar mit *kein*? Mit *nicht*?
 - e. Ist X+V passivfähig?
 - f. Besetzen V und X die Satzklammer im V/2-Satz?
 - g. Ist X+V nicht unterbrechbar im V/E-Satz?
 - h. Ist X vorfeldfähig?

Problem:

- Mit diesen Tests lässt sich nur nachweisen, ob eine (Nominal-)Phrase vorliegt oder nicht.
- Die Tests liefern keine positiven Aussagen zum grammatischen Status von X: syntaktisches Element oder morphologisches? Liegt Univerbierung im syntaktischen Sinn vor? Liegt bei X Lexemspaltung vor? Welches ist die syntaktische, die lexikalische Kategorie von X? Liegt Inkorporation oder Exkorporation zugrunde?
- Die Tests wurden an der Masse der Nomen-Verb-Verbindungen zu wenig gegengeprüft (besonders gravierend bei Suchsland 1999).

Holen wir den letzten Punkt an zwei, drei Beispielen nach (zu den Zahlen siehe oben, Disclaimer):

- (44) a. „keinen Schritt hielt“
Google: 3
- b. „nicht Schritt hielt“
Google: 45.000
- Tests suggerieren Zusammenschreibung.
- (45) a. „kein Maß hielt“
Google: 268

- b. „kein maßhielt“
Google: 0
- c. „nicht Maß hielt“
Google: 30
- d. „nicht maßhielt“
Google: 3
- e. „das rechte Maß hielt“
Google: 8
- f. „das rechte Maß halten“
Google: 42.500

→ Tests suggerieren Grenzfall mit Tendenz zur Getrenntschreibung.

- (46)
- a. „nicht Bescheid wusste“
Google: 524.000
 - b. „nicht bescheidwusste“
Google: 8 (!)
 - c. „keinen Bescheid wusste“
Google: 534 (davon viele 18./19. Jahrhundert)
 - d. „Bescheid wusste niemand“
Google: ??? (ein Drittel Fehlbelege; auf Seite 1 ganz andere Zahlen als auf Seite 3)
- Tests suggerieren Grenzfall mit starker Tendenz zur Zusammenschreibung.

Und so weiter, man kann Tage und Wochen damit verbringen. So müssten in (46) wie auch bei den vorangehenden Fallgruppen auch noch Zwitterbeschreibungen (getrennt, aber klein) wie *bescheid wissen*, *sie wusste bescheid* geprüft werden. Trotzdem ein Zwischenfazit:

- Bei der geschlossenen Liste von 1996 ergeben sich keine Probleme.
- Wenn man sich an das Konzept von Fuhrhop hält, findet man nicht wenige Fälle, bei denen bisher kaum nachgewiesene, also völlig neue Schreibungen eingeführt werden müssten, und zwar vor allem neue Zusammenschreibungen. Siehe auch (49).
- Es zeigen sich sehr viele Zweifelsfälle mit unterschiedlich ausgeprägter Schlagseite, das heißt, die Varianz des Typs (42) müsste unter Umständen stark vermehrt werden. Allerdings ist gar nicht klar, wie viel Varianz in der Getrennt- und Zusammenschreibung überhaupt sinnvoll ist (wobei die Frage natürlich je nach Teilbereich unterschiedlich beantwortet werden kann).
- Die Konzentration in der Fachdiskussion auf suggestive Einzelfälle hat in eine Sackgasse geführt.

- Bei den Beurteilungen zeigen sich große individuelle Unterschiede, vgl. (44a) und (46c) oder auch das folgende Beispiel, bei dem der Vortragende mindestens drei Sterne setzen würde:

(47) Sprecher bestätigen mir, dass *ich bin kein brustgeschwommen* für sie akzeptabel ist.

Zum letzten Punkt: Die Einführung völlig neuer Schreibungen war meist – so auch bei Fuhrhop – gar nicht intendiert, vielmehr scheint der ganze Aufwand hauptsächlich dafür getrieben worden zu sein, dass die bisherige Schreibung bei den paar strittigen Einzelfällen gerettet werden kann. Wenn die Grammatik keine Argumente liefert, warum man die wiederholt erwähnte Verbindung *Rad fahren* anders schreiben sollte als *Auto fahren*, *Eisenbahn fahren*, *Zug fahren* usw., muss man eben zu anderen Kriterien greifen. Ein Fund aus der linguistischen Fachliteratur:

(48) In diesem Sinne möchte ich kurz *radfahren* und *autofahren* vergleichen: Ersteres durfte in der alten Rechtschreibung zusammengeschrieben werden, letzteres nicht. Möglicherweise ist dieser Unterschied vom Duden gemacht worden, es ist aber auch gut möglich, dass dieser Unterschied sich im Schreibverhalten gezeigt hat. Ein Unterschied kann meines Erachtens durchaus begründet werden: So ist der Radfahrer als solcher immer sichtbar, der Autofahrer nicht. Rad und Fahrer bilden eine sichtbare Einheit.

Es gibt aber auch Vertreter der Linguistik, die tatsächlich neue Schreibungen einführen wollen. Die Frage ist nur: Hat die Öffentlichkeit wirklich darauf gewartet?

- Günther (1997), Suchsland (1999):

(49) schlittschuhlaufen (ich laufe schlittschuh), gefahrlaufen (wir laufen gefahr), diät leben (wir leben diät), schlangestehen (wir stehen schlange), maschineschreiben (wir schreiben maschine), korrektur lesen (wir lesen korrektur), worthalten (ich halte wort)

- Eisenberg (1998, S. 323 f.):

(50) a. Karl will biertrinken *oder* Karl will Bier trinken
Aber nur: ... weil Karl Bier trinkt

- b. Karl muss sandschaufeln *oder* Karl muss Sand schaufeln
Aber nur: ... als Karl Sand schaufelte
- c. eislaufen, ..., amoklaufen, probesingen, schlangestehen, worthalten

Da kann man nur Suchsland (1999, S. 224) zitieren, natürlich unter Verweis auf (49):

- (51) „[...] es bedeutet einen Verlust an Schreibkultur, wenn angebliche Vereinfachungen eingeführt werden, die Intuitionen normaler Schreiber und Leser des Deutschen zuwiderlaufen.“

Getrennt- und Zusammenschreibung II: Nomen + Verb

- *Diagnose:* Normalfall + nicht eliminierbare Anzahl von Sonderfällen + Grenzfälle. Keine 1:1-Beziehung zwischen Syntax und Rechtschreibung (weder in der alten noch in der neuen Rechtschreibung). Eine einseitige Anzahl von Einzelfällen (*kopfsteht, eislaufen, Rad fahren* und zwei, drei weitere) hat den Blick aufs Ganze verstellt. Die Normen sind im Ganzen besser, als die zeitweilig wenig sachliche Diskussion vermuten ließ.
- *Lösungsvorschlag:* Bei einigen wenigen Einzelfällen ist die Einführung zusätzlicher Varianten denkbar. Rigide Normänderungen (gestern richtig, heute falsch) sind nicht sinnvoll.

8 Fazit

- Die in diesem Beitrag diskutierten Probleme waren von ganz unterschiedlicher Art. Der Schreibende hofft, dass das nicht verwirrt, sondern Freude auch an vertieften Einzeluntersuchungen geweckt hat.
- Sprachliche Erscheinungen im Bereich Norm und Varianz sind relevant für die Sprachbenutzer. Die Sprachwissenschaft muss ihnen dabei helfen: durch Aufklärung und durch Formulierung praktikabler Normen (unter Einschluss von Varianz).
- Normprobleme lassen sich weder mit starrem Konservatismus noch mit anarchistischer Freude an der bunten Vielfalt aus der Welt schaffen.
- Alle Normen des Sprachsystems sind zyklisch zu hinterfragen und zu diskutieren.
- Die Diskussion zu Norm und Varianz ist auch im Bereich Orthografie nicht abgeschlossen.

Literatur

- Bærentzen, Per (1995): Zum Gebrauch der Pronominalformen *deren* und *derer* im heutigen Deutsch. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 117, S. 199–217.
- Bærentzen, Per (2002): *Deren* oder *derer*? Versuch einer ehrenrettenden Richtigstellung. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 124, S. 44–47.
- Dammel, Antje/Nübling, Damaris (2006): The superstable marker as an indicator of categorial weakness. In: Folia Linguistica 40, S. 97–113.
- Di Meola, Claudio (1998): Semantisch relevante und semantisch irrelevante Kasusalternation am Beispiel von *entlang*. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 17.2, S. 204–235.
- Di Meola, Claudio (2000): Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. (= Studien zur deutschen Grammatik 62). Tübingen.
- Duden (1991): Der Duden in 12 Bänden. Bd. 1: Rechtschreibung der deutschen Sprache. 20., neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u.a.
- Duden-Grammatik (2009): Der Duden in 12 Bänden. Bd. 4: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarb. Aufl. Mannheim u.a.
- Eggers, Hans (1980): *Derer* oder *deren*? Zur Normenproblematik im Deutschen. In: Moderna Språk 74, S. 134–138.
- Eisenberg, Peter (1998): Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 1: Das Wort. Stuttgart/Weimar.
- Engelen, Bernhard (1999): *derer* oder *deren*? – Zur Normunsicherheit und ihrer Geschichte. In: Freudenberg-Findeisen, Renate (Hg.): Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. Linguistische und diaktische Aspekte der Grammatik. München, S. 89–110.
- Fuhrhop, Nanna (2007): Zwischen Wort und Syntagma. Zur grammatischen Fundierung der Getrennt- und Zusammenschreibung. (= Linguistische Arbeiten 513). Tübingen.
- Fuhrhop, Nanna/Peters, Jörg (2013): Einführung in die Phonologie und Graphematik. Stuttgart.
- Günther, Hartmut (1997): Alles Getrennte findet sich wieder – Zur Beurteilung der Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hg.): Die Rechtschreibreform. Pro und Kontra. Berlin, S. 81–94.
- Hennig, Mathilde/Löber, Melanie (2010): Benutzung und Benutzbarkeit von Grammatiken. In: Bons, Iris/Gloning, Thomas/Kaltwasser, Dennis (Hg.): Fest-Platte für Gerd Fritz. Universität Gießen. Internet: www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig_loeber_2010_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf (Stand: 16.9.2014).
- Ickler, Theodor (2013): *bis*. Beobachtungen zu einem grammatischen „Grenzgänger“. Internet: www.sprachforschung.org/ickler/index.php?show=news&id=1579 (Stand: 15.3.2014).
- Jacobs, Joachim (2005): Spatien. Zum System der Getrennt- und Zusammenschreibung im heutigen Deutsch. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 8). Berlin/New York.
- Kleiner, Stefan (2010): Zur Aussprache von nebetonigem *-ig* im deutschen Gebrauchsstandard. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 77, S. 259–303.
- Klotz, Manfred (1987): Dagegen hab' ich was: *-ik* statt *-ig*. In: Der Sprachdienst 31, S. 132–134.
- Leirbukt, Oddleif (1983): Über relativ-partitives *deren* und funktional Verwandtes im heutigen Deutsch. In: Askedal, John Ole et al. (Hg.): Festschrift für Laurits Saltveit zum 70. Geburtstag am 31. Dezember 1983. Oslo, S. 145–152.
- Lotze, Stefan/Gallmann, Peter (2009): Norm und Variation beim Konjunktiv II. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 222–239.
- Meinunger, André (2008): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“. Berlin.

- Meyer, Kerstin (1993): Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘. Untersuchungen zu einem Sprachratgeber des 19. Jahrhunderts. In: Sprachwissenschaft 18, S. 223–315.
- Najar, Margarete (1996): Ist die Unterscheidung von *deren* : *derer* ins Schleudern geraten?. In: Pérennec, Marie-Hélène (Hg.): Pro-Formen des Deutschen. (= Eurogermanistik 10). Tübingen, S. 111–121.
- Nübling, Damaris (1998a): Zur Funktionalität von Suppletion. In: Butt, Matthias/Fuhrhop, Nanna (Hg.): Variation und Stabilität in der Wortstruktur. Untersuchungen zu Entwicklung, Erwerb und Varietäten des Deutschen und anderer Sprachen. (= Germanistische Linguistik 141–142). Hildesheim u.a., S. 77–101.
- Nübling, Damaris (1998b): Wann werden die deutschen Präpositionen flektieren? Grammatikalisierungswege zur Flexion. In: Fabri, Ray/Ortmann, Albert/Parodi, Teresa (Hg.): Models of inflection. (= Linguistische Arbeiten 388). Tübingen, S. 266–289.
- Nübling, Damaris (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. (= Linguistische Arbeiten 415). Tübingen.
- Sandberg, Bengt (2004): Pronominaladverbien und finale damit-Sätze. Kritische, korpusbasierte Anmerkungen. (= Germanistische Schlaglichter, Neue Folge 1). Frankfurt a.M. u.a.
- Sitta, Horst (2000): Wie Sprachkritik nicht sein sollte. In: Niederhauser, Jürg/Szlek, Stanislaw (Hg.): Sprachsplitter und Sprachspiele. Nachdenken über Sprache und Sprachgebrauch. Festschrift für Willy Sanders zur Emeritierung. Bern, S. 251–266.
- Suchsland, Peter (1999): Soll man Kopf stehend und freudestrahlend Eis laufen? Linguistische Fußangeln der neuen deutschen Rechtschreibung. In: Skibitzki, Bernd/Wotjak, Barbara (Hg.): Linguistik und Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Gerhard Helbig zum 70. Geburtstag. Tübingen, S. 209–226.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.
- Zehetner, Ludwig (1988): Wider das Undingk. In: Der Sprachdienst 32, S. 41–43.

Anhang: Liste typischer Nomen-Verb-Verbindungen

Die folgende Liste zeigt typische Beispiele (es gäbe noch viel, viel mehr!). Kursiv: Bezug auf nominales Lexem angeblich gerissen (= Lexemspaltung). Unterstrichen: Status umstritten (→ amtlich: Varianz; → groß und getrennt als Normalfall).

Hand anlegen	Gefahr bringen	Probe fahren
Teilzeit arbeiten	Gewinn bringen	Rad fahren
<u>Recht</u> behalten	Phrasen dreschen	Schlitten fahren
<u>Unrecht</u> behalten	Furcht einflößen	Ski fahren
Bescheid bekommen	Anklage erheben	Zug fahren
<u>Recht</u> bekommen	Anspruch erheben	Feuer fangen
<u>Unrecht</u> bekommen	Aufsehen erregen	Fuß fassen
Veranlassung bestehen	Besorgnis erregen	Anklang finden
Stellung beziehen	Zustimmung erteilen	Annahme finden
Paroli bieten	Vertrauen erwecken	Aufnahme finden
Bahn brechen	Auto fahren	Beachtung finden

Berücksichtigung finden
 Gehör finden
stattfinden
 Unterstützung finden
 Zustimmung finden
 Fleisch fressen
Acht geben
 Antwort geben
 Ausschlag geben
 Bescheid geben
 Fersengeld geben
 Folge geben
 Gestalt geben
 Kontra geben
 Laut geben
 Mühe geben
 Obacht geben
preisgeben
 Raum geben
 Ruhe geben
 Schuld geben
stattgeben
 bankrottgehen (wohl A+V)
heimgehen
 parterre gehen
pleitegehen
Acht haben
 Angst haben
 Bange haben
 Recht haben
statthaben
teilhaben
Unrecht haben
 Veranlassung haben
 Abstand halten
 Ausschau halten
 Diät halten
 Einkehr halten
 Gericht halten
 Händchen halten
 Haus halten (→ ich halte
 Haus; ≠ haushalten →
 ich haushalte)
 Hof halten
Maß halten
 Rat halten
 Register halten
 Rücksprache halten
 Schritt halten

standhalten
 Stich halten
 Tuchföhlung halten
 Wort halten
 Zwiesprache halten
 Verdacht hegen
 Musik hören
 Radio hören
 Atem holen
 Hohn lachen
 Amok laufen
eislaufen
 Gefahr laufen
 Ski laufen
 Spießbruten laufen
 Sturm laufen
 Diät leben
 Wert legen
 Not leiden
 Abbitte leisten
 Folge leisten
 Gewähr leisten (→ ich leiste
 Gewähr; ≠ gewährleisten
 → ich gewährleiste)
 Verzicht leisten
 Vorschub leisten
 Widerstand leisten
irreleiten
 Korrektur lesen
 Zeitung lesen
 Angst (und Bange) machen
 Bange machen
 Bankrott machen
 Diät machen
 Epoche machen
 Ernst machen
 Geschichte machen
Halt machen
 Kippe machen
 Männchen machen
 Mitteilung machen
 Platz machen
 Pleite machen
 Schluss machen
 Station machen
wettmachen
 Abschied nehmen
 Anteil nehmen
 Bezug nehmen

Einblick nehmen
 Einfluss nehmen
 Kenntnis nehmen
 Rücksicht nehmen
 Stellung nehmen
teilnehmen
wundernehmen
 Tacheles reden
 Wellen reiten
 Dank sagen (→ ich sage Dank;
 ≠ danksagen → ich
 danksage)
 Staub saugen (→ ich sauge
 Staub; ≠ staubsaugen →
 ich staubsauge)
 Kegel schieben
 Wache schieben
 Freundschaft schließen
 Frieden schließen
 Atem schöpfen
 Maschine schreiben
 Stein und Bein schwören
 Modell sitzen
 Feuer speien
 Golf spielen
 Karten spielen
 Klavier spielen
 Bock springen
kopfstehen
 Mauer stehen
 Modell stehen
 Pate stehen
 Posten stehen
 Red und Antwort stehen
 Schlange stehen
 Schmiere stehen
 Wache stehen
 Laub tragen
 Rechnung tragen
 Schuld tragen
 Sorge tragen
 Vorbereitungen treffen
 Handel treiben
leidtun (wohl A+V)
nottun
 Nachsicht üben
 Unheil verkünden
 Bescheid wissen

Stefan Engelberg (Mannheim)

Quantitative Verteilungen im Wortschatz

Zu lexikologischen und lexikografischen Aspekten eines dynamischen Lexikons

Abstract: Das Lexikon menschlicher Sprachen basiert auf quantitativen Verteilungen, die sich am Zipfschen Gesetz orientieren: Wenige Lexeme werden extrem häufig verwendet und sehr, sehr viele Lexeme sind extrem selten. Auch funktional zusammenhängende Teilwortschätze wie Wörter einer bestimmten Wortart, Verben, die in einem bestimmten Argumentstrukturmuster auftreten, oder Komposita zu einem bestimmten Grundwort zeigen ähnliche Frequenzverteilungen, weisen aber auch jeweils typische Abweichungen von einer Zipfschen Verteilung auf.

Zipfnahe Verteilungen sind charakteristisch für dynamische, selbstorganisierende Systeme, und Veränderungen im Wortschatz oder in Teilwortschätzen sind insofern auf der Basis solcher Verteilungen zu interpretieren. Der Artikel plädiert dafür, lexikologischen Sprachdokumentationen ein dynamisches Lexikonkonzept zugrunde zu legen, in dem die Verteilungscharakteristika als Grundlage der Wortschatzstruktur eine zentrale Rolle spielen.

1 Zur Dokumentation des deutschen Wortschatzes

Die zentrale Aufgabe des Instituts für Deutsche Sprache ist es, „die deutsche Sprache in ihrem gegenwärtigen Gebrauch und in ihrer neueren Geschichte wissenschaftlich zu erforschen und zu dokumentieren“.¹ Die Abteilung Lexik des IDS ist dieser Aufgabe insbesondere hinsichtlich ihres dokumentarischen Teils bisher vor allem in Form lexikografischer Arbeiten nachgekommen, die Teile des deutschen Wortschatzes in Form gedruckter oder internetbasierter Wörterbücher beschreiben. Mit ihrer auf das einzelne Lexem fokussierenden Darstellungsweise können Wörterbücher systematische Eigenschaften des Wortschatzes natürlich nur eingeschränkt erfassen. In diesem Aufsatz soll es darum gehen, Aspekte der quantitativen Verteilung des Wortschatzes und seiner daraus erwachsenden Dynamik darzustellen, die in den bisherigen Wortschatzdarstellungen

¹ So die Satzung des IDS in ihrer Fassung vom 12.3.2014.

des IDS nur eine sehr eingeschränkte Rolle gespielt haben, für die Struktur des Wortschatzes aber von grundlegender Bedeutung sind und daher in seiner Beschreibung auch nicht fehlen dürfen.

Die Ermittlung von quantitativen Verteilungen lexikalischer Einheiten in Korpora gehört – zum Beispiel in Form von Wortfrequenzbestimmungen oder Kookkurrenzanalysen – durchaus schon seit längerer Zeit zum Handwerkszeug lexikologischer Forschung und lexikografischer Praxis. Darüber hinaus gibt es eine lange Forschungstradition in der quantitativen Linguistik, die elementare quantitative Strukturen im Wortschatz aufzudecken versucht (siehe etwa Altmann et al. 2002). Diese Forschungen haben aber kaum Eingang in die germanistische Wortschatzforschung gefunden, sei sie nun eher philologisch oder lexikontheoretisch ausgerichtet. In dem vorliegenden Aufsatz sollen einige grundlegende quantitative Wortschatzverteilungen anhand verschiedener lexikalischer Phänomene illustriert werden und hinsichtlich ihres Potenzials zur Aufdeckung der Struktur des deutschen Wortschatzes und seiner Dynamik besprochen werden.

Abschnitt 2 ist grundlegenden Eigenschaften der quantitativen Verteilung des Wortschatzes gewidmet. In Abschnitt 3 werden Besonderheiten in der Verteilung verschiedener funktional zusammenhängender Teilwortschatze dargestellt. In Abschnitt 4 wird es dann darum gehen, zu zeigen, inwiefern spezifische quantitative Verteilungsmuster eine Analyse der synchronen Dynamik des Wortschatzes unterstützen. In der abschließenden Diskussion in Abschnitt 5 wird erörtert, welche Eigenschaften ein als dynamisch verstandenes Lexikon hat und ob traditionelle lexikografische Formate eigentlich geeignet sind, ein solches Lexikon abzubilden.²

2 Verteilungen im Wortschatz

Betrachtet man den Bestand und die Häufigkeit von Lexemen in Korpora beliebiger Größe, so ist zu beobachten, dass Lexeme sich extrem in ihrer Gebrauchshäufigkeit unterscheiden. Solche Frequenzunterschiede sind Gegenstand dieses Abschnitts. Dazu sollen zunächst zwei Grundtypen quantitativer Verteilungen illustriert werden, die Gaußsche Verteilung (Normalverteilung) und die Zipfsche Verteilung.

² Für Kommentare und Diskussionen zu den in diesem Aufsatz dargestellten Phänomenen sei Alexander Koplenig und Irene Rapp gedankt.

Die Gaußsche Verteilung ist dadurch charakterisiert, dass die meisten Werte nahe am arithmetischen Mittel liegen, und das arithmetische Mittel mit dem Median (dem an mittlerer Stelle stehenden Wert, wenn alle Werte der Größe nach sortiert werden) und dem Modalwert (dem am häufigsten auftretenden Wert) zusammenfällt. Die Verteilung spiegelt sich dabei symmetrisch am arithmetischen Mittel, und die Ratio höchster Wert/niedrigster Wert ist üblicherweise sehr viel niedriger als die entsprechende Ratio in den unten zu besprechenden Zipfschen Verteilungen. Typische Beispiele sind die Verteilung von Intelligenzquotienten und die von Körpergrößen. So sind die meisten Menschen ungefähr mittelschlau und mittelgroß.³ Abbildung 1 zeigt die Verteilung von Körpergrößen bei Frauen. Die gemessene Verteilung ist eine Näherung an die Gaußsche Glockenkurve.

Abb. 1: Prozentualer Anteil von Frauen an Körpergrößenklassen im Jahr 2006⁴

Vergleichbare Verteilungen lassen sich auch bei sprachlichen Daten beobachten: In einem deutschsprachigen Zeitungskorpus (ca. 15 Mio. Textwörter) der Leipziger Korpus Collection kommt das Wort *Mannheim* 438-mal vor. Da die Leipziger Korpora aus zufällig ausgewählten Einzelsätzen aus Online-Zeitungen und ande-

³ Andere Beispiele für Gauß-verteilte Daten sind etwa die Verteilung von gemessenen PKW-Geschwindigkeiten auf einer Landstraße (Newman 2005) oder die Exemplarstreuung innerhalb natürlicher Arten bezüglich körperlicher Merkmale und Verhalten.

⁴ Die Daten entstammen dem sozioökonomischen Panel. Zitiert nach: Seite „Körpergröße“. In: Wikipedia, Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 9. April 2014, 17:51 UTC. Internet: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=K%C3%B6rpergr%C3%B6%C3%9Fe&oldid=129366723> (Stand: 21.4.2014, 11:12 UTC).

ren Internet-Texten bestehen und generell zudem davon auszugehen ist, dass in solchen Texten immer mal wieder zu verschiedenen Anlässen über Mannheim berichtet wird, kann man erwarten, dass *Mannheim* in gleich großen Teilen dieses Korpus auch etwa gleich oft vorkommt. Teilt man nun im Rahmen einer Reliabilitätsprüfung das Korpus sukzessive in 50 gleichgroße Partitionen L01 bis L50 und überprüft das Vorkommen des Wortes *Mannheim* in jeder dieser Partitionen, so ergibt sich folgende Verteilung:

P	f	P	f	P	f	P	f	P	f
L01	8	L11	4	L21	9	L31	6	L41	9
L02	9	L12	10	L22	8	L32	13	L42	9
L03	4	L13	6	L23	9	L33	11	L43	2
L04	10	L14	6	L24	9	L34	6	L44	5
L05	10	L15	10	L25	4	L35	14	L45	10
L06	7	L16	5	L26	10	L36	9	L46	8
L07	8	L17	12	L27	8	L37	15	L47	7
L08	8	L18	6	L28	13	L38	7	L48	12
L09	10	L19	18	L29	14	L39	7	L49	7
L10	10	L20	12	L30	6	L40	10	L50	8

Tab. 1: Häufigkeit (f) des Lexems *Mannheim* in 50 Partitionen (P) des deutschsprachigen Zeitungskorpus aus der Leipziger Korpus Collection

Abb. 2: Zuordnung der 50 Korpuspartitionen zu Häufigkeitsklassen; die x-Achse zeigt die Häufigkeitsklassen (K1–3: Partitionen, in denen *Mannheim* 1–3mal vorkommt, K 4–6: Partitionen, in denen *Mannheim* 4–6mal vorkommt, etc.), die y-Achse die Anzahl von Partitionen in jeder Klasse (Spektraldarstellung)

Wenn man sich die Verteilung in Tabelle 1 anschaut, so zeigt sich, dass die meisten Partitionen eine *Mannheim*-Frequenz nahe am Mittelwert aufweisen. In Abbildung 2 sind die Partitionen Klassen zugeordnet, die die Häufigkeiten des Vorkommens von *Mannheim* widerspiegeln. Die Abbildung zeigt eine Näherung an die Gaußsche Glockenkurve. Median (= 9), Modus (= 10) und Mittelwert (= 8,76) sind fast identisch, und die Kurve ist annähernd symmetrisch.

Bei dieser Sichtweise auf die Daten werden auf der x-Achse die Häufigkeitsklassen präsentiert und auf der y-Achse die Anzahl der Partitionen in den jeweiligen Klassen. Dies ist die Spektraldarstellung der Daten. Wir können die Daten aber auch auf andere Weise darstellen. So wie wir Personen wie die Orgelpfeifen nach Größe geordnet nebeneinanderstellen können, lassen sich auch die einzelnen Korpuspartitionen, geordnet nach der Häufigkeit der *Mannheim*-Vorkommen, auf der x-Achse nebeneinander präsentieren, so wie in Abbildung 3. Auf der y-Achse wird dann die Häufigkeit des Wortes *Mannheim* in den einzelnen Partitionen abgetragen.

Abb. 3: Korpuspartitionen geordnet nach der Häufigkeit des Wortes *Mannheim* (Rangdarstellung)

Diese Orgelpfeifenanordnung der Daten wird als Rangdarstellung bezeichnet.⁵ Im Falle einer Gauß-Verteilung sehen wir hier nicht die typische Glockenkurve, sondern eine Kurve, die einem – meist nur schwach gekrümmten – auf den Rücken gefallen S ähnelt.

Über solche Distributionsphänomene wie das gerade geschilderte hinaus sind für den Wortschatz allerdings bekanntlich nicht Gaußsche, sondern Zipf-

⁵ Zur „Spektralverteilung“ und „Rangverteilung“ vgl. auch Tuldava (1998, S. 36).

sche Verteilungen typisch. Zipfsche Verteilungen sind dadurch charakterisiert, dass einige wenige Einheiten sehr häufig auftreten und extrem viele Einheiten äußerst selten. In einer Zipfschen Verteilung ist das zweithäufigste Element halb so häufig wie das häufigste, das dritthäufigste ein Drittel so häufig wie das häufigste usw. (Zipf 1949, S. 22 ff.). Weist man Wörtern gemäß ihrer Häufigkeit einen Häufigkeitsrang r zu, so ergibt sich die Häufigkeit eines Wortes an Rang r wie folgt, wobei α eine (im gegebenen Fall empirisch zu ermittelnde) Konstante ist, die ungefähr 1 beträgt:

$$\text{Zipf's Gesetz: } f(r) = 1 / r^\alpha$$

Das heißt, die Auftretenswahrscheinlichkeit eines Wortes ist umgekehrt proportional zu seinem Häufigkeitsrang. Die Verteilung ist nicht symmetrisch; der Mittelwert ist dem niedrigsten Wert deutlich näher als dem höchsten; Median und Modalwert liegen noch einmal deutlich unter dem Mittelwert. Angewandt auf Wortverteilungen in Korpora mittlerer Größe, ist der Modalwert gewöhnlich 1, der Median 1 oder 2.

Auch für zipfnahe Verteilungen kann man die Spektraldarstellung und die Rangdarstellung verwenden: Zur Illustration sollen hier die Frequenzen der Wortformtypen in Kafkas Erzählung „Der Heizer“ dienen. Der Text besteht aus 10.014 Textwörtern, die 2.652 Wortformtypen zugeordnet sind. Die Frequenzen der Wortformtypen liegen zwischen 1 und 300 (*der*); der Mittelwert beträgt 3,81, Median und Modalwert sind jeweils 1. In der Rangdarstellung stellt sich die Verteilung wie in Abbildung 4 dar.

Abb. 4: Häufigkeitsverteilung der 2.652 Wortformtypen in Kafkas Erzählung „Der Heizer“; y-Achse: Wortformfrequenz, x-Achse: Häufigkeitsrang der Wortformen (Rangdarstellung)

Auch hier können wir Häufigkeitsklassen bilden, um die Daten in der Spektraldarstellung zu präsentieren. Teilen wir das Frequenzspektrum (0–300) in Zehnerschritten auf, so stellt sich die Verteilung wie in Abbildung 5 dar.⁶

Abb. 5: Häufigkeitsverteilung der 2.652 Wortformtypen in Kafkas Erzählung „Der Heizer“ (Spektraldarstellung); auf der x-Achse sind die 30 Größen-Klassen (in 10er Schritten) repräsentiert, auf der y-Achse die Anzahl der Wortformtypen in den einzelnen Klassen

Die Spektraldarstellung zeigt bei absteigender Ordnung der Größenklassen eine extrem linksschiefe, die Rangdarstellung eine extrem rechtsschiefe Verteilung. Beide Darstellungen reflektieren die extreme Ungleichverteilung der Wortformtypen. Von den 2.652 Wortformtypen treten 2.481 (93,55%) nur 1–10-mal auf; 1.775 (= 66,93%) kommen nur einmal vor.

In Abbildung 6 kann man in typisierter Form sehen, wie sich die Gaußsche und die Zipfsche Verteilung in den beiden Darstellungsformen zueinander verhalten. Die Differenzierung in die beiden Darstellungen ist insofern relevant, als Gaußsche Verteilungen meist in der Spektraldarstellung dargeboten werden, in der ja die typische Glockenkurve der Normalverteilung zum Ausdruck kommt, während Zipfsche Verteilungen häufiger in der Rangdarstellung ihren Ausdruck finden.

⁶ Die Darstellung dient hier nur zur Illustration einer Spektraldarstellung; wie Häufigkeitsklassen sinnvollerweise für lexikologische Zwecke zu konstruieren sind, wird etwa in Perkuhn/Keibel/Kupietz (2012) beschrieben.

Abb. 6: Vergleich von typisierten Gaußschen und Zipfschen Verteilungen in der Rang- und der Spektraldarstellung

So dramatisch die Abbildungen 4 und 5 die Verteilungen auch darstellen, so wenig lassen sie doch an interessanten Details erkennen, die einen Vergleich mit anderen empirisch ermittelten Verteilungen erlauben würden. Um dies zu ermöglichen, soll zunächst ein Vergleich mit einer idealen Zipf-Verteilung Übereinstimmungen mit und Abweichungen von der Zipfschen Funktion erkennen lassen. Die ideale Zipf-Verteilung für eine gegebene Typen- und Tokenanzahl berechnet sich über die harmonische Reihe, wobei r der Rang ist, LN der natürliche Logarithmus, TYP die Anzahl an Typen und TOK die Anzahl an Token:⁷

$$\begin{aligned} &\text{Normierungsfaktor für Zipfsche Verteilung} \\ &= (1 / (r \cdot \text{LN}(1,78 \cdot TYP))) \cdot TOK \end{aligned}$$

Dies sei hier wieder illustriert am Beispiel von Kafkas Erzählung „Der Heizer“. In Abbildung 7 sind für die 50 häufigsten Wortformen in Kafkas Text (*die, der, und, ist, ..., alles, des, dieser, dort*) die tatsächliche und die Zipfsche Verteilung zu sehen.

Die Darstellung zeigt, dass etwa ab Rang 10 die Wortformen sehr nahe an der erwarteten Verteilung liegen, die Wortformen auf niedrigeren Rängen aber deutlich weniger häufig vorkommen als bei einer Zipfschen Verteilung zu erwarten wäre.

⁷ Siehe dazu etwa Baayen (2001, S. 15 f.).

Abb. 7: Häufigkeitsverteilung der 50 häufigsten Wortformtypen in Kafkas Erzählung „Der Heizer“ (Rangdarstellung); schwarze Linie: tatsächliche Verteilung; graue Line: ideale Zipf-Verteilung

Bei der Darstellung der Verteilung des gesamten Typenbestands wie in Abbildung 4 entsteht bei großer Typenanzahl das Problem, dass zipfnahe Verteilungen immer mehr oder weniger als rechter Winkel erscheinen. Details sind hier kaum zu erkennen. Für Verteilungen mit vielen Datenpunkten werden daher doppellogarithmische Darstellungen der Verteilungen verwendet, d.h. auf x- und y-Achse werden der Logarithmus der Häufigkeit und der Logarithmus des Wortrangs dargestellt. Die Zipfsche Verteilung stellt sich nun als eine Gerade dar und die tatsächliche Verteilung als eine mehr oder weniger große Annäherung an diese Gerade. Abbildung 8 illustriert das für den „Heizer“.

Abb. 8: Häufigkeitsverteilung der Wortformtypen in Kafkas Erzählung „Der Heizer“ (doppellogarithmische Rangdarstellung); schwarze Linie: tatsächliche Verteilung; graue Line: ideale Zipf-Verteilung

In der logarithmisierten Darstellung lassen sich nun die für Wortschatzverteilungen typischen Abweichungen der tatsächlichen von der Zipfschen Verteilung gut beobachten: Bei den hochfrequenten Wortformen liegt die tatsächliche Frequenz deutlich niedriger als in einer Zipfschen Verteilung, im mittleren Bereich dagegen etwas höher. Zur besseren Erfassung dieser empirischen Abweichungen von der Zipfschen Verteilung sind eine Reihe von Varianten des Zipfschen Gesetzes vorgeschlagen worden, etwa die Zipf-Mandelbrot-Verteilung⁸ (siehe etwa Tuldava 1998, S. 61 ff.) oder das Modified Power Law (Naranan/Balasubrahmanyam 2005, S. 718).

Wie an den obigen Beispielen erkennbar, sind die tatsächlich gefundenen Verteilungen natürlich immer nur Annäherungen an die Zipfsche Verteilung. Abhängig von verschiedenen Parametern weichen die tatsächlichen Verteilungen zum Teil auch systematisch von einer Zipfschen Verteilung ab (siehe z.B. Ferrer i Cancho 2005, S. 250). Zu diesen Parametern gehören unter anderem die Sprache mit ihrer jeweils charakteristischen Wortbildungsmorphologie, die Textsorte oder auch der Sprechertyp: So zeigen Kinder in verschiedenen Stadien des Spracherwerbs charakteristische Abweichungen, und Schizophrene weisen typische Verteilungsauffälligkeiten abhängig vom Erkrankungstyp auf (Ferrer i Cancho 2005, S. 249).

Zipfnahe Verteilungen finden sich in Korpora aller Größen, wobei sich die Verteilungen mit zunehmender Korpusgröße langsam verändern (vgl. etwa Tuldava 1998, S. 75). So gilt bei ansonsten gleichen Rahmenbedingungen, dass der Anteil an Hapax Legomena in einem kleinen Korpus größer ist als in einem großen Korpus. Typischerweise liegt dieser Anteil bei rund der Hälfte der Lexeme.

Die Zipfsche Verteilung mit ihrer hohen Anzahl geringfrequenter Lexeme wird auch reflektiert in den erheblichen Unterschieden zwischen der Anzahl der in Wörterbüchern lemmatisierten Lexeme und der Anzahl der verschiedenen Lexeme, die sich selbst in Korpora mittlerer Größe finden lassen. Große Wörterbücher des Gegenwartsdeutschen haben um die 200.000 Stichwörter. Klein (2013, S. 19) schätzt den Umfang des zehnbändigen Duden (Duden 1999) ohne Verweislemmata auf ca. 175.000 Stichwörter; der sechsbändige Brockhaus-Wahrig (Wahrig 1980–1984, S. 5) verzeichnet nach eigenen Angaben 220.000 Lemmata. Tabelle 2 zeigt demgegenüber die Anzahl an Lexemen, die sich in kleinen und mittelgroßen Korpora ermitteln lässt, in zwei Zeitungskorpora, „Die Welt“ (= RZ; Rosengren 1972, 1977) und die „Süddeutsche Zeitung“ (= SZ; Evert/Baroni 2005) und in einem „Berichtskorpus“ aus Texten verschiedener Textsorten (= BK, Klein 2013).

⁸ In der Zipf-Mandelbrot-Verteilung wird der Rang r um einen Faktor β verschoben (Mandelbrot 1961):

Zipf-Mandelbrot-Gesetz: $f(\mathbf{r}) = 1 / (\mathbf{r} + \beta)^\alpha$

Korpus	Textwörter	Wortformtypen	Lexeme
RZ	0,0024 Mrd.	0,146 Mio.	0,102 Mio.
SZ	0,2261 Mrd.	2,585 Mio.	1,809 Mio.
BK	1,0000 Mrd.	7,612 Mio.	5,328 Mio.

Tab. 2: Anzahl der Wortformtypen und der Lexeme in Korpora verschiedener Größe⁹

Man sieht, dass schon in einem eher kleinen Korpus wie SZ mit einer viertel Milliarde Textwörter der Lexembestand etwa zehnmal höher ist als in den größten deutschen Standardwörterbüchern. Das Deutsche Referenzkorpus am IDS hat 2014 knapp 25 Mrd. Textwörter, ist also mehr als 100mal so groß. In welchem Maße sich der Lexembestand mit wachsender Korpusgröße erhöht, ist allerdings bisher nur ansatzweise bekannt.¹⁰

3 Verteilungen in Teilwortschätzen

Zipfnahe Verteilungen lassen sich aber nicht nur für den Gesamtwortschatz einzelner Korpora feststellen, sondern auch für viele funktional zusammenhängende Teilwortschätze. Abbildung 9 zeigt die Häufigkeitsverteilung der Adjektivlexeme in einem Korpus gesprochener Sprache.¹¹ Insgesamt weist das Korpus 3.754 Adjektivlexeme mit insgesamt 36.981 Vorkommen auf. Häufigstes Lexem ist *gut* mit 2.688 Vorkommen.

Man sieht hier eine Verteilung, wie sie auch für den Gesamtwortschatz typisch ist, mit Werten im oberen und unteren Frequenzbereich unterhalb der Zipf-Verteilung und im mittleren Bereich leicht darüber.

⁹ Die Anzahl an Wortformtypen wurde mithilfe entsprechender korpuslinguistischer Werkzeuge ermittelt. Die Lexemanzahl in SZ und BK ergibt sich aufgrund der Annahme, dass die Anzahl an Lexemen ca. 30% unter der der Wortformtypen liegt. Die Annahme entspricht sowohl Kleins (2013) Überprüfung als auch den Zahlenverhältnissen in Rosengrens (1972, S. 1315, 1977, S. 1961) Korpora.

¹⁰ Vgl. zu einer Diskussion verschiedener Maße Evert/Baroni (2005) und zu den Problemen bei der Lemmatisierung großer Korpora Stadler (ersch. demn.).

¹¹ FOLK-Korpus, Institut für Deutsche Sprache; Stand: Dezember 2013. Es ist hier zu berücksichtigen, dass bei einigen der hochfrequenten Lexeme nicht zwischen ihrer Funktion als Adjektiv und als Gesprächspartikel unterschieden wurde.

Abb. 9: Verteilung der Adjektive im FOLK-Korpus (doppellogarithmische Rangdarstellung); auf der x-Achse die Rangstellen, auf der y-Achse die Häufigkeiten der Adjektive

Je nach Art des gewählten Wortschatzausschnitts zeigen sich allerdings unterschiedliche Arten von Abweichungen von Zipfschen Verteilungen, die im Folgenden an verschiedenen Beispielen illustriert werden sollen. Kleine relativ geschlossene Wortschatzausschnitte, wie etwa bestimmte Klassen von Funktionswörtern, weisen Verteilungen auf, die den Verteilungen von Graphemen oder Phonemen ähneln, die ja ebenfalls kleine, geschlossene Klassen konstituieren. Der für Zipfsche Verteilungen typische lange Schweif von niedrigfrequenten Einheiten ist hier wenig ausgeprägt. Diese Verteilungen werden nach Naranan/Balasubrahmanyam (2005, S. 729) besser durch das „cumulative modified power law“ beschrieben.

Auch die hohe Produktivität von Komposita relativ zu bestimmten Grundwörtern spiegelt sich in charakteristischen Verteilungskurven. Abbildung 10 zeigt die Ergebnisse einer Korpusuntersuchung zur Häufigkeit von Komposita zum Grundwort *gelb*. Eine Suche in DEREKO ergab 30.995 Token, die nach manueller Überarbeitung 1.106 *gelb*-Lexemen zugeordnet werden konnten. Die frequentesten sind *blaugelb* (3.046 Vorkommen), *goldgelb* (2.905) und *rotgelb* (2.221). Um auch einen Eindruck von den Hapax Legomena wiederzugeben, sei hier eine Auswahl aufgelistet: *biedermeiergelb*, *bonbongelb*, *dotterblütengelb*, *dudengelb*, *eiercognacgelb*, *elementargelb*, *emmentalergelb*, *erdnussgelb*, *feuriggelb*, *flippiggelb*, *gehirnhöhlen-eitergelb*, *grünblassgelb*, *hellhoniggelb*, *hellviolette-senfgelb*, *inkagoldgelb*, *jasmin-gelb*, *kalaharigelb*, *knackgelb*, *knuspriggelb*, *limonadengelb*, *löwenzahnblütengelb*, *meranogelb*, *mitrauchergelb*, *nickeldioxingelb*, *oktobergelb*, *ostfriesengelb*, *peach-gelb*, *prachtvollgelb*, *quietscheentenknallegelb*, *reineclaudengrün-gelb*, *safarigelb*, *sepiangelb*, *softrosadottergelb*, *telefonbuchgelb*, *urgelb*, *vanillepuddinggelb*, *wonne-gelb*, *zahnsteingelb*, *zitronenchromgelb*.

Abb. 10: Verteilung von Komposita, die auf *-gelb* enden (doppellogarithmische Rangdarstellung)

Die Darstellung illustriert einen hohen Anteil an niedrigfrequenten Lexemen, deren Frequenz unter dem Zipfschen Erwartungswert liegt; der Anteil der Hapax legomena beträgt 56,51%. Die hoch- bis mittelfrequenten, vermutlich lexikalisierten Komposita liegen dagegen über den Zipfschen Werten.

Besonderheiten anderer Art zeigen sich dagegen bei Argumentstrukturmustern und den Verben, die in ihnen auftreten. Aus quantitativen Untersuchungen wissen wir, dass Argumentstrukturen Verben in sehr unterschiedlich starkem Maße anziehen (Stefanowitsch/Gries 2003; Engelberg 2015). Dies sei illustriert am Beispiel der Ditransitivkonstruktion im Englischen (Bsp. 1, Abb. 11), des Split-Stimulismusters mit *an* bei deutschen Psych-Verben (Bsp. 2, Abb. 3) und der direkten und indirekten Redeeinleitung im Deutschen (Bsp. 3, Abb. 13).¹²

- (1) a. NP¹ V NP² NP³
 b. she gave / told / sent / ... him something

¹² Zu den Details der Datenerhebungen zur Ditransitivkonstruktion (basierend auf dem BNC), zum gespaltenen Stimulus (basierend auf DEREKo) und zur Redewiedergabe (basierend auf einem Erzähltextkorpus) vgl. Stefanowitsch/Gries (2003), Engelberg (ersch. demn.) bzw. Jäger (1968). Die Untersuchungen zur Ditransitivkonstruktion und zum gespaltenen Stimulus operieren mit verschiedenen Assoziationsmaßen und nicht mit den absoluten Frequenzen, die hier zur Illustration der Verteilungen herangezogen werden.

Abb. 11: Verben in der englischen Ditransitivkonstruktion (Rangdarstellung); 30 Typen, 931 Token (Daten aus Stefanowitsch/Gries 2003, S. 229)

- (2) a. $NP^{nom} V NP^{akk/dat} PP^{an}$
 b. das gefällt ihr / fasziniert sie / stört sie / ... an ihm

Abb. 12: Verben in der deutschen Split-Stimulus-Konstruktion mit *an* (Rangdarstellung); 26 Typen, 938 Token (Daten aus Engelberg ersch. demn.)

- (3) a. $NP^{nom} V Rede^{dir/indir}$
 b. sie sagt / erklärt / meint / ..., daß ...
 c. sie sagt / erklärt / meint / ...: „...“

Abb. 13: Verben in direkter oder indirekter Redeeinleitungskonstruktion (Rangdarstellung); 33 Typen, 691 Token (Daten aus Jäger 1968, S. 248 f.)

Die drei Beispiele illustrieren, dass Argumentstrukturmuster oft eine Verteilung aufweisen, die insbesondere bezüglich des rangniedrigsten Verbs (hier *give*, *gefallen* und *sagen*) eine Frequenz deutlich über der Zipf-Verteilung zeigt.

Abweichungen, die in noch stärkerem Maße in die gleiche Richtung weisen, also eine weit über Zipfschen Erwartungen liegende Häufigkeit des rangniedrigsten Elements zeigen, finden sich bei festen Wendungen. Dass die Vorstellung von der Festigkeit von „festen“ Wendungen einer erheblichen Korrektur bedarf, hat vor allem Steyer in vielen Studien nachgewiesen (vgl. v.a. Steyer 2013). So zeigt etwa eine Korpusstudie, dass die usuelle Wortverbindung (*Dein*) *Wort in Gottes Ohr* allein an der Position „Gottes“ 60 weitere Füllungen aufweist, die alle jeweils nur einmal (56 Füllungen) oder zweimal (4 Füllungen) belegt sind, z.B.: *dein Wort in Allahs/des Politikers/Henkels/des Wählers/Toyotas/... Ohr*. Demgegenüber stehen 73 Belege mit der kanonischen Füllung *Gottes*.¹³ Knapp die Hälfte der 137 Korpusbelege zeigen also Varianz allein an dieser einen Position der Wendung. Die Verteilung der Füllwörter entfernt sich allerdings erwartungsgemäß extrem von einer Zipfschen Verteilung (siehe Abb. 14).

¹³ Wortverbindungen online. Plattform des Projekts Usuelle Wortverbindungen. Internet: wvonline.ids-mannheim.de/wvfelder/koerper/ohr (Stand: 13.8.2013).

Abb. 14: Verteilung der Slotfüller in *(Dein) Wort in ___ Ohr*

Die in diesem Abschnitt skizzierten Phänomene zeigen, dass auch funktional zusammenhängende Teilwortschätze und in paradigmatischen Beziehungen stehende Mengen von Slotfüllern in sprachlichen Mustern Verteilungen aufweisen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass einige wenige Wörter sehr häufig und viele andere sehr selten auftreten. Es wurde aber auch deutlich, dass die Verteilungen dabei in für die jeweiligen Phänomene charakteristischer Weise von einer Zipfschen Verteilung abweichen.

4 Selbstorganisation und Dynamik

Veränderungen in der Sprache finden Ihren Niederschlag darin, dass sprachliche Formen, Strukturen und Bedeutungen zu einem bestimmten Zeitpunkt in sprachlichen Äußerungen innerhalb bestimmter Kontexte auftreten, in denen sie vor oder nach diesem Zeitpunkt nicht oder nicht in demselben Maße aufgetreten sind. Sprachlicher Wandel hat also mit quantitativen Verteilungen von sprachlichen Einheiten – gegebenenfalls relativ zu bestimmten Kontexten – zu tun. In diesem Abschnitt soll auf den Zusammenhang zwischen Zipfschen Verteilungen und dynamischen Prozessen eingegangen werden.

Die Interpretation von zipfnahen Wortschatzverteilungen muss berücksichtigen, dass sich sehr ähnliche Verteilungsmuster auch in vielen anderen Bereichen finden. Der italienische Ökonom Vilfredo Pareto hat sie bereits bei der Verteilung von Vermögen im England des 19. Jahrhunderts beobachtet (Pareto 1897; siehe

auch Scarrott 1974, S. 403). Statt von Zipfschen Verteilungen wird insofern oft auch von Pareto-Verteilungen gesprochen. Darüber hinaus entspricht die Verteilung von Wörtern relativ zu ihrer Gebrauchshäufigkeit auch der Verteilung¹⁴

- von deutschen Großstädten relativ zu ihrer Bevölkerungszahl,
- von Wirtschaftsunternehmen relativ zu ihrer Mitarbeiterzahl,
- von Bestsellern relativ zu ihren Verkaufszahlen,
- von Sprachen relativ zu ihrer Sprecherzahl,
- von Mondkratern relativ zu ihrem Durchmesser,
- von Geschäftstagen an der Börse relativ zu ihrer Volatilität,
- von der Stärke von Erdbeben relativ zu ihrer Auftretenshäufigkeit,
- von Asteroiden relativ zu ihrer Größe,
- von wissenschaftlichen Artikeln relativ zu ihrer Zitierhäufigkeit,
- von Familiennamen relativ zur Häufigkeit ihrer Namensträger,
- von Webseiten relativ zu den Klicks, die sie erhalten,
- von Sonneneruptionen relativ zu ihrer Strahlungsintensität
- u.v.m.

Ob sich eine universelle Erklärung für Zipfsche Verteilungen findet, die die verschiedenen Natur-, Gesellschafts- und Kognitionsphänomene erfasst, ist umstritten (siehe dazu Piantadosi 2014, S. 24 ff.). Die Spezifik von Wortschatzverteilungen im Besonderen ist mit verschiedenen pragmatischen, semantischen und kognitiven Erklärungen verknüpft worden.¹⁵ Zipf (1949, S. 20 f.) selber suchte die Erklärung in der Spannung zwischen Sprecherökonomie und Hörerökonomie. Der Sprecher, der ja bei der Konzeption der Aussage Wörter aus dem Lexikon auswählen muss, kann seine Anstrengung umso mehr reduzieren, je kleiner das Lexikon ist. Der Hörer dagegen minimiert seine Verstehensanstrengungen, wenn die Aussage des Sprechers semantisch differenziert ist, was wiederum ein semantisch vielfältiges, umfangreiches Lexikon verlangt.¹⁶

Plausibel scheint es in diesem Zusammenhang auch, den Spannungsbogen der Zipfschen Kurve einerseits mit dem geringeren Sprachverarbeitungsaufwand zu verknüpfen, der mit hoher Gebrauchshäufigkeit üblicherweise einhergeht, und andererseits mit dem Bedürfnis nach kreativem Sprachgebrauch, wie er sich in lexikalischen Neuerungen und dem Auftreten von Wörtern in ungebräuchlichen Kontexten ausdrückt. Diese Annahme ist auch mit Beobachtungen aus Experi-

¹⁴ Vgl. etwa Scarrott (1974, S. 402); Li (2002, S. 16 ff.); Newman (2005, S. 327 ff.); Shirky (2012, S. 272).

¹⁵ Verschiedene Erklärungsansätze werden in Piantadosi (2014) dargestellt.

¹⁶ Weiterentwickelt wurde dieser Ansatz etwa von Ferrer i Cancho (2005).

menten zu sprachlicher Kreativität kompatibel, in denen Probanden in verbalen Assoziationstests ein unterschiedliches Reaktionsverhalten auf Stimuluswörter zeigen: Weniger kreative Probanden haben starke Assoziationen (operationalisiert als besonders kurze Reaktionszeiten) zu einigen wenigen Wörtern, produzieren aber relativ kurze Wortlisten, während kreative Probanden weniger starke Assoziationen zeigen, dafür aber längere Wortlisten produzieren (Bousfield/Sedgewick/Cohen 1954; Mednick 1962, S. 223; Wallach/Kogan 1965, S. 15 ff.). Setzen wir diese Ergebnisse in Beziehung zu den Zipfschen Verteilungen, so äußert Kreativität sich eben vor allem in der Verlängerung des Schweifs der Zipfverteilung.

Semantische Ansätze wiederum betonen den Zusammenhang von Zipfschen Verteilungen mit dem Netz semantischer Relationen, das sich im Lexikon manifestiert. So versucht Manin (2008) die Zipfsche Verteilung aus dem Prinzip der Synonymievermeidung und der hierarchischen Struktur hyperonymischer Bäume abzuleiten. Darüber hinaus wurden Zipfsche Verteilungen auch mit strukturellen und funktionalen Eigenschaften des Gehirns in Verbindung gebracht, etwa mit der Periodizität neuronaler Prozesse (Lebedev 1983 nach Tuldava 1998, S. 43).

Typischerweise finden sich Zipf-Pareto-Verteilungen in Systemen, die durch Selbstorganisiertheit,¹⁷ eine hohe Interaktion ihrer Elemente, konstanten Wandel und internen Wettbewerb gekennzeichnet sind:

The law applies where there is a free competition mechanism: towns competing with one another for people or words competing with one another for social use and storage in a limited human memory. [...] There is good reason to suppose that such an explanation must be founded upon the fact that towns and natural languages are „living“ in the sense that they constantly change and interact as a result of many free human decisions. (Scarrott 1974, S. 402)

Wandelprozesse im Lexikon sind somit im Zusammenhang mit Zipfschen Verteilungen zu betrachten. Auch wenn es durchaus Arbeiten zum lexikalischen Wandel auf der Basis Zipfscher Verteilungen gibt (siehe etwa Altmann et al. 2002, S. 134 ff.), sind viele der in den obigen Abschnitten angesprochenen Phänomene bisher mangels hinreichend großer historischer Korpora kaum auf quantitative Aspekte lexikalischen Wandels hin untersucht worden. Beispielhaft seien hier drei Phänomene vorgestellt, deren Untersuchung mit der besseren Verfügbarkeit geeigneter Korpora möglich wird: Argumentstrukturen, feste Wendungen und Quasi-Synonyme.

¹⁷ Zu einigen Überlegungen zur Selbstorganisation der Sprache vgl. etwa Altmann (1981) und Köhler (1986).

Schaut man sich die Verteilung von Redeeinleitungsverben in Heinrich Wittenwilers satirischem Lehrgedicht „Der Ring“ an (Wießner (Hg.) 1931), so sehen wir die für Argumentstrukturmuster typische über den Zipfschen Erwartungen liegende Frequenz des häufigsten Verbs. Verglichen mit der Verteilung in gegenwartssprachlichen Texten (Abb. 13) ist es in dem Text aus der Zeit um 1400 allerdings ein anderes Verb, das die Verteilung dominiert, nämlich *sprechen* an Stelle von *sagen* (Abb. 15). Wie sich die quantitative Dynamik gestaltet, die solch radikale Änderung in zipfnahen Verteilungen hervorbringt, ist eine noch zu untersuchende Frage.

Abb. 15: Verteilung der Verben in der Direkte-Rede-Konstruktion in „Heinrich Wittenwiler: Der Ring“, Stichprobe von 202 Token mit 28 Typen

Ein zweites Beispiel für erst im Ansatz erforschte Veränderungen in quantitativen Verteilungen betrifft die Entstehung von Varianten fester Wendungen. Zu dem 1999 populär gewordenen Slogan „*Wir können alles. Außer Hochdeutsch*“ haben sich in der Folgezeit eine Vielzahl von Varianten gebildet, entweder in Form einer veränderten syntaktischen Konstruktion oder durch lexikalische Ersetzungen:¹⁸

- (4) a. Ein Mann aus Leonberg vertrat die Auffassung, es sei doch nicht gescheit, wenn einer von sich behauptete, **er könne alles außer Hochdeutsch**. (Frankfurter Allgemeine, 13.11.1999)

¹⁸ Vgl. zur Genese und Verwendung dieses Slogans auch König (2013).

- b. Für das Bundesland Sachsen hatten Scholz & Friends nämlich vor einiger Zeit mit dem Satz geworben: „**Wessis können alles, außer Sächsisch.**“ (Mannheimer Morgen, 10.12.1999)
- c. „Baden-Württemberg ist in diesem Bereich – ich spreche jetzt von Integrationspolitik – nicht Spitze, was es ja sonst immer sehr gerne ist. **Wir können alles außer Integration!**“ (Protokoll der Sitzung des Landtags von Baden-Württemberg, 3.2.2000)

Eine Korpusrecherche ergibt, dass von den 507 in DEReKo ermittelten Belegen 50,49% in der ursprünglichen Form des Slogans auftreten und 49,51% Varianten darstellen. Interessanterweise zeigt die Zeitverlaufsanalyse, dass die Variantenbildung kein spät einsetzender Prozess ist, sondern fast unmittelbar mit dem Auftauchen des Slogans beginnt (siehe Abb. 16). Über die Zeit hinweg bleibt das quantitative Verhältnis zwischen kanonischer und variiert Form in einer Weise stabil, die ein Abhängigkeitsverhältnis nahelegt. Die Varianten benötigen die kanonische Form zur Interpretation ihres sprachspielerischen Impetus, und die kanonische Form scheint von ihrem Potenzial zu kreativer Variantenbildung zu profitieren.

Abb. 16: Zeitverlaufsgrafik zur Entwicklung von Varianten der Wendung *Wir können alles. Außer Hochdeutsch*

Die Dynamik in den lexikalischen Verteilungen findet auch dort ihren Ausdruck, wo Wörter durch ihre enge semantische Verwandtschaft in Wettbewerb miteinander treten und sich in Folge dieses Wettbewerbs ihre Frequenzränge in der Wortschatzverteilung verschieben. So ist etwa aus den Zeitverlaufsgrafiken des IDS-

Neologismenwörterbuchs zu ersehen, dass Anfang der 1990er Jahre drei Wörter zur Bezeichnung eines mobilen Kommunikationsgeräts in Konkurrenz standen: *Handtelefon*, *Mobiltelefon* und *Handy* (siehe Abb. 17).

Abb. 17: Zeitverlaufsgrafiken zu *Mobiltelefon*, *Handy*, *Handtelefon* aus dem IDS-Neologismenwörterbuch (bearbeitet von Doris Steffens, Doris al-Wadi). Internet: www.owid.de/wb/neo (Stand: 4.1.2014)

Die Frequenzverläufe zeigen dabei zwei auch in anderen lexikalischen Wettbewerbsverläufen zu beobachtende Muster. Erstens sieht man, dass eine eher formellere Bezeichnung (*Mobiltelefon*) am Anfang der Entwicklung steht, kurz darauf gefolgt von einer informelleren (*Handy*). Beide zeigen eine ähnliche Etablierungskurve mit einer stabilen Situation um 2000, die informelle Bezeichnung allerdings mit höherer absoluter Frequenz. Zweitens treten manchmal Wörter in die Konkurrenz ein, die schon frühzeitig aus dem Wettbewerb wieder ausscheiden (*Handtelefon*). Ähnliche Prozesse lassen sich mit Hilfe des Google-Ngram-Viewers¹⁹

¹⁹ Google-Ngram-Viewer. Internet: <https://books.google.com/ngrams> (Stand: 11.3.2014).

auch für andere lexikalische Konkurrenzen beobachten. So finden sich vergleichbare Verlaufskurven der Verdrängung eines Quasi-Synonyms auch bei dem Paar *Flugplatz/Aerodrom*, und solche einer sich stabilisierenden stilistischen Varianz formell/informell bei Wortpaaren wie *Automobil/Auto* oder *Fernsehgerät/Fernseher*. Die Daten deuten also auf eine diachrone Musterhaftigkeit verschiedener Typen lexikalischer Wettbewerbe innerhalb semantischer Felder.

Die obigen Beispiele zeigen, dass die sich in den zipfnahen Verteilungen manifestierende Selbstorganisiertheit des sprachlichen Systems mit einer Vielzahl von Phänomenen lexikalischer Dynamik verknüpft ist. Solche Phänomene auf der Basis wachsender diachroner Korpora zu untersuchen, wird eine wichtige Aufgabe der zukünftigen Lexikonforschung sein.

5 Sprachdynamik und Lexikografie

Auch wenn es ein Gemeinplatz ist, dass Sprache ein dynamisches System vorstellt, das permanentem Wandel unterliegt, spiegelt sich diese Überzeugung in synchronen Sprachdokumentationen, seien es Grammatiken oder Wörterbücher, kaum wider. Natürlich gibt es Wörterbücher, die den lexikalischen Wandel post hoc dokumentieren, aber das dynamische Potenzial, das der Wortschatz aus synchroner Perspektive aufweist, drückt sich in Wörterbüchern des Gegenwartsdeutschen kaum aus. Dynamische Aspekte zeigen sich hier bestenfalls in Form diachroner Markierungen (z.B. „veraltet“ oder „obsolet“) oder in der Lemmatisierung von Wortbildungselementen, die zu einem gewissen Grad das Potenzial zu derivationsbasierten Neubildungen ausdrücken.²⁰

Natürlich gibt es auch spezielle Wörterbücher, die Aspekten der Dynamik oder der quantitativen Verteilung gewidmet sind, aber diese verknüpfen nicht die in dem vorliegenden Artikel diskutierten Zusammenhänge zwischen Verteilung und Dynamik und dienen insofern auch nicht als Wörterbücher, die den synchronen Wortschatz in seiner Dynamik dokumentieren: Historische Wörterbücher sind einzelwortbezogen und berücksichtigen üblicherweise keine quantitativen Aspekte; Frequenzwörterbücher beschränken sich demgegenüber meist ausschließlich

²⁰ Indirekt spiegelt sich zudem die Frequenz eines Wortes in der Länge der Wörterbuchartikel und dem Grad an Polysemie eines Wortes wider: hochfrequenten, polysemen Wörtern werden im Wörterbuch im Allgemeinen mehr Platz eingeräumt; siehe etwa Prüin (2005) zum Verhältnis zwischen der Häufigkeit eines Wortes und der Anzahl seiner Bedeutungen.

auf Frequenzinformationen zu Einzelwörtern; Neologismenwörterbücher sind zwar meist frequenzbasiert, fokussieren aber ebenfalls post hoc auf das Einzelwort und bieten wenig Informationen zu generellen Neuerungstendenzen im Gesamtwortschatz.²¹

In einem anderen Artikel (Engelberg 2014, S. 251) habe ich für ein Wörterbuch der Sprachdynamik plädiert, das Sprache in ihren lexikalischen Aspekten und im Übergang zur Grammatik als ein dynamisches System darstellt. Lexikalische Dokumentationen der Gegenwartssprache sollten sich demnach an den Begriffen der Musterbildung, der Variation, der quantitativen Verteilungen, der Exemplarbasiertheit, der Dynamik und der Vernetzung orientieren.

Der vorliegende Artikel soll einen weiteren Schritt darstellen zur Entwicklung des Konzepts eines dynamischen Lexikons als Gegenstand lexikalischer Sprachdokumentationen: Das dynamische Lexikon repräsentiert das synchrone Potenzial zu lexikalischem Wandel, zu lexikalischer Variation und zu lexikalischem Wachstum. Das dynamische Lexikon ist:

- exemplarbasiert: Jede Äußerung (in einem Korpus) zählt; jede Äußerung formt das dynamische Potenzial des Lexikons.
- sprachmusterbasiert: Neben Ein- und Mehrwortausdrücken sind auch (semi-) abstrakte sprachliche Muster Teil des Lexikons (z.B. Wortbildungsmuster, Wortverbindungsmuster und Argumentstrukturmuster).
- verteilungsmusterbasiert: Die Veränderungspotenziale lexikalischer Einheiten sind an quantitative Verteilungsmuster geknüpft, die bestimmte Phänomene lexikalischen Wandels charakterisieren.

Insbesondere der letzte Aspekt stand in dem vorliegenden Artikel im Mittelpunkt. Dabei charakterisierte sich Folgendes heraus:

- Die Größe des Lexembestands gegenwärtiger Korpora liegt um ein bis zwei Größenordnungen über dem Bestand der in großen Wörterbüchern lemma-tisierten Lexeme.
- Der Modalwert in Frequenzverteilungen von Lexemen in Korpora ist 1; d.h., das typische Lexem ist ein Hapax Legomenon.
- Quantitative Verteilungsmuster charakterisieren bestimmte Typen von Phänomenen (Verben in Argumentstrukturen, Funktionswörter, Kompositabil-dung, feste Wendungen).

²¹ Im IDS-Neologismenwörterbuch (Doris Steffens/Doris al-Wadi, www.owid.de/wb/neo) werden über die Zeitverlaufsgrafiken Frequenzinformationen bereitgestellt, und die erweiterte Suche bietet zudem bestimmte Möglichkeiten, die Entwicklungen in bestimmten Wortschatzbereichen zu verfolgen.

- Im Zeitverlauf zeigen sich Typen von quantitativen Veränderungen, die vermutlich charakteristisch für bestimmte Sprachwandelphänomene sind (Herausbildung stilistischer Varianz bei Quasi-Synonymen, Änderungen in Verbpräferenzen von Argumentstrukturen, Entstehung von Varianz bei festen Wendungen).

Stimmt man der These zu, dass diese Eigenschaften elementare Charakteristika eines synchronen Wortschatzsystems sind, stellen sich für die internetbasierte Lexikografie der Sprachdynamik ganz neue Aufgaben: Insbesondere sind vonnöten (i) eine Fokussierung auf funktional zusammenhängende Teilwortschätze, die über das semantische Verweissystem der einzelwortorientierten Lexikografie hinausgeht, (ii) die Entwicklung von Visualisierungen, die es erlauben, die quantitativen Zusammenhänge im Gesamtwortschatz und in Teilwortschätzen erfahrbar zu machen, (iii) die Entwicklung von Präsentationsformen, die es ermöglichen, die für den Wortschatz so charakteristischen seltenen Lexeme in die Dokumentation miteinzubinden und (iv) natürlich eine Einbettung der Beschreibung lexikografischer Einheiten in ein Format, das dessen synchrones dynamisches Potenzial zum Ausdruck bringt.

Literatur

- Altmann, Gabriel (1981): Zur Funktionalanalyse in der Linguistik. In: Esser, Jürgen/Hübler, Axel (Hg.): *Forms and functions*. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 149). Tübingen, S. 25–32.
- Altmann, Gabriel et al. (2002): *Einführung in die quantitative Lexikologie*. Göttingen.
- Baayen, R. Harald (2001): *Word frequency distributions*. Dordrecht.
- Bousfield, Weston A./Sedgewick, C. H. W./Cohen, B. H. (1954): Certain temporal characteristics of the recall of verbal associates. In: *The American Journal of Psychology* 67, S. 111–118.
- Duden (1999): *Großes Wörterbuch der deutschen Sprache*. 10 Bde. 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- Engelberg, Stefan (2014): Gegenwart und Zukunft der Abteilung Lexik am IDS: Plädoyer für eine Lexikographie der Sprachdynamik. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.): *Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache*. Mannheim, S. 243–253.
- Engelberg, Stefan (2015): The argument structure of psych-verbs: A quantitative corpus study on cognitive entrenchment. In: Boas, Hans/Ziem, Alexander (Hg.): *Constructional approaches to argument structure in German*. Boston/Berlin.
- Engelberg, Stefan (ersch.demn.): Gespaltene Stimuli bei Psych-Verben: Kombinatorische Mustersuchen in Korpora zur Ermittlung von Argumentstrukturverteilungen. In: Engelberg, Stefan et al. (Hg.): *Argumentstruktur – Valenz – Konstruktionen*. Tübingen.
- Evert, Stefan/Baroni, Marco (2005): Testing the extrapolation quality of word frequency models. In: *Proceedings of „Corpus Linguistics“*, Birmingham, July 14–17, 2005. Internet: www.corpus.bham.ac.uk/PCLC/ (Stand: 23.5.2014).

- Ferrer i Cancho, Ramon (2005): The variation of Zipf's Law in human language. In: *The European Physical Journal B – Condensed Matter and Complex Systems* 44, S. 249–257.
- Jäger, Siegfried (1968): Die Einleitungen indirekter Reden in der Zeitungssprache und in anderen Texten der deutschen Gegenwartssprache. In: *Muttersprache* 78, S. 236–249.
- Klein, Wolfgang (2013): Von Reichtum und Armut des deutschen Wortschatzes. In: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften* (Hg.): *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Berlin/Boston, S. 15–55.
- Köhler, Reinhard (1986): Zur linguistischen Synergetik: Struktur und Dynamik der Lexik. (= *Quantitative Linguistics* 1). Bochum.
- Köhler, Reinhard/Altmann, Gabriel/Piotrowski, Rajmund G. (Hg.) (2005): *Quantitative Linguistik. Ein internationales Handbuch*. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 27). Berlin/New York.
- König, Werner (2013): „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Genialer Werbespruch oder Eigentor des deutschen Südens? Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans. In: *Sprachreport* 2013/4, S. 5–14.
- Lebedev, A. N. (1983): Zakonomernosti povtorenija slov v reči. In: *Psichologičeskij žurnal* 5, S. 11–22.
- Li, Wentian (2002): Zipf's Law everywhere. In: *Glottometrics* 5, S. 14–21.
- Mandelbrot, Benoit (1961): On the theory of word frequencies and on related Markovian models of discourse. In: Jakobson, Roman (Hg.): *Structure of language and its mathematical suspects*. Proceedings of the Twelfth Symposium in Applied Mathematics, held in New York City, April 14–15, 1960. Providence, RI, S. 190–219.
- Manin, Dmitrii (2008): Zipf's Law and avoidance of excessive synonymy. In: *Cognitive Science* 32, S. 1075–1098.
- Mednick, Sarnoff A. (1962): The associative basis of the creative process. In: *Psychological Review* 69, S. 220–232.
- Naranan, Sundaresan/Balasubrahmanyam, Vriddhachalam K. (2005): Power laws in statistical linguistics and related systems. In: Köhler/Altmann/Piotrowski (Hg.), S. 716–738.
- Newman, Mark E. J. (2005): Power laws, Pareto distributions and Zipf's Law. In: *Contemporary Physics* 46, S. 323–351.
- Pareto, Vilfredo (1897): *Cours d'économie politique*. Teil 2. Lausanne u.a.
- Perkuhn, Rainer/Keibel, Holger/Kupietz, Marc (2012): *Korpuslinguistik*. Paderborn.
- Piantadosi, Steven T. (2014): Zipf's Word Frequency Law in natural language: A critical review and future directions. University of Rochester. Internet: <http://colala.bcs.rochester.edu/papers/piantadosi2014zipfs.pdf> (Stand: 27.4.2014).
- Prün, Claudia (2005): Das Werk von G.K. Zipf. In: Köhler/Altmann/Piotrowski (Hg.), S. 142–152.
- Rosengren, Inger (1972): *Ein Frequenzwörterbuch der deutschen Zeitungssprache*. Die Welt. Süddeutsche Zeitung. Bd. 1. (= *Lunder Germanistische Forschungen* 41). Lund.
- Rosengren, Inger (1977): *Ein Frequenzwörterbuch der deutschen Zeitungssprache*. Die Welt. Süddeutsche Zeitung. Bd. 2. (= *Lunder Germanistische Forschungen* 43). Lund.
- Scarrott, G. S. (1974): Will Zipf join Gauss? In: *New Scientist*, 16 May 1974, S. 402–404.
- Shirky, Clay (2012): Das Pareto-Prinzip. In: Brockman, John (Hg.): *Was macht uns schlauer?* Frankfurt a.M., S. 270–273.
- Stadler, Heike (erscheint. demn.): Die Erstellung der Basislemmaliste der neuhochdeutschen Standardsprache aus mehrfach linguistisch annotierten Korpora. (= *OPAL – Online publizierte Arbeiten zur Linguistik* 5/2014). Mannheim.

- Stefanowitsch, Anatol/Gries, Stefan T. (2003): Collostructions: Investigating the interaction of words and constructions. In: *International Journal of Corpus Linguistics* 8, S. 209–243.
- Steyer, Kathrin (2013): Usuelle Wortverbindungen. Zentrale Muster des Sprachgebrauchs aus korpusanalytischer Sicht. (= *Studien zur Deutschen Sprache* 65). Tübingen.
- Tuldava, Juhan (1998): Probleme und Methoden der quantitativ-systemischen Lexikologie. (= *Quantitative Linguistics* 59). Trier.
- Wahrig, Gerhard (1980–1984): Brockhaus-Wahrig. Deutsches Wörterbuch. 6 Bde. Wiesbaden.
- Wallach, Michael A./Kogan, Nathan (1965): Modes of thinking in young children. A study of the creativity-intelligence distinction. New York u.a.
- Wießner, Edmund (Hg.) (1931): Heinrich Wittenwilers Ring. Nach der Meininger Handschrift. (= *Deutsche Literatur. Reihe Realistik des Spätmittelalters* 3). Leipzig.
- Zipf, George Kingsley (1949): *Human behavior and the principle of least effort*. Cambridge, MA.

Norbert Richard Wolf (Würzburg)

Wortbildung im Text und zum Text

Abstract: Anhand authentischer Beispiele wird demonstriert, welche textkonstitutiven Funktionen Wortbildung und Wortbildungen haben (können) und wie sich textuelle Notwendigkeiten auf die Wortbildung auswirken (können).

Seit dem österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky gibt es in Österreich sehr häufig am Dienstag das *Pressefoyer*; nach den Sitzungen des Ministerrats, die regelmäßig dienstags stattfinden, gibt die Regierungsspitze seit 1971 im Foyer des Sitzungssaales des Ministerrates eine mehr oder weniger formelle Pressekonferenz oder ein Pressegespräch. Seit der blau-schwarzen Koalitionsregierung sind es Kanzler und Vizekanzler, die vor die Presse treten; derzeit ist es üblich, dass diese beiden Personen von Stehpulpen aus sprechen. Neuerdings, besonders im Gefolge der finanziellen Probleme um die Kärntner Bank Hypo-Alpe-Adria machen sich Kanzler und Vizekanzler beim Pressefoyer rar und schicken zwei andere Minister dorthin, die nichts zu sagen haben, am wenigsten zur Hypo-Alpe-Adria.

Nach neuestem österreichischen Sprachgebrauch treten dann immer zwei *Spiegelminister* an die Öffentlichkeit, darauf werde ich noch zurückkommen. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Journalisten, die auf Informationen aus erster und oberster Hand warteten, mit dem Ersatz durch die Spiegelminister nicht zufrieden waren. In der Online-Ausgabe der ‚Salzburger Nachrichten‘ war zu lesen: „Künftig sollen ‚anlassbezogen‘ auch die ‚Spiegelminister‘ die Regierung vertreten. Konkret zu verkünden hatten sie bei der Premiere am Dienstag aber nichts.“ (www.salzburg.com/nachrichten/oesterreich/politik/sn/artikel/pressefoyer, Stand: 3.3.2014).

Am 18. Februar 2014 traten der Außenminister Sebastian Kurz und der Verteidigungsminister Gerald Klug vor die Presse. Auf die Frage, wann wieder der Bundeskanzler selbst dort auftreten werde, antwortete letzterer mit deutlich österreichischer Färbung: „Da kann ich sagen, dass das mit Sicherheit sich situationselastisch entwickeln wird.“ (www.youtube.com/watch?v=NmlZrx4Ow94, Stand: 3.3.2014).

Das Wort wurde dann in der öffentlichen Diskussion immer wieder zitiert und auch abgewandelt. Der Journalist Hans Rauscher schrieb in der Tageszeitung ‚Der Standard‘:

Eine neue Sprachschöpfung, die sich würdig in die Reihe militärischer Euphemismen wie „Frontbegradigung“ oder „Kollateralschaden“ stellt. „Situationselastisch“ heißt in dem Kontext: „Wir trauen uns nur heraus, wenn's net zu gefährlich ist.“ Fragt sich nur, wie situationselastisch die Stimmung des Publikums ist. (derstandard.at/1392685682694, Stand: 4.3.2014)

Der Journalist sieht das Wort *situationselastisch* als eine „neue Sprachschöpfung“, wir würden es eher als eine Wortbildung, unter Umständen als eine nichtusuelle bzw. okkasionelle Wortbildung bezeichnen. Wieweit das Wort wirklich neu ist, darüber ist sich selbst die Redaktion des ‚Standard‘ nicht einig, denn einen Tag später als Hans Rauschers Artikel äußert der ‚Standard‘ eine ganz andere Vermutung:

Eine Aussage von Verteidigungsminister Gerald Klug (SPÖ), wonach sich das Erscheinen von Bundeskanzler Werner Faymann (SPÖ) im Pressefoyer nach dem Ministerrat künftig „situationselastisch entwickelt“, hat für lebhaftere Diskussionen auf Twitter gesorgt. Der Begriff sei gebräuchlich im Verteidigungsressort, hieß es in ebendiesem. (derstandard.at/1392685484764, Stand: 3.3.2014)

Es könnte naheliegen, anzunehmen, dass der Verteidigungsminister bei der Wahl seines politisch-strategischen Vokabulars auf sein Ressort zurückgreift. Doch der gelernte und überzeugte IDSler überprüft das alles noch am ‚Deutschen Referenzkorpus (DEREKO)‘. Ich habe das Archiv ‚W-Archiv der geschriebenen Sprache‘ und daraus ‚alle öffentlichen Korpora des Archivs W‘ gewählt. Die einfache Suche nach der Wortform ‚situationselastisch*‘ hat aus diesem riesigen Material insgesamt 13 Treffer ergeben, davon zwölf in den ‚Niederösterreichischen Nachrichten‘ aus den Jahren 2010 bis 2013 und einen in der ‚Burgenländischen Volkszeitung‘ aus dem Jahre 2010. Alle diese Belege entstammen Artikeln über Kabarettisten, davon neun über Fredi Jirkal, über den in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia zu lesen ist:

Eigentlich gelernter Tischler, später Postbeamter, widmet sich Fredi Jirkal seit 2002 dem Kabarett. Jirkal gewann mehrere österreichische Kleinkunstpreise. Die Kabarettprogramme von Jirkal haben durchwegs autobiografischen Charakter, so setzt er sich beispielsweise in seinem ersten Programm *Mei Rayon* auf humoristische Art und Weise mit seiner 18-jährigen Zeit als Briefträger auseinander. (de.wikipedia.org/wiki/Fredi_Jirkal, Stand: 4.3.2014)

Vier Artikel handeln vom Sänger und Schauspieler Andy Woerz. Die meisten der gefundenen Artikel sind Ankündigungen auf Auftritte, ein Artikel ist die Besprechung eines Auftritts.

Fredi Jirkal ging gleich von Beginn seines Auftrittes an, als betrunkenen, aber sehr liebenswürdiger Postler mit dem Publikum auf Tuchfühlung. Anschließend erzählte er von Schulerinnerungen, gab einige der Klischees der Postler-Welt zum Besten und schilderte seine Erfahrungen mit der Fünf-Elemente-Küche, bei der sein heimliches 6. Element der Käsekrainer ist.

„Ich bin ja **situationselastisch**“, gesteht der Kabarettist aus Peldendorf, gab sein selbstkreiertes Gewürz-Gedicht zum Besten und lieferte dem Publikum einen Gag nach dem anderen. Locker-flockig schaufelte er selbst dann noch eine Ladung Humor hinterher, auch wenn sich das Publikum eh schon vor Lachen bog. (Niederösterreichische Nachrichten 21.2.2013)

Fredi Jirkal ist nicht nur ein erstklassiger Kabarettist mit Wortwitz und „Wiener Schmä“h“, sondern auch ein Schauspieler mit einer großen Portion komischen Talents. Er bietet erstklassiges, unterhaltsames Kabarett – lebendig, pointiert, begeisternd – und bleibt dabei trotzdem immer authentisch.

In seinem „Best of“ bringt Jirkal das Beste aus allen Programmen, aber auch Aktuelles, manchmal auch ganz Neues – jedenfalls aber authentisch, spontan und „situationselastisch“. Am 28. Juni ist er um 20 Uhr im Filmhof Wein4tel zu Gast. (Niederösterreichische Nachrichten 20.6.2013)

Im ersten Beispiel wird das Wort *situationselastisch* als Zitat von Fredi Jirkal gebracht, im zweiten kennzeichnen es die Anführungszeichen als ein Wort, das dem Sprachgebrauch des Kabarettisten entstammt. In den Artikeln über Andy Woerz ist *situationselastisch* ebenfalls durch Anführungszeichen hervorgehoben.

Vom Verteidigungsressort, wie Hans Rauscher vermutet, ist nichts zu merken, auch nicht, wenn man nach diesem Wort googelt und innerhalb von 0,12 Sekunden ungefähr 14.100 Ergebnisse erlangt (4.3.2014). Das Wort scheint zur Zeit der Klug'schen Äußerung in Österreich en vogue gewesen zu sein, weil aus den Wochen vor dem 18. Februar 2014, dem Tag des ominösen Pressefoyers ebenfalls mehrere Zeitungsartikel über das Wort erschienen sind. Einer in den ‚Oberösterreichischen Nachrichten‘, der satirischen Charakter haben soll, bietet im Untertitel gleich eine Bedeutungsparaphrase an:

Situationselastisch

Endlich ein Wort für das ständige Ändern der Pläne. (www.nachrichten.at 13.2.2014.)

Der Untertitel hier enthält nicht nur eine Bedeutungsparaphrase, sondern wertet das Wort negativ. Doch dies ist sicherlich nicht das, was der Verteidigungsminister über seinen Chef sagen wollte. Andererseits sieht Hans Rauscher das Wort in einer Reihe mit anderen „militärische[n] Euphemismen wie ‚Frontbegradigung‘ oder ‚Kollateralschaden‘“, also als ein Mittel, der Verschleierung der tatsächlichen Absichten eines Politikers; es scheint nach Meinung zumindest von Journalisten notwendig zu sein, beim Sprechen über militärische Sachverhalte verschleiernde Euphemismen zu verwenden. Auch Rauscher wertet das Wort *situationselastisch* negativ, und es hat den Anschein, dass die Kabarettisten Fredi Jirkal und Andy Woerz es ebenso tun und das Wort daher für ihre satirischen Zwecke gut gebrauchen können. Es lohnt sich also, das Wort etwas genauer anzuschauen.

Das Wort *situationselastisch* ist, wie schon gesagt, eine Wortbildung, genauer: ein Determinativkompositum, das aus einer substantivischen und einer adjektivischen Komponente besteht. Die Äußerung des österreichischen Verteidigungsministers lautete: „Da kann ich sagen, dass das mit Sicherheit sich *situationselastisch* entwickeln wird.“ Aus den Bänden des Mannheim-Innsbrucker Wortbildungsprojekts, die unter dem Reihentitel ‚Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache‘ erschienen sind, habe ich gelernt, dass die Wortbildungsbedeutung einer Wortbildungs konstruktion am besten mit der Paraphrasemethode zu beschreiben ist. Der Band über die adjektivischen Affixbildungen von Kühnhold/Putzer/Wellmann (1978) zeigt zudem, dass man die Adjektivbildungen, deren Wortbildungsbedeutung man paraphrasieren will, am besten als Attribut in eine Substantivgruppe stellt. Aus der verteidigungsministerialen Äußerung können wir das Syntagma *situationselastische Entwicklung* rekonstruieren und jetzt endlich die Paraphrase formulieren:

Eine *situationselastische Entwicklung* ist eine Entwicklung, die auf eine Situation elastisch reagiert.

Für das Inhaltsmuster

Kernsubst., das auf ein Subst. elastisch reagiert

hält das DEREKo sieben weitere Bildungen bereit:

dialogelastisch:

Wieder ganz im seriösen Element war das Orchester zum Finale: Tschai-kowskys d-Moll-Streichsextett »Souvenir de Florence« erklang quasi im

Maßanzug, nämlich in der von der Kremerata Baltica für sich selbst eingerichteten Fassung für Streichorchester. Das Ergebnis war phänomenal: Über 30 Streicher waren bis in die kleinste Nuance aufeinander abgestimmt und agierten so punktgenau und **dialogelastisch** miteinander, dass sie dabei kammermusikalische Präzision erreichten. Und gleichzeitig entlockten sie ihren Streichinstrumenten schier unendlich viele Klangfarben- und Ausdrucksnuancen. Was will man mehr? (Nürnberger Zeitung, 9.12.2006)

fehlerelastisch:

Eine Kommission soll jetzt eine Standarddefinition entwickeln. Durch Systemausfälle verlieren allein die 1000 größten US-Unternehmen zusammen vier Milliarden Dollar jährlich.

Hochverfügbar, **fehlerelastisch** oder fehlerresistent – mit diesen anwendertäuschenden Synonymen für fehlertolerant will das Institute of Electrical and Electronic Engineers (IEEE) aufräumen.

Nach einer Studie des Hardwareherstellers Stratus verwenden Verkäufer das Wort, gleich, ob die Verfügbarkeit eines Rechners 99,999 oder 99,9 Prozent beträgt. Dabei sei der Unterschied gravierend: Im ersten Fall fällt das System fünf Minuten pro Jahr aus, im zweiten fast neun Stunden – was bei einem Buchungssystem einer Fluggesellschaft einen Umsatzverlust von 33,5 Millionen Dollar bedeuten kann. (Computer Zeitung, 24.2.1994)

frequenzelastisch:

Die Asynchronmaschine (Drehstrommaschine) ist auf der elektrischen Seite an das 50Hz Verbundnetz gekoppelt und mechanisch mit einer einphasen Synchronmaschine verbunden. Diese ist wiederum mit dem 16 2/3 Hz Bahnnetz verbunden. Die Asynchronmaschine mit einer Leistungselektronischen Drehzahlregelung erlaubt hier eine **frequenzelastische** Kopplung der beiden Netze. Der Energieaustausch kann mit hoher Dynamik in beiden Richtungen erfolgen, d.h. die Asynchronmaschine arbeitet in dieser Anwendung sowohl als Motor als auch als Generator (je nach Bedarf/Vorgabe durch den Betreiber). Derartige Anlagen haben Leistungen zwischen 5MW und 50MW. (de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Drehstrom-Asynchronmaschine: Wikipedia, 2011)

höhenelastisch:

Ein weiterer Effekt des Kettenwerks ist die Vermeidung von nichtelastischen Punkten in der Fahrdrachtaufhängung, die bei hohen Geschwindig-

keiten zum Springen des Stromabnehmers mit Lichtbogenbildung und vermehrtem Abbrand des Schleifstücks sowie des Drahtes führen können. Dadurch, dass die Hänger, an denen der Fahrdraht hängt, **höhenelastisch** sind, kann sich die Welle, die der Stromabnehmer durch seinen Andruck im Draht erzeugt, ungehindert ausbreiten und wird nicht von einem festen Aufhängungspunkt behindert oder gar reflektiert.

Längenänderungen im System, die durch Temperaturschwankungen entstehen und damit natürlich auch den Durchhang des Trageils und des Fahrdrahtes beeinflussen, werden weitgehend durch die Nachspanneinrichtungen ausgeglichen. Dabei ist jedoch wesentlich, dass die Ausleger der Masten parallel zum Gleis gelenkig gelagert sind, so dass die Trageilaufhängungen den Längenänderungen folgen können. (de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Oberleitung: Wikipedia, 2011)

bedarfselastisch:

Die Wettbewerbsfähigkeit und die Arbeitsplätze könnten mit einem entsprechenden Arbeitszeitmodell erhalten werden, sagte Wolfgang E. Schultz und verwies auf die in seinem Unternehmen praktizierte **bedarfselastische** Arbeitszeit. Diese orientiert sich an den Kundenbedürfnissen, und je nach Auftragslage wird über oder unter der Regelarbeitszeit gearbeitet. (St. Galler Tagblatt, 4.12.1997)

preiselastisch:

Aufgrund des negativen Volksentscheids zum Ausbau der Tagesstrukturen wird die frühe Morgenbetreuung von 6.30 bis 8 Uhr nur noch an den drei Tagen mit der grössten Nachfrage angeboten und zwei der drei Standorte am Mittwochnachmittag geschlossen, um das Personal an Tagen mit höherer Nachfrage einsetzen zu können. Bezüglich der angepassten Tarife verhalte sich die Nachfrage sehr **preiselastisch**. Von den 100 Familien der höheren Einkommensklasse, für die der Tarif seit Sommer 2011 erhöht wurde, sei die Nachfrage im besagten Jahr auf 88 gesunken. In den unteren Einkommensklassen blieb die Nachfrage konstant auf 76 Familien. (St. Galler Tagblatt, 29.2.2012)

preisunelastisch:

Für die Branche Maschinen, Apparate und Elektronik wirken sich Wechselkursschwankungen auf die Exporte nach Deutschland, Frankreich und Japan aus; für die Branche Präzisionsinstrumente, Uhren, Bijouterie spie-

len diese für die Ausfuhren nach Deutschland und Italien eine Rolle. Dies liegt möglicherweise daran, dass diese Länder weniger Uhren aus dem höheren Preissegment importieren. Hier ist die Nachfrage relativ **preis-unelastisch**, das heisst das Kaufverhalten hängt nicht so stark vom Preis des Produkts ab. Das höchste Gewicht im Warenhandel hat die Branche Chemikalien. Die starke und zunehmende Konzentration der Exportaktivität in dieser Branche – ihr Anteil am Aussenhandel stieg gemessen an den Gesamtexporten von 23% zu Beginn der 1990er-Jahre auf derzeit knapp 34% an – zeigt deren komperativen Vorteil. (St. Galler Tagblatt, 2.7.2011)

konjunkturunelastisch:

Vor allem für Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftler ist der Weg in den Beruf oft kurvenreich und holprig. Mit Konjunkturzyklen und Wirtschaftskrisen hat das nichts zu tun. Wer Germanistik, Archäologie, Kunstgeschichte, Soziologie oder Ähnliches studiert, hat sich für ein akademisches Feld entschieden, das Frank Wießner vom Nürnberger Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) als ausgesprochen „**konjunkturunelastisch**“ beschreibt. Sprich: Egal, ob es wirtschaftlich gerade gut oder schlecht läuft, nach Germanisten oder Archäologen giert der Markt nie. Und trotzdem ist das nach Überzeugung Wießners, der selbst promovierter Soziologe ist, kein Grund, einen alten Merksatz infrage zu stellen: „Bildung und Qualifikation ist der beste Schutz vor Arbeitslosigkeit.“ (Nürnberger Nachrichten, 6.4.2013)

Die Bildungen *preiselastisch* und *preisunelastisch* werden hier als eine Bildung gezählt.

Komposita mit *elastisch* als zweiter Konstituente kommen also in Konzertbesprechungen, Berichten über wirtschaftliche und technische Sachverhalte und, wie wir aus Österreich erfahren haben, in der Beschreibung politischen Verhaltens vor. Sie bezeichnen ein Verhalten, das auf eine bestimmte Gegebenheit oder einen Sachverhalt flexibel reagiert. Das Duden-Universalwörterbuch (Duden 2011) führt zwei Bedeutungsgruppen des Grundworts *elastisch* auf:

1. (von Material) *biegsam, dehnbar; Elastizität aufweisend*: eine -e Binde.
2. a) *geschmeidig, federnd*:
mit -em Schritt; noch sehr e. sein;
- b) *beweglich, anpassungsfähig, flexibel*:
eine -e Politik; e. reagieren.

Die Bedeutungsgruppe 2 ist wohl die übertragene Bedeutung: Von leblosem Material wird das Wort auf menschliches Verhalten übertragen. Dieser Sachverhalt wird vom Wahrig-Wörterbuch etwas knapper formuliert (Wahrig 2012):

1. *dehnbar, biegsam, nachgebend, federnd*
 2. <fig.> *spannkräftig, schwungvoll*
- er ist für sein Alter noch sehr ~

Durch die Verwendung dieses Inhaltsmusters wird die Tatsache genutzt, dass *elastisch* nicht eindeutig positiv zu werten ist. Die Interpretamente „biegsam, nachgebend“ können auch negativ gewertet sein. Und dies haben wir ja bei den Beispielen für das Kompositum *situationselastisch* beobachten können. Der österreichische Kabarettist Alfred Dorfer hat dieses Phänomen der unterschiedlichen Wertung für eine satirische Glosse in der Österreich-Ausgabe der Hamburger Wochenzeitung ‚Die Zeit‘ vom 27. Februar 2014 genutzt; hier der Anfang davon:

Sprachelastisch

Neue Wörter braucht das Land. Das Projekt „Neu regieren“ geht hurtig voran. Auch verbal. So verkündete der Verteidigungsminister, dass sich Auskünfte des Kanzlers künftig „**situationselastisch**“ entwickeln würden. Dermaßen **sprachelastisch** kannte man den Minister bislang gar nicht. Er fiel höchstens **haltungsflexibel** auf, vor allem in Bezug auf die Eurofighter-Verträge. **Gestenentspannt** nahm dies der Außenminister, der neben ihm stand zur Kenntnis. Es scheint, als wäre der Aufklärungswille der Regierung ziemlich **zeittolerant**. Was von der Presse eher **zustimmungsdistant** aufgenommen wurde. Auch die angekündigte **anlasspartielle** Anwesenheitsnegation des Kanzlers weckte eher freudabsente Emotionen. Von Boykott war da gleich die Rede.

Alfred Dorfer geht in diesem Textstück vom verteidigungsministeriellen *situationselastisch* aus; er abstrahiert gewissermaßen den Wortbildungsbauplan aus diesem Beispiel, die Kombination von einem Substantiv und einem Adjektiv, und bildet danach das Kompositum *sprachelastisch*, das genau diesem Bauplan entspricht, auch wenn es ein anderes Inhaltsmuster realisiert; wichtig ist, dass das Adjektiv *elastisch* als Grundwort des Kompositums wiederholt wird. Das nächste Kompositum *haltungsflexibel* tauscht *elastisch* mit einem synonymen Adjektiv aus. Insofern haben alle drei bislang aufgeführten bzw. gebildeten Komposita auf irgendeine Weise die Bedeutung *veränderlich*; was sich da verändern kann, das hängt vom Kontext oder von der Bedeutung der ersten Konstituente, des Bestimmungswortes, ab.

Mit den folgenden Adjektiven verlässt Dorfer den semantischen Bereich ‚veränderlich‘; es kommt ihm jetzt nur noch auf die Ausdrucksseite des Wortbildungsmodells, auf den Bauplan an. Die so gebildeten Wörter sind allesamt okkasionelle Bildungen, nur für diesen einen Text geschaffen.

Der Kontext bewirkt allerdings doch noch, dass auch die Inhaltsseiten der Adjektivkomposita ihre Funktion(en) für die Textkonstitution bekommen. Indem wir Maria Pümpel-Mader (1992, S. 198 ff.) folgen und für alle genannten Adjektive das Inhaltsmuster „Referentiell“ annehmen, dann können wir diese Adjektive mit „betreffend“, „in bezug auf“ bzw. „hinsichtlich“ (ebd., S. 198) paraphrasieren. Das will sagen, dass aus kontextueller Notwendigkeit differierende Inhaltsmuster abstrakt und allgemein zusammengefasst werden (können/müssen).

Im weiteren Kontext der Dorfer’schen Glosse kommen auch noch substantivische Komposita dazu (in Folgenden in Kapitälchen gedruckt):

Von Boykott war gleich die Rede. Statt sich zu freuen, den **Konfrontationsresistenten** nicht allzu oft veranltitzen zu müssen. Dasselbe gilt natürlich für seinen **suspensbereiten** Vize, der Elastizität bereits bewiesen hat. Parteiinterne Spagatiaden zwischen **denkverunmöglichten** Bedürfnissen sind seine Spezialität. Elastische Situationen stellen, wenn überhaupt, nur für die Judikatur ein **DURCHBLICKSMANKO** dar. Sonst ist **VERANTWORTUNGSABSTINENZ** nicht nur üblich, sonder sogar politisch **wunschkonform**. Stellt sich nur noch die Frage, ob diese elegante **TELEPRÄSENZ** nicht irgendwann als das erkannt wird, was sie ist. Nämlich ein **couragebereinigtes RESPONSIBILITÄTSVAKUUM**. Und dann wir auch die Elastizität der Sprache nicht mehr ausreichen, um das zu verbergen – oder wie es richtig heißen muss: zu devisionalisieren. (Die Zeit, Österreich-Ausgabe, 27.2.2014)

Die deadjektivische Konversion *die Konfrontationsresistenten* leitet von den komponierten Adjektiva zu den Substantiven über. Das zugrunde liegende Adjektiv *konfrontationsresistent* entspricht genau den textinternen Bildungsregularitäten für die textkonstitutiven Adjektiva. Die Konversion ist das einfachste und ökonomischste Mittel der Umkategorisierung von Wörtern, der Änderung der „kategorialen Bedeutung“ (vgl. Coseriu 1978, S. 194) von Wörtern, somit auch von Wortbildungsprodukten.

Johannes Erben hat in seiner Einführung in dem ersten Band der Mannheim-Innsbrucker „Bestandsaufnahme“ des großen Wortbildungsprojekts deutlich festgehalten, dass Wortbildung zwar syntaktische Aspekte habe, dass aber der „semantische“ Aspekt nicht „zu vergessen“ sei. Es sei „damit zu rechnen, daß reihenhaft vorliegende Wortbildungen bestimmter Struktur und Bezeichnungsfunktion [...] als semantisches Muster für analoge Bildungen wirken können“ (Erben 1973, S. 9) Die Suche nach Bildungen mit dem gleichen Inhaltsmuster wie unser nunmehr schon vertrautes Initialadjektiv *situationselastisch* hat ein sol-

ches Paradigma ergeben. Im Text aber ergeben sich weitere paradigmatische Relationen, die über die wortbildungssemantischen Zusammenhänge hinausgehen. Die Adjektive *situationselastisch*, *sprachelastisch*, *haltungsflexibel*, *gestenentspannt*, *zeittolerant*, *zustimmungsdistant*, *anlasspartiell* und *freudabsent* — wir bleiben zunächst im ersten Teil des Textes — ergeben ein formal definiertes Paradigma; sie sind nach demselben Bauplan gebildet. Im parodistisch-satirischen Zusammenhang des Dorfer'schen Textes bekommt dieses formale Paradigma textsemantische Funktion. Dieses Paradigma, das nur aus Wortbildungen besteht, die mit Ausnahmen des Initialwortes für diesen einen Text gebildet worden sind, konstituiert den Dorfer'schen Text oder zumindest das eine Exemplar der Gattung Satire, wobei hier gerade die Parodie sprachlichen Vorgehens das satirische Mittel schlechthin ist.

Diese acht Adjektive haben noch eine weitere Eigenschaft gemeinsam: Die Adjektive haben — darauf werde ich gleich zurückkommen — die kategorielle Bedeutung Qualität. Die Qualität, die diese Adjektive bezeichnen, ist allerdings nicht nur nicht präzise, sie ist vollkommen unbestimmt und unbestimmbar und grenzt ans Sinnlose. Auf diese Weise charakterisiert Alfred Dorfer und somit sein Text bestimmte Aspekte politischen Sprechens oder des Sprechens von Politikern.

Grundlegend ist die Einsicht, dass Wortbildung trotz aller syntaktischen Aspekte nicht einfach ein Teil der Syntax ist, sondern vielmehr ein sprachlicher Bereich *sui generis*. Es werden Wörter als Benennungseinheiten erzeugt. Wörter — dies ist eine fundamentale Eigenschaft der Wörter nicht nur im Deutschen — gehören immer irgendwelchen Wortklassen an, die, wie schon angedeutet, ihre kategorielle Bedeutung haben. Eine Wortform wie *die Konfrontationsresistenten* kann nur als Substantiv in die syntaktische Rolle eines Akkusativobjekts gelangen. Die Konversion als eine Art der

Wortbildung hilft mit, die grammatische Umstrukturierung (Transformation) einer Aussage herbeizuführen, d.h. eine syntaktische Konstruktion („Basiskette“) in eine andere Form zu bringen, die situationell und kontextuell angemessener ist und zur adäquaten satzübergreifenden Textkonstitution beiträgt. (Erben 2006, S. 24)

Wiederum sind es die Notwendigkeiten und Bedürfnisse der Textstrategie, die zur Wortbildung führen.

Dabei ist es mit der formalen, ausdrucksseitigen Wortklassenzugehörigkeit nicht getan. Werfen wir noch einmal einen Blick auf den ersten Teil der Dorfer'schen Glosse:

Auch die angekündigte **anlasspartielle ANWESENHEITSNEGATION** des Kanzlers weckte eher **freudabsente** Emotionen.

Dieser Satz enthält zwei neugebildete Adjektive, die als Attribute zu Substantiven bestimmte Sachverhalte als Qualitäten der Substantive ausdrücken. Das erste Substantiv ist ebenfalls eine okkasionele Bildung. Das Grundwort *Negation* hat zwei Bedeutungen (Wahrig 2012):

Negation

1. *Verneinung, Ablehnung*; Ggs *Affirmation, Position*
2. <Gramm.> *Verneinungswort*.

In unserem Fall geht es um die erste Bedeutung, in der das Substantiv *Negation* ein Verbalabstraktum ist; da Verbalabstrakta, wenngleich in geänderter Form, die Valenz des Basisverbs übernehmen, kann *Anwesenheitsnegation* auch als Rektionskompositum mit der Wortbildungsbedeutung ‚die Tatsache, dass jemand die Anwesenheit negiert‘ angesehen werden. Die Transposition eines Verbs in ein Substantiv ermöglicht einerseits, dass das Syntagma *anlasspartielle Anwesenheitsnegation* als Subjekt des Satzes fungiert, andererseits kann in Folge der Transposition von ‚Prozess‘ zu ‚Substanz‘ (zur Terminologie siehe Barz 1988, S. 66) ein charakterisierendes Attribut hinzutreten und so das Ganze in den satirischen Kontext eingebaut werden.

Noch eine weitere Beobachtung: Bei fast allen dieser Wortbildungen kommen sog. Fremdwörter als zweite Konstituenten vor. Das belegt aufs Neue, dass die Wortbildung ein wesentliches Indiz dafür ist, dass die Fremdwörter in den deutschen Wortschatz integriert sind (vgl. Eisenberg 2013, S. 102f.).

Bevor wir Österreichs Politik verlassen wollen, wenden wir uns noch dem Ausdruck *Spiegelminister* bzw. *Spiegelministerium*¹ zu. Wir erinnern uns an ein Zitat aus den ‚Salzburger Nachrichten‘:

Künftig sollen ‚anlassbezogen‘ auch die **‚Spiegelminister‘** die Regierung vertreten. Konkret zu verkünden hatten sie bei der Premiere am Dienstag aber nichts. (www.salzburg.com/nachrichten/oesterreich/politik/sn/artikel/pressefoyer, Stand: 3.3.2014)

Das Wort *Spiegelminister* ist weder im Wahrig- noch im Duden-Universalwörterbuch gebucht. Im großen DEREKO landete ich immerhin zwei Treffer:

Es ist eine Aufgabe, zu der sich die Koalition ausdrücklich bekennt. Ich verweise hier auf den Koalitionsvertrag, der sich in 13 Punkten – um nur einige Schwerpunkte anzuführen: Investitionszulage, Förderpolitik, Gemeinschaftsaufgabe, Förderung Mittelstand, Existenzgründer, Wissenschaft,

¹ Für wertvolle Hinweise zu diesem Teil danke ich an dieser Stelle auch Ludwig M. Eichinger.

Innovationen, ländliche Regionen – Ostdeutschlands prioritär annimmt. Erfahrungsgemäß ist ein Ausschuss ohne **Spiegelministerium** eine zahnlose Veranstaltung. Deshalb wollen wir einen solchen Ausschuss auch nicht für den Aufbau Ost. Wir alle sind Abgeordnete aus verschiedenen Regionen dieser Republik. (Protokoll der Sitzung des Parlaments Deutscher Deutscher Bundestag am 15.12.2005. 8. Sitzung der 16. Wahlperiode 2005–2009. Plenarprotokoll, Berlin, 2005)

Die Regierungen in Berlin und in Wien haben uns vorgemacht, wie es richtig geht: Was der Arbeit dient, muss bei einem Ministerium angesiedelt werden, das Arbeit schafft. Diese Teile des Sozialministeriums müssen deshalb beim Wirtschaftsministerium angesiedelt sein. Das Gesundheitsministerium muss als **Spiegelministerium** außerdem für die Gesundheitspolitik im weitesten Sinne zuständig sein. Das Sozialministerium müsste aufgelöst werden. Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich sage das in dieser Deutlichkeit. (Protokoll der Sitzung des Parlaments Bayerischer Landtag am 29.1.2003. 109. Sitzung der 14. Wahlperiode 1998–2003. Plenarprotokoll, München, 2003)

Beide Belege sind in parlamentarischen Protokollen zu finden. Es handelt sich beim *Spiegelministerium* um einen Ausdruck der politischen Organisation: Ein *Spiegelministerium* ist ein Ministerium, das inhaltlich einem Parlamentsausschuss entspricht; wenn es kein eigenes Bundesministerium für den Aufbau Ost gibt, dann braucht es auch keinen Bundestagsausschuss mit diesen Aufgaben. Ähnlich die Aussage im Bayerischen Landtag. In diesen Beispielen ist ein *Spiegelministerium* ein Ministerium, das sich in einer anderen Institution (in unseren Fällen in einem Parlamentsausschuss) spiegelt.

Ganz anders die Bedeutung des Kompositums im heutigen Österreich:

Einen „**Spiegelminister**“ für jeden Anlass, so lautet der „neue Stil“ der neuen Regierung. Dazu haben SPÖ und ÖVP eine Liste erstellt, die festlegt, mit welchem Minister des Koalitionspartners ein Regierungsmitglied seine Pläne abzustimmen hat. Das Ergebnis: 14 „**Spiegelressorts**“. [diepresse.com/home/politik/innenpolitik/1551688]

Dieses Zitat aus der Wiener Tageszeitung ‚Die Presse‘ gibt zwar eine gute Sachklärung, lässt aber den Wortbildungsanalytiker etwas ratlos, denn die Bedeutung der ersten Konstituente (*sich*) *spiegeln* bleibt unklar.

Das Verbum *sich spiegeln*, das als erste Konstituente dieses Kompositums fungiert, hat die Bedeutung „ein (seitenverkehrtes) Abbild zeigen“ (Wahrig 2012). In der österreichischen Verwendung aber geht es nicht um ein „Abbild“, sondern

um ein gemeinsames Auftreten. Hier könnte das Wort *Spiegelneuron* (vgl. Anm. 1) Vorbild gewesen sein:

Ein Spiegelneuron (Plural: Spiegelneurone oder Spiegelneuronen) ist eine Nervenzelle, die im Gehirn von Primaten beim Betrachten eines Vorgangs das gleiche Aktivitätsmuster aufweist, wie es entstünde, wenn dieser Vorgang nicht bloß (passiv) betrachtet, sondern selbst (aktiv) durchgeführt würde. (de.wikipedia.org/wiki/Spiegelneuron, Stand: 29.4.2014)

Im Wort *Spiegelneuron* begegnet das Verbum *sich spiegeln* sowohl in der Bedeutung ‚ein Abbild zeigen‘ als auch in der Variante davon ‚gemeinsam auftreten‘. Im österreichischen *Spiegelministerium* geht es nur noch um das gemeinsame Auftreten.

Das Nebeneinander von *Spiegelminister* und *Spiegelressort* im Textstück aus der ‚Presse‘ lässt Ansätze zu einer Reihenaufbildung erkennen, doch ist diese nur in einem sehr engen Referenzbereich wirksam. Als Kabarettist könnte man definieren, dass zwei Spiegelminister solche Minister sind, die in einem Pressefoyer gemeinsam auftreten, auch wenn das in keiner Weise irgendwie spiegelbildlich wirkt. Wortbildung ist immer auch ein Nominationsakt; aus der speziellen politischen Situation, in der die Notwendigkeit besteht, zwei Minister oder Ministerinnen beim Pressefoyer auftreten zu lassen, erwächst auch die Notwendigkeit, einen Begriff für diese beiden Personen zu finden, sofern sie nicht Bundeskanzler und Vizekanzler sind. Deshalb nimmt man das Wort *Spiegelminister*, weil es sich beim Bild und beim Spiegelbild immer um zwei Entitäten handelt. Dass dies im vorliegenden Fall nicht ganz passt bzw. sachlich nicht ganz zutrifft, spielt für die politische Praxis keine Rolle. Wichtig ist, dass ein Begriff und eine Nominations-einheit dafür vorhanden sind. Auf diese Weise glaubt oder hofft man, die Situation bewältigt zu haben. Begriff und Wort sollen die Situation definieren bzw. retten. Ob das Wort *Spiegelminister* im Unterschied zur bundesrepublikanischen Verwendung in neue Kontexte gestellt oder ob es im Anschluss an *Spiegelneuron* neu gebildet worden ist, sei dahingestellt. In beiden Fällen handelt es sich um einen gezielten Benennungsakt, der der Beschönigung oder gar der Verschleiерung von Tatbeständen dient.

Alle bislang behandelten Beispiele sollten zeigen, dass die Wortbildung schon deshalb notwendig ist, um einen Text, der eine bestimmte Situation sprachlich bewältigen soll, zu konstituieren.

Die Wortbildung wirkt ganz wesentlich textkonstitutiv, dies auch im Zusammenwirken mit anderen nicht zusammengesetzten sprachlichen Zeichen. Auf diese Weise übernehmen Wortbildungen dieselben Aufgaben wie einfache Zeichen. Sehen wir uns einen kurzen Textausschnitt aus dem höchst vergnüglichen Roman ‚Blumenberg‘ der Bühner-Preisträgerin 2013 Sibylle Lewitscharoff an:

(a) Sie hatte die **Knöpfe** von einer alten getrödelten Bluse abgeschnitten und an ihr Kleid genäht. (b) Vor langer Zeit hatte sie einmal im Radio ein Hörspiel aus den fünfziger Jahren gehört, (c) da verschwanden **Mädchen**, (d) und aus ihnen wurden **Knöpfe** gemacht. (e) Schöne **Knöpfe**, einzigartige **Knöpfe**, mindestens so schöne **Knöpfe** wie der, den sie jetzt, den dünnen Stoff wie ein spitzes Berglein hochziehend, zwischen den Fingern hielt. (f) Ob sie lauter **Knopfmädchen** vor dem Busen trug? (g) Wie viele waren es? (h) Eins, zwei, drei vier, fünf – sechs. (i) Sie war vielleicht auch ein **Knopfmädchen**, aber ihre Verwandlung stand noch bevor. (Sibylle Lewitscharoff: Blumenberg. (= suhrkamp taschenbuch 4399, Berlin 2013, S. 75)

In den Sätzen (a) bis (e) kommen die Substantivformen *Knöpfe* und *Mädchen* als Simplizia vor; Dabei erfahren wir, dass, nach einem Hörspiel, *Knöpfe* aus *Mädchen* gemacht worden sind. Die beiden Substantive bilden je eine Isotopieebene, und diese beiden Ebenen stehen in einem ganz bestimmten semantischen Verhältnis zueinander. Es wird also mit narrativen und syntaktischen Mitteln der Begriff *Knopfmädchen* beschrieben, der dann in Satz (f) aus dem Kontext heraus entsteht. Wir haben hier das Phänomen der „Begriffskondensation“ (Agricola 1975, S. 36) vor uns: Zuerst wird der Begriff mit syntaktischen Mitteln beschrieben, bevor er durch eine Wortbildung, in unserem Fall durch ein Kompositum benannt wird. Wolfgang Fleischer (1989, S. 26) hat Vergleichbares in die Formel gebracht: Wortgruppen beschreiben Begriffe; Wörter, somit auch Wortbildungen, benennen Begriffe.

Satz (f), in dem das Kompositum *Knopfmädchen* zum ersten Mal auftaucht, ist eine Äußerung in Figurensprache. Das will sagen, dass Begriff und Nominationseinheit im Kopf der jungen Frau aus ihrer Tätigkeitssituation heraus entstehen. Mit anderen Worten: Die Möglichkeit der Komposition aus dem Kontext heraus schafft auf ausgesprochen raffinierte Weise Kohäsion und Kohärenz eines Textstücks. Es sei mir die Bemerkung gestattet, dass sich auf solch eine Weise eine Autorin als wahre Sprachmeisterin erweist, auch wenn man in der jüngeren Vergangenheit erleben musste, dass der Autorin nicht alles so gut gelingt wie z.B. dieses Textstück.

Ich habe mich im Vorausgehenden in erster Linie auf ältere Literatur berufen und gestützt. Ich habe dies nicht deshalb getan, weil mir die neuere Literatur nicht bekannt ist, sondern weil ich die andauernde, oder wie man heute gerne sagt: die nachhaltige Leistung des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache gerade aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums würdigen wollte. Die Beschreibung der Wortbildung in der deutschen Gegenwartssprache durch die Innsbrucker Arbeitsgruppe unter der Leitung von Johannes Erben (und später Hans Wellmann)

war eines der ersten Großprojekte des IDS und wohl auch eines der ersten erfolgreichen Projekte. Durch dieses Projekt bzw. durch die Ergebnisse dieses Projekts wurden zahlreiche nachfolgende Untersuchungen und Handbücher zur deutschen Wortbildung wenn nicht ermöglicht, so zumindest unterstützt und gefördert. Entscheidend für den Erfolg war nicht nur der semantikzentrierte Ansatz, sondern auch die Tatsache, dass die Analysen und Interpretationen auf authentischen Textbelegen beruh(t)en. Dadurch war von Anfang an der Blick auf text-linguistische Fragestellungen möglich.

Literatur

- Agricola, Erhard (1975): *Semantische Relationen im Text und im System*. 3., überarb. Aufl. Halle (Saale).
- Barz, Irmhild (1988): *Nomination durch Wortbildung*. (= Linguistische Studien). Leipzig.
- Coseriu, Eugenio (1978): Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes (1966/1973). In: Geckeler, Horst (Hg.): *Strukturelle Bedeutungslehre*. (= Wege der Forschung 426). Darmstadt, S. 193–238. [Wiederabdruck d. Ausg. Tübingen 1973.]
- Duden (2011): *Deutsches Universalwörterbuch*. 7., überarb. u. erw. Aufl. CD-ROM. Mannheim.
- Eisenberg, Peter (2013): Anglizismen im Deutschen. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Berlin/Boston, S. 57–119.
- Erben, Johannes (2006): *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*. 5., durchges. u. erg. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 17). Berlin.
- Erben, Johannes (1973): Zur Einführung. In: Kühnhold, Ingeburg/Wellmann, Hans: *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. 1. Hauptteil: Das Verb. (= Sprache der Gegenwart 29). Düsseldorf, S. 8–16.
- Fleischer, Wolfgang (1989): Nomination und unfeste nominative Ketten. In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 9, S. 13–27.
- Kühnhold, Ingeburg/Putzer, Oskar/Wellmann, Hans (1978): *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. 3. Hauptteil: Das Adjektiv. (= Sprache der Gegenwart 43). Düsseldorf.
- Pümpel-Mader, Maria (1992): Adjektivkomposita. In: Pümpel-Mader, Maria/Kühnhold, Ingeburg/Wellmann, Hans: *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. 5. Hauptteil: Adjektivkomposita und Partizipialbildungen (Komposita und kompositionsähnliche Strukturen 2). (= Sprache der Gegenwart 80). Berlin/New York, S. 31–166.
- Wahrig (2012): *Deutsches Wörterbuch*. 9., vollst. neu bearb. u. aktual. Aufl. CD-ROM. Gütersloh/München.

Manfred Krifka (Berlin)

Fünzig Jahre Satzsemantik – am Beispiel der Negation*

Für Thomas Becker (1955–2014)

Abstract: Der Beitrag zum 50-jährigen Bestehen des IDS gibt einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Satzsemantik, der am Wahrheitswert von Aussagen orientierten Lehre von zusammengesetzten sprachlichen Ausdrücken. Er tut dies am Beispiel der Negation, insbesondere an der syntaktischen Realisierung der Negation mit dem Negationsartikel *kein*, an Negativen Polaritätselementen wie *jemals*, an der doppelten Negation wie in *nicht unglücklich* und an der pleonastischen Negation nach *bevor*. Auch die Negation in Fragen und Antwortpartikeln wie *nein* kommen zur Sprache.

1 Satzsemantik? Fünzig Jahre?

Als ich den Auftrag erhielt, einen Vortrag auf der 50. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache zu halten, zu dem Thema „Sprachwissenschaft im Fokus: Positionsbestimmungen und Perspektiven“, stand für mich das Thema sofort fest. Durch eine geschichtliche Koinzidenz ist nämlich die Satzsemantik genau so alt wie das IDS. Grund genug also, einen Rückblick zu wagen auf dieses Teilgebiet der Linguistik.

Semantik ist die Lehre von der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke. „Satzsemantik“ ist eine nicht ganz glückliche Bezeichnung für denjenigen Zweig, in dem die Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke im Vordergrund steht. Der Satz steht im Mittelpunkt, weil er hinsichtlich der Bedeutung eine besondere Rolle einnimmt: Er hat einen Wahrheitswert. Man spricht daher auch von wahrheitswertfunktionaler Semantik.

* Ich bedanke mich für die Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung, Förderkennzeichen 01UG0711, an das Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS) Berlin. Für Kommentare zu diesem Beitrag danke ich Werner Frey und Carla Umbach.

Widmen möchte ich diesen Aufsatz Thomas Becker. Wir haben uns Ende der 1970er Jahre als Studenten in München die Grundlagen der Montague-Grammatik erarbeitet, und ich habe mit ihm bei der 50. Jahrestagung des IDS zum letzten Mal gesprochen.

Man wird nun entgegenhalten: Die Satzsemantik in diesem Sinne gibt es doch schon wesentlich länger! Hat nicht der Philosoph Gottlob Frege (1848–1925) hierfür die Grundlagen gelegt, hat nicht Frege als Bedeutung des Satzes den Wahrheitswert vorgeschlagen, hat nicht er bereits angenommen, dass die Bedeutung von zusammengesetzten Ausdrücken aus den Bedeutungen der Teilausdrücke entsteht? Dennoch: Die *linguistische* Satzsemantik beginnt erst vor fünfzig Jahren, denn das Werk Freges blieb in der Sprachwissenschaft völlig unbeachtet. Frege selbst hat nie den Kontakt zur Sprachwissenschaft oder zur Psychologie gesucht. Levelt (2013) schreibt in seiner Geschichte zur Psycholinguistik vor Chomsky: „Over the entire area we are considering in this book, the psycholinguistic study of meaning was by and large the study of word meaning“ (und eben nicht die der kompositionalen Bedeutung).

Die Berechtigung, von „Fünfzig Jahren Satzsemantik“ zu sprechen, hängt mit einem Logiker der Universität von Kalifornien in Los Angeles zusammen, Richard Montague (vgl. Partee/Hendriks 2011). Der Schüler von Alfred Tarski hatte 1964 mit Donald Kalish ein aufsehenerregendes Lehrbuch veröffentlicht: „Logic. Techniques of Formal Reasoning“. In der Folge wollte er seinen Studierenden Rezepte an die Hand geben, Sätze des Englischen in prädikatenlogische Formeln zu überführen. Wenn es aber hierfür formalisierbare Regeln gab, dann gab es keinen wesentlichen Unterschied zwischen einer formalen und einer natürlichen Sprache. Dies führte zu dem ersten Aufsatz, „English as a Formal Language“, und zu weiteren wie „The Proper Treatment of Quantification in Ordinary English“, 1973 erschienen, bereits nach Montagues frühem Tod.

Montague konnte mit diesem Werk eine ganze Reihe von Philosophen begeistern. Dazu gehörten David Lewis, der mit einem sehr viel zugänglicheren Werk, „General Semantics“, in die neue Denkweise einführte. Dazu gehörten Max Cresswell, Terry Parsons, David Kaplan und Hans Kamp, die später mit wichtigen Erweiterungen von Montagues Theorien hervortreten sollten.

Warum nun wurde Montagues Idee als so neuartig empfunden? In der Philosophie, vor allem in der analytischen, hatte sich eher eine Abwendung von der natürlichen Sprache als etwas zu Ungenauem vollzogen. Und dort, wo sie sich der Sprache zuwandte, etwa beim späten Wittgenstein oder in der Ordinary Language Philosophy, war sie gerade nicht an formalen Regeln interessiert. Vor diesem Hintergrund musste Montagues Werk als revolutionär erscheinen. Es stand übrigens durchaus in der Tradition Freges, insbesondere vermittelt durch Rudolf Carnap, der kurz bei Frege in Jena studiert hatte und ebenfalls in Los Angeles gelehrt hat.

Und warum ist der Funke diesmal auf die Sprachwissenschaft übergesprungen? Das lag daran, dass nun aus der Sprachwissenschaft selbst heraus die Syntax, die Bildung von komplexen Ausdrücken aus einfacheren Teilausdrücken, in

den Fokus der Forschung geraten war, durch die Generative Grammatik von Noam Chomsky am MIT in Cambridge. Chomsky selbst schien zwar an semantischen Fragen uninteressiert, nicht aber seine Schüler und Anhänger. In der sogenannten Generativen Semantik nahmen John Ross, George Lakoff und James McCawley eine eigene semantische Repräsentationsebene an. Montague hatte wenig übrig für diese „attempts emanating from the Massachusetts Institute of Technology“. Seine eigene Methode, welche den Wahrheitsbegriff und modelltheoretische Verfahrensweisen in den Mittelpunkt stellte, schien ihm der Natur von sprachlicher Bedeutung gerechter zu werden.

Weshalb dieser Ansatz nun aber tatsächlich in der Linguistik Aufnahme fand, das lag vor allem an der Forschungs- und Vermittlungsleistung einer Person: Barbara Partee. Partee hatte 1964 bei Chomsky promoviert und dann eine Assistenzprofessur in Los Angeles angenommen. Sie wurde zu der wesentlichen Vermittlungsinstanz für die neue Art, Semantik zu betreiben.

Die neue Lehre wurde schon früh in Deutschland bekannt. Eine kommentierte Übersetzung von Montagues Aufsatz „Universal Grammar“ von Helmut Schnelle erschien bereits 1972. Ein erstes Einführungs-Skript von Sebastian Löbner kursierte seit 1974 und führte 1976 zu einer „Einführung in die Montague-Grammatik“. Wichtige eigenständige frühe Arbeiten gehen auf Arnim von Stechow, Angelika Kratzer, Rainer Bäuerle und Thomas Ede Zimmermann in Konstanz zurück. Ich selbst bin mit der „Montague-Grammatik“ von Godehard Link (1979) mit der Satzsemantik vertraut geworden. Heute gibt es mehrere Fachzeitschriften wie „Linguistics and Philosophy“ und „Natural Language Semantics“, regelmäßige internationale Konferenzen wie „Semantics and Linguistic Theory“ und „Sinn und Bedeutung“ und eine ganze Reihe von einführenden Werken. Auch das IDS hat zur Satzsemantik beigetragen, obwohl sein Fokus eher auf der lexikalischen Semantik liegt, insbesondere durch Joachim Ballweg zu quantifizierenden Nominalphrasen (Ballweg 2003).

2 Grundauffassungen der Satzsemantik

Was zeichnet die Satzsemantik in der Nachfolge Montagues nun aus? Im Vergleich zu anderen Ansätzen, etwa der Generativen Semantik, der Zwei-Ebenen-Semantik (Bierwisch 1983) und der Konzeptuellen Semantik (Jackendoff 1990) nimmt sie nicht von vorneherein an, dass Bedeutungen Ausdrücke einer Art konzeptueller Sprache sind. Sie strebt vielmehr nach einem Zugang jenseits der Sprache. Dabei ist sie nicht von vorneherein gegen symbolische Repräsentationen von Bedeutungen. Es gibt in ihr Entwicklungen wie die Diskursrepräsentation

tionstheorie (DRT) von Hans Kamp, die solche Repräsentationen ausdrücklich annehmen. Aber Montague selbst hatte in „Universal Grammar“ gezeigt, dass eine Repräsentationssprache unter gewissen Bedingungen eliminierbar ist und daher nur ein Hilfsmittel zur Darstellung von Bedeutungen sein kann.

Dies halte ich für einen wichtigen Vorteil des Ansatzes: Wenn sich Bedeutungen tatsächlich „im Kopf“ befinden, dann sicher nicht in der strukturellen Gestalt von semantischen Repräsentationssprachen, sei es eine Sprache der formalen Logik, sei es eine Logische Form, seien es die Schemata, wie sie von der Kognitiven Linguistik angeboten werden. Die Auffassung Montagues, die Repräsentationssprachen als bloße Hilfskonstruktionen betrachtet, ist damit eher kompatibel mit der ganz anders gearteten neuronalen und konnektionistischen Repräsentation von Bedeutung, wie sie sich tatsächlich in unseren Köpfen vorfindet.

Eine Grundidee der Satzsemantik ist, dass Bedeutungen aus elementaren Bausteinen aufgebaut sind, die bestimmten Typen angehören. Zu den Grundtypen gehören die Wahrheitswerte und die Entitäten, über die man spricht, ferner Situationen oder mögliche Welten – also Weisen, wie die Welt beschaffen sein kann. Aus diesen Grundtypen kann man komplexe semantische Typen konstruieren. Zum Beispiel ist der Typ eines intransitiven Verbs, etwas vereinfacht, eine Funktion von Entitäten in Wahrheitswerte, und der Typ eines transitiven Verbs eine Funktion von Entitäten in eine solche Funktion von Entitäten in Wahrheitswerte.

Um das an einem Miniaturbeispiel konkret zu machen: Wir nehmen die beiden Wahrheitswerte $\top$ und $\perp$ für Wahr und Falsch an sowie drei Entitäten, die Schachfiguren ♔ ♘ ♚. Die Bedeutung eines Ausdrucks wird in Doppelklammern $\llbracket \quad \rrbracket$ wiedergegeben. Damit können wir Bedeutungen für Nomina und Adjektive als Funktionen von Entitäten in Wahrheitswerte annehmen:

$$(1) \quad \text{a.} \quad \llbracket \text{Bauer} \rrbracket = \begin{bmatrix} \text{♔} \rightarrow \top \\ \text{♘} \rightarrow \perp \\ \text{♚} \rightarrow \perp \end{bmatrix} \quad \text{b.} \quad \llbracket \text{weiß} \rrbracket = \begin{bmatrix} \text{♔} \rightarrow \perp \\ \text{♘} \rightarrow \top \\ \text{♚} \rightarrow \top \end{bmatrix}$$

Die Verwendung von Piktogrammen soll daran erinnern, dass es sich nicht um Repräsentationen handelt, sondern um die Objekte oder deren kognitive Repräsentationen selbst. Wir können diese zwar sprachlich charakterisieren, wobei typischerweise die Lambda-Schreibweise verwendet wird, etwa $\lambda x [x \text{ ist weiß}]$. Aber das sind lediglich Hilfskonstruktionen, die in ähnlicher Beziehung zu Bedeutungen stehen wie etwa eine Differentialgleichung zu dem von ihr beschriebenen Kraftfeld.

Der Kombination eines Prädikats mit einer Ergänzung entspricht die Anwendung der Prädikatsbedeutung, also einer Funktion, auf die Bedeutung der Ergän-

zung als Argument. Wenn wir als Bedeutung von *der Bauer* das Objekt annehmen, erhalten wir als Bedeutung des Satzes *Der Bauer ist weiß* den Wahrheitswert $\perp$. Um die Sache nicht unnötig komplex zu machen, vernachlässigen wir hier den Beitrag der Kopula *ist*.

$$(2) \quad \llbracket \text{der Bauer ist weiß} \rrbracket = \llbracket \text{weiß} \rrbracket(\llbracket \text{der Bauer} \rrbracket)$$

$$= \left[\begin{array}{l} \text{♞} \rightarrow \perp \\ \text{♜} \rightarrow \top \\ \text{♝} \rightarrow \top \end{array} \right] (\text{♞}) = \perp$$

Die Rolle des Wahrheitswertes in der Semantik ruft immer wieder Missverständnisse hervor. Es wird entgegengehalten: Man kann doch die Bedeutung eines Satzes verstehen, ohne zu wissen, ob er wahr ist! Ich verstehe die Bedeutung des Satzes *Den 20. Jänner ging Lenz durchs Gebirg*, ohne zu wissen, ob er wahr ist, ob Reinhold Lenz also tatsächlich am 20. Januar 1778 durch die Vogesen zog. Was es mit der Wahrheit auf sich hat, kann man mit dem folgenden Gedankenexperiment verstehen: Um nachzuweisen, ob jemand einen Satz versteht, muss er mindestens wissen, unter welchen Umständen er wahr oder falsch ist. Wenn ich überprüfe, ob jemand die Bezeichnungen der Figuren des Schachspiels kennt, deute ich auf eine Figur und frage: *Bauer?* und erwarte eine Reaktion, die anzeigt, ob es sich um einen Bauern handelt oder nicht.

Wir müssen die Bedeutung eines Satzes also abhängig von Situationen machen. Wir nennen solche Bedeutungen „Propositionen“ und verstehen sie als Funktionen, welche Situationen auf Wahrheitswerte abbilden. Wenn wir beispielsweise unsere drei Schachfiguren in verschiedene räumliche Arrangements übereinander bringen, dann kann der angegebene Satz auszugsweise wie folgt interpretiert werden:

$$(3) \quad \llbracket \text{Der Springer steht über dem Bauern} \rrbracket$$

$$= \left[\begin{array}{cccccc} \text{♞} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} \\ \text{♝} \rightarrow \top, & \text{♞} \rightarrow \top, & \text{♞} \rightarrow \top, & \text{♞} \rightarrow \perp, & \text{♞} \rightarrow \perp, & \text{♝} \rightarrow \perp \\ \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♞} \end{array} \right]$$

Eine weitere Eigenschaft der Satzsemantik, die Missverständnisse hervorrufen kann, ist die modelltheoretische Interpretation. Dabei handelt es sich um eine Methode, Sätze in formalen Sprachen zu interpretieren, die auf Tarski zurückgeht. Um was geht es? Wir haben oben Ausdrücke wie *Springer*, *Bauer* und *über* so interpretiert, wie es die Piktogramme und ihr Arrangement nahelegten. Das ist aber nicht zwingend. Wir hätten *Springer* etwa auf zutreffen lassen können.

Wenn die Zuweisung von Wortbedeutungen so beliebig ist, stellt sich die Frage, was das mit der linguistisch relevanten Interpretation zu tun hat.

Schon Montague hat gezeigt, wie man innerhalb des sehr allgemeinen Zugangs der Modelltheorie zu Wortbedeutungen gelangen kann. Er hat hierzu eine Idee von Carnap aufgegriffen und sogenannte Bedeutungspostulate vorgeschlagen. Das sind Beziehungen zwischen den Interpretationen von Wörtern, denen jedes Modell genügen muss. So können wir festlegen, dass die Nomina *Bauer* und *Turm* nicht gleichzeitig auf eine Entität zutreffen können, und dass zwei Entitäten nicht gleichzeitig in den Relationen *über* und *unter* zueinander stehen können. Auf diese Weise entsteht ein Geflecht von Bedeutungsbeziehungen zwischen Wörtern, welches die Bedeutungen der einzelnen Wörter einschränkt.

Es wird dennoch oft bezweifelt, dass dies zu einer befriedigenden Analyse von Wortbedeutungen führen kann. So wird aus der Kognitiven Linguistik, wie sie von Ronald Langacker entwickelt wurde, der modelltheoretischen Semantik der Vorwurf gemacht, dass sie Bedeutungen nicht in der Kognition des Menschen zu verankern sucht. Hierauf ist zu antworten, dass uns nichts davon abhält, die zulässigen Modelle einzuschränken durch Annahmen, die durch Kognition des Menschen motiviert sind. So hat man strukturelle Eigenschaften der Zeit und des Raumes erfassen können, aber auch die Teilbeziehung, wie sie für Massennomina und die Pluralbildung relevant ist. Gärdenfors (2014) zeigt, wie andere Bereiche der Wortsemantik mit geometrischen, nicht-symbolischen Mitteln erfasst werden können.

3 Erfolge der Satzsemantik am Beispiel der Negation

Ich möchte nun einige entscheidende Schritte in der Entwicklung der Satzsemantik vorführen. Als roter Faden soll uns dabei die Negation dienen. Zum einen hat die aus der Logik kommende Satzsemantik zu diesem Bedeutungselement unmittelbar etwas zu sagen, zum anderen sind Ausdruck und Verwendungsweise der Negation und ihre verschiedenen Reflexe in der Sprache sehr vielfältig, und man kann an diesem Thema gut verschiedene Erweiterungen der Satzsemantik und ihr Zusammenspiel mit der Pragmatik vorführen. Ich erlaube mir, bei der Darstellung vorwiegend auf eigene Arbeiten zurückzugreifen (vgl. zur Negation auch Horn 1989).

3.1 Die flexible Negation

Die Negation ist zunächst einmal für Wahrheitswerte definiert. Sie bildet Wahr auf Falsch und Falsch auf Wahr ab, vgl. (4)(a). Das ist die Negation $\neg$, wie wir sie von der Logik her kennen.

$$(4) \quad a. \llbracket \neg \rrbracket = \begin{bmatrix} \top \rightarrow \perp \\ \perp \rightarrow \top \end{bmatrix} \quad b. \llbracket \text{nicht} \rrbracket = \left[P \rightarrow \left[x \rightarrow \llbracket \neg \rrbracket (P(x)) \right] \right]$$

In der natürlichen Sprache tritt diese Negation aber eigentlich nie auf, weil auch Wahrheitswerte nicht frei vorkommen. Die Negation kann vielmehr flexibel mit Ausdrücken von verschiedenem Typ kombiniert werden, vorausgesetzt, diese reduzieren sich letztlich zu Wahrheitswerten. Die Prädikatnegation hat beispielsweise die Bedeutung (4b), eine Funktion von einer Prädikatsbedeutung P in eine Funktion von Entitäten x in Wahrheitswerte. Das folgende Beispiel zeigt die Ableitung von *nicht weiß* in unserem kleinen Modell auf.

$$\begin{aligned}
 (5) \quad \llbracket \text{nicht weiß} \rrbracket &= \llbracket \text{nicht} \rrbracket (\llbracket \text{weiß} \rrbracket) = \\
 &= \left[P \rightarrow \left[x \rightarrow \begin{bmatrix} \top \rightarrow \perp \\ \perp \rightarrow \top \end{bmatrix} (P(x)) \right] \right] \left(\begin{bmatrix} \text{Person} \rightarrow \perp \\ \text{Katze} \rightarrow \top \\ \text{Hund} \rightarrow \top \end{bmatrix} \right) \\
 &= \left[x \rightarrow \begin{bmatrix} \top \rightarrow \perp \\ \perp \rightarrow \top \end{bmatrix} \left(\begin{bmatrix} \text{Person} \rightarrow \perp \\ \text{Katze} \rightarrow \top \\ \text{Hund} \rightarrow \top \end{bmatrix} (x) \right) \right] \\
 &= \begin{bmatrix} \text{Person} \rightarrow \begin{bmatrix} \top \rightarrow \perp \\ \perp \rightarrow \top \end{bmatrix} (\perp) \\ \text{Katze} \rightarrow \begin{bmatrix} \top \rightarrow \perp \\ \perp \rightarrow \top \end{bmatrix} (\top) \\ \text{Hund} \rightarrow \begin{bmatrix} \top \rightarrow \perp \\ \perp \rightarrow \top \end{bmatrix} (\top) \end{bmatrix} \\
 &= \begin{bmatrix} \text{Person} \rightarrow \top \\ \text{Katze} \rightarrow \perp \\ \text{Hund} \rightarrow \perp \end{bmatrix}
 \end{aligned}$$

die Bedeutung von *weiß* spezifiziert die Prädikatsbedeutung P

x variiert über die Entitäten $\text{Person}, \text{Katze}, \text{Hund}$

Negation wird auf die jeweiligen Wahrheitswerte angewendet

Die resultierende Bedeutung für *nicht weiß* ist das Komplement der Bedeutung von *weiß*. Ähnlich könnten wir die Negation auf Präpositionalphrasen wie in *nicht in der Schachtel (sondern auf dem Spielbrett)* oder Präpositionen wie in *nicht in (sondern auf) der Schachtel* anwenden. Dies gilt auch für die anderen Booleschen Operatoren, der Konjunktion und der Disjunktion, wie Keenan/Faltz (1985) gezeigt haben. Die natürliche Sprache erlaubt hier eine kondensierte Repräsentation, wie sie in künstlichen Sprachen, auch Programmiersprachen, in der Regel nicht angestrebt wird.

Die Negation in der Sprache betrifft oft nur einen Teil der semantischen Repräsentation eines Satzes. Dies sehen wir, wenn quantifizierte Ausdrücke im Spiel sind:

- (6) a. Clarisse hat jeden Offizier nicht berührt.
- b. Clarisse hat nicht jeden Offizier berührt.

Wenn wir im Aufbau der Bedeutung der syntaktischen Struktur solcher Sätze folgen, bezieht sich *nicht* in (6a) auf das transitive Verb *berührt*, in (6b) aber auf den komplexen Ausdruck *jeden Offizier berührt*. Ausdrücke wie *jeden Offizier* wurden in der Theorie der Generalisierten Quantoren (vgl. Barwise/Cooper 1981) systematisch behandelt, und im Zusammenspiel mit der Negation können wir die resultierenden Bedeutungen in vielen Fällen richtig voraussagen.

Allerdings nicht immer, und dies hat in den letzten Jahren zu einem doch recht anderen Bild der Negation geführt. Der Grund liegt daran, dass der Negationsanzeiger oft nicht dort interpretiert werden kann, wo er im Satz, oberflächlich betrachtet, auftritt. Ein Beispiel ist (7) – die Aussage einer Schauspielerin:

- (7) Ich nage nicht am Hungertuch und muss nehmen, was kommt.

Die (prosodisch hervorgehobene) Negation betrifft den Ausdruck *ich nage am Hungertuch und muss nehmen, was kommt*, und kann daher nicht innerhalb des ersten Teilsatzes interpretiert werden (vgl. Repp 2009 zu solchen Interaktionen von Negation und Ellipsenstrukturen). Ein anderes Beispiel, auf das Jacobs (1980) hingewiesen hat, sind Lesarten von Sätzen, in denen die Negation in dem Determinator *kein* (den man versucht ist, als *nicht ein* zu verstehen) als Satznegation interpretiert werden muss.

- (8) Jeder Arzt hat kein Auto.

Beispiel (8) bedeutet entweder: ‚Kein Arzt hat ein Auto.‘ Umgangssprachlich und mit steigendem Akzent auf *Arzt* und fallendem auf *kein* geäußert hat der Satz –

vor allem im Süddeutschen – aber auch die Lesart: ‚Es ist nicht der Fall, dass jeder Arzt ein Auto hat.‘ Um diese Lesart zu erzeugen, muss das Wort *kein* in seine Bestandteile zerlegt werden: Die Negation geht über den ganzen Satz, und der Bereich des Quantors *jeder Arzt* umfasst den Quantor *ein Auto*. Dieses Verhalten der Negation hat zu einer Theorie geführt (vgl. Penka 2011), nach der das Negationselement selbst lediglich einen nicht overt realisierten und syntaktisch höher stehenden Negationsoperator anzeigt:

- (9) NEG [*jeder Arzt fährt [(k)ein Auto]*]

Mithilfe dieser Theorie kann man auch das mehrfache Auftreten der Negation erklären, wie es in vielen Sprachen, darunter auch in älteren Formen des Deutschen und in Dialekten auftritt.

- (10) NEG [Da Joggel had neamand nix gebm].
 ‚Der Jockel hat niemandem etwas gegeben.‘

Dieses Beispiel aus dem Bairischen (vgl. hierzu Weiß 1998) weist zwei Negationselemente auf, bedeutet aber nicht, dass Jockel niemanden nichts, d.h. jedem etwas, gegeben hat. Die beiden Negationselemente zeigen lediglich die übergreifende Satznegation an (vgl. Zeijlstra 2004).

3.2 Negationsfreundliche Ausdrücke

Es gibt eine andere Klasse von Ausdrücken, die wie *kein* im Bereich einer Negation vorkommen, sogenannte Negative Polaritätselemente. Dazu gehören Temporaladverbien wie *jemals*, Partikel wie *sonderlich*, aber auch idiomatische Wendungen wie *mit der Wimper zucken* und *den Finger rühren*. Die folgenden Beispiele (meist aus dem DWDS-Korpus) zeigen, dass *jemals* lizenziert wird, wenn es in einem negierten Satz vorkommt.

- (11) Jarven konnte sich {nicht / *genau} erinnern, dass sie jemals gestohlen hatte.
 (12) Ich werde dafür sorgen, dass Sie an {keiner / *einer} Lehranstalt dieses Landes jemals wieder ihr rotes Gift verspritzen können.

Es liegt auf der Hand, hier ein Phänomen der syntaktischen Kongruenz zu sehen. Allerdings wird nicht immer eine Negation ausgedrückt:

- (13) Am meisten war wohl der Referent selbst überrascht, dass er jemals zu seinem Promotionsthema [...] angefragt werden würde.

Baker (1970) schlug vor, dass es genüge, wenn der Satz einen entsprechenden Satz semantisch impliziert, in dem eine Negation vorkommt, hier also: *Der Referent hat nicht gedacht, dass er jemals zu seinem Promotionsthema angefragt werden würde*. Damit war aber die semantische Katze aus dem Sack, denn nun hängt das Auftreten dieser Ausdrücke nicht mehr von der sprachlichen Form des Ausgangssatzes ab. Ladusaw (1979) machte deutlich, dass die semantische Bedingung sehr viel weiter gefasst werden muss. Die tatsächliche, syntaktisch ausgedrückte Negation stellte sich nämlich nur als ein Spezialfall von mehreren heraus, die man kaum mithilfe einer versteckten Negation deuten kann – zum Beispiel nach Superlativen (*die schönsten Perlen, die jemals gefunden wurden*), nach wenn-Sätzen (*wenn es jemals ein Haus gab, das zum Leben geeignet war, dann dieses*) und nach quantifizierenden Determinatoren wie *jeder*:

- (14) Aber das Heimweh reißt an mir, Heimweh nach jedem Stückchen Heimat, das ich jemals besessen habe [...].

Die merkwürdige Distribution von *jemals* und anderen Negativen Polaritätselementen kann man mit Rückgriff auf die Semantik beschreiben. Im Allgemeinen gilt: Ersetzt man einen Ausdruck in einem wahren Satz durch einen spezifischeren, kann man nicht davon ausgehen, dass der Satz wahr bleibt. (Das Zeichen $\Rightarrow$ drückt eine logische Folgerung aus, und $\nRightarrow$, dass diese nicht gilt.)

- (15) Jarven hatte im Jahre 2004 ein Auto gestohlen.
 $\nRightarrow$ Jarven hatte im Juli 2004 ein Auto gestohlen.

Der erste Satz kann wahr, der zweite aber falsch sein. Bei negierten Sätzen ist dies aber anders:

- (16) Jarven hatte im Jahre 2004 kein Auto gestohlen.
 $\Rightarrow$ Jarven hatte im Juli 2004 keinen Mercedes gestohlen.

Man sagt, die Negation erzeugt einen „abwärtsimplizierenden“ Kontext. Nicht nur die Negation bewirkt einen solchen Kontext, sondern auch ein quantifizierender Determinator wie *jeder*:

- (17) Jeder, der 2004 gestohlen hat, bereut es,
 $\Rightarrow$ Jeder, der im April 2004 gestohlen hat, bereut es.

Das sagt voraus, dass Negative Polaritätselemente wie *jemals* hier auftreten können: *Jeder, der jemals gestohlen hat, bereut es*. Der Determinator *jeder* hat zwar nichts mit der Negation zu tun, erzeugt aber einen ähnlichen semantischen Kontext wie diese und erlaubt daher Negative Polaritätselemente.

Es stellt sich nun die Frage: Warum sollten Ausdrücke wie *jemals* sich darum kümmern, ob sie in abwärtsimplizierenden Kontexten vorkommen? Ich habe 1995 die folgende Erklärung vorgeschlagen: *jemals* unterscheidet sich von *mal* dadurch, dass *jemals* als Alternativen spezifischere Bedeutungen einführt, nämlich spezifischere temporale Bestimmungen, wie *2004* oder *im April 2004*. Diese Alternativen werden angedeutet, aber ausdrücklich nicht verwendet. In abwärtsimplizierenden Kontexten würden sie zu allgemeineren Aussagen führen. Man deutet also damit an: Von einer Menge von angedeuteten Propositionen behauptet man die spezifischste. Damit drückt man aus, dass die Aussage, die tatsächlich gemacht wird, einen besonders hohen Informationsgehalt hat. In „normalen“ Kontexten würde hingegen angezeigt, dass die Aussage einen im Vergleich zu den Alternativen geringeren Informationsgehalt hat. Das ist eine semantische Anomalie und daher aus systematischen Gründen ausgeschlossen.

3.3 Negation im Doppelpack

Mit dem bairischen Beispiel (10) haben wir gesehen, dass die Negation mehrfach angezeigt werden kann. Es gibt nun aber Fälle, in denen jeder einzelne Negationsausdruck interpretiert werden muss. Ein Beispieltyp sind Ausdrücke wie *nicht unglücklich*, in denen die syntaktische Negation *nicht* und die morphologische *un-* zusammenwirken. Nun sollten zwei Negationen einander aufheben, d.h. *nicht unglücklich* sollte dieselbe Bedeutung haben wie *glücklich*. Tatsächlich gibt es aber einen Unterschied; *nicht unglücklich* bezeichnet einen milderen Grad des Glücklichseins. Diese Konstruktion wird oft zur Untertreibung (sog. Litotes) verwendet. Wie ist das zu erklären? Ich erläutere hier meinen Vorschlag in Krifka (2007), der zum Teil auf Blutner (2002) beruht.

Ein Ausdruck wie *glücklich* wird als vage empfunden. Es gibt unterschiedliche Versuche, Vagheit zu modellieren, zum Beispiel nimmt die „Fuzzy Logic“ beliebig viele Wahrheitswerte zwischen Wahr und Falsch an. Als aussichtsreicher hat sich ein Vorschlag aus *General Semantics* von David Lewis (1970) erwiesen. Danach sind solche Ausdrücke semantisch präzise, hängen aber von einem Parameter ab, genannt „Delineation“. Wenn wir die hedonischen Zustände des Menschen – grob vereinfachend – auf einer bipolaren Skala auftragen, dann sagt die Parametersetzung, welche Zustände wir als *glücklich* bezeichnen wollen. Das folgende Schaubild gibt einige mehr oder weniger strikte Setzungen an.

Der Sprecherin steht die Wahl der Parametersetzung frei. Sie will aber auch vom Hörer verstanden werden und sicher gehen, dass dieser eine vergleichbare Setzung wählt (und der Hörer erwartet dies wiederum von ihr). Dies führt dazu, dass sie eine eher enge Delineation wählt, um sicherzugehen, vom Hörer auch richtig verstanden zu werden. Das heißt, sie wird *glücklich* nur bei klaren Fällen von Glückseligkeit verwenden. Nehmen wir an, die Sprecherin wählt d_2 .

Die Negation *un-* wird als Prädikatsnegation, vgl. (5), verstanden. Abhängig von der Delineation erhalten wir folgende mögliche Bedeutungen:

Wir nehmen wieder an, dass die Sprecherin bei der Verwendung von *unglücklich* auf Nummer sicher gehen will und die Delineation d_8 wählt. Das führt zu den folgenden Verwendungsbedingungen von *glücklich* und *unglücklich*:

Die pragmatisch optimierten Verwendungsweisen der Ausdrücke sparen einen Bereich aus, auf den weder *glücklich* noch *unglücklich* angewendet wird, und zwar ohne Annahme von Wahrheitswertlücken oder unendlich vielen Wahrheitswerten. Die Lücke ergibt sich vielmehr aus pragmatischen Regeln für Ausdrücke mit präzisen, aber parameterabhängigen Bedeutungen.

Wie können wir nun aber die Verwendung von *nicht unglücklich* ableiten? Wir nehmen an, dass die syntaktische Negation *nicht* genau dasselbe bewirkt wie *un-*: Sie bildet das Komplement einer Bedeutung. Damit ergibt sich für *nicht glücklich* zunächst derselbe Interpretationsspielraum wie für *unglücklich* in (19), und für *nicht unglücklich* derselbe wie für *glücklich* in (18). Damit stehen *unglücklich* und *nicht glücklich* miteinander im Wettbewerb um denselben semantischen Raum, wie auch die Formen *glücklich* und *nicht unglücklich*. Allerdings ist *nicht unglück-*

lich syntaktisch komplexer als *glücklich*. Daher tritt eine auch aus anderen Zusammenhängen bekannte Implikatur auf, die M(odalitäts)-Implikatur (vgl. Levinson 2000). Sie besagt, dass der einfachere Ausdruck auf die prototypischen Fälle angewendet wird, und der komplexere Ausdruck auf die weniger prototypischen. Für solche M-Implikaturen gibt es zahlreiche Beispiele. So wenden wir die Bezeichnung *älterer Mann* auf Personen an, die weniger (!) alt sind als die, die mit *alter Mann* zu beschreiben sind. Im vorliegenden Fall heißt dies, dass *nicht unglücklich* auf weniger deutliche Fälle von Glücklichkeit angewendet wird. Da nun *nicht unglücklich* mit *glücklich* in Wettstreit tritt, wird es nur auf solche weniger deutlichen Fälle angewendet werden. Bei *unglücklich* und *nicht glücklich* kann man ähnlich argumentieren: Die morphologische Negation mit *un-* stellt eine engere, stärker konventionalisierte Bedeutungsverbindung dar als die syntaktische Negation *nicht*, und daher wird erstere auf deutlichere Fälle von Unglücklichsein angewendet. Das abschließende Schaubild zeigt, wie sich die Verwendungen der Ausdrücke miteinander arrangieren:

3.4 Die Negation, die sich verflüchtigt

Wir haben eben einen Fall besprochen, in dem bei zwei Negationen beide interpretiert werden wollen. Nun betrachten wir einen Fall, in dem eine Negation ohne offensichtliche Bedeutungsveränderung weggelassen werden kann, und zwar auch im Standarddeutschen. Es handelt sich um die Negation nach *bevor*.

- (22) Er könne sich von dem Sachverhalt keine Meinung bilden, bevor er (nicht) den Hund gesehen hat.
- (23) Niemand legt seine Serviette vom Schoß auf den Tisch zurück, bevor das (nicht) die Hausfrau getan hat.

Wir sprechen hier von „expletiver“ oder „pleonastischer“ Negation, und benennen damit etwas, was wir eigentlich nicht verstehen (vgl. z.B. Weisgerber 1960). Eine Bedingung für diese Form ist, dass auch der Hauptsatz eine Negation trägt. Ersetzen wir in (23) *niemand* durch *jemand*, dann ist *nicht* im *bevor*-Satz kaum verständlich.

Um die Negation unter *bevor* zu erklären, müssen wir die Zeit miteinbeziehen. Betrachten wir zunächst einen *bevor*-Satz ohne Negation ($t' < t$ steht für „die Zeit t' liegt vor der Zeit t “, und $t' \leq t$ für „die Zeit t' liegt vor t oder ist gleichzeitig mit t “).

- (24) $\llbracket \text{Maria schlief ein [bevor Hans da war]} \rrbracket$ ist wahr zur Zeit t^* ,
wenn es eine Zeit $t < t^*$ gibt (Präteritum!), sodass gilt:
- $\llbracket \text{Maria schläft ein} \rrbracket$ ist zur Zeit t wahr, und
 - für keine Zeit $t' \leq t$ gilt, dass $\llbracket \text{Hans ist da} \rrbracket$ zu t' wahr ist.

Die hier zugrunde gelegte Bedeutungsregel geht zurück auf Anscombe (1964) für englisch *before*. Danach muss es eine vergangene Zeit t geben, zu der Maria einschläft, wobei ausgeschlossen wird, dass Hans zu oder vor t da ist. Wir können das so darstellen:

Die Punkte stellen Zeiten dar, der Pfeil weist in die Zukunft, der Sprechzeitpunkt sei t^* . Der Satz *Hans ist da* ist wahr an allen schwarzen Punkten. Die weißen Punkte sind dann Kandidaten für Zeiten t . Der Gesamtsatz besagt, dass der Satz *Maria schläft ein* an einem dieser Zeitpunkte wahr ist, und schließt aus, dass er erst zu einem späteren Zeitpunkt wahr ist.

Was bewirkt nun die Negation? Wir betrachten zunächst den Fall der Negation im Hauptsatz, mit Bereich über den gesamten Satz.

- (26) *Maria schlief nicht ein, bevor Hans da war.*
 $\llbracket \text{NEG [Maria schlief ein [bevor Hans da war]} \rrbracket$
ist wahr zu t^* , wenn es **keine** Zeit $t < t^*$ gibt, sodass gilt:
- $\llbracket \text{Maria schläft ein} \rrbracket$ ist zur Zeit t wahr,
 - für keine Zeit $t' \leq t$ gilt, dass $\llbracket \text{Hans ist da} \rrbracket$ zu t' wahr ist.

Die Bedingungen (a) und (b) schließen es aus, dass die Zeit des Einschlafens im weißen Bereich liegt. Sie muss vielmehr später, im schwarzen Bereich, liegen. Die in (27) mit „ t “ markierten Zeiten sind damit solche, zu denen Maria eingeschlafen sein kann.

Nun zur Negation im *bevor*-Satz. Wie schon bemerkt, ist diese nicht akzeptabel. Warum nicht? Berechnen wir einmal die Bedeutung mit der Regel für *bevor*:

- (28) **Maria schlief ein, bevor nicht Hans da war.*
 $\ll$ [*Maria schlief ein* [*bevor* NEG [*Hans da war*]]] $\gg$ ist wahr zur Zeit t^*
 gdw. es eine Zeit $t < t^*$ gibt, sodass gilt:
 a. $\ll$ *Maria schläft ein* $\gg$ ist zur Zeit t wahr, und
 b. für keine Zeit $t' \leq t$ gilt, $\ll$ *Hans ist nicht da* $\gg$ ist wahr zu t' .

Bedingung (b) ist wegen der doppelten Negation schwer zu verstehen. Sie läuft auf Folgendes hinaus:

- b. für alle Zeiten $t' \leq t$ gilt: $\ll$ *Hans ist da* $\gg$ ist wahr zu t' .

(28) besagt mithin, dass Hans vor der Einschlafenszeit t immer schon da war. Es gibt aber in unserem Modell keinen Zeitpunkt t , der so beschaffen ist, da Hans ja erst ab der Mitte des dargestellten Zeitverlaufs da ist. Und in Modellen, in denen Hans immer schon da war, würde die Einschlafenszeit t durch den *bevor*-Satz nicht weiter eingeschränkt – das heißt, der *bevor*-Satz wäre eigentlich überflüssig. Satz (28) weist also eine systematische semantische Anomalie auf und ist deshalb nicht akzeptabel.

Betrachten wir nun aber, was passiert, wenn wir den Gesamtsatz negieren. Da (28) alle Zeiten t als Einschlafenszeiten ausschließt, lässt die Negation von (28) alle Zeiten zu.

- (29) *Maria schlief nicht ein, bevor nicht Hans da war.*
 $\ll$ NEG [*Maria schlief ein* [*bevor* NEG [*Hans da war*]]] $\gg$ ist wahr zu t^* ,
 wenn es keine Zeit t mit $t < t^*$ gibt, sodass
 a. $\ll$ *Maria schläft ein* $\gg$ ist wahr zu t , und
 b. für alle Zeiten $t' \leq t$ gilt, $\ll$ *Hans ist da* $\gg$ ist wahr zu t' .

Da (b) in dem Modell für keine Zeit t gilt, wenn Hans nicht schon immer da ist, ist der Satz (29) trivialerweise wahr. Das heißt, der *bevor*-Satz sagt überhaupt nichts darüber aus, wann Maria eingeschlafen ist.

- (30) es gilt nicht: für alle Zeiten t' mit $t' \leq t$: Hans ist zu t' da.

Der negierte Satz scheint damit gerade das entgegengesetzte Problem zu haben: Er schränkt die Einschlafenszeit t in den sinnvollen Modellen nicht ein. Warum aber hat dieser Satz dennoch eine gültige Interpretation?

Das liegt an einer Bedeutungskomponente, die wir bisher vernachlässigt haben. Gehen wir zurück zu dem Beispiel ohne Negation, *Maria schlief ein bevor Hans da war*. Aus der Bedeutungsregel (24) folgt nicht, dass Hans tatsächlich irgendwann da ist. Und tatsächlich gibt es Beispiele, für die wir dies auch gar nicht vorfinden:

- (31) *Mozart starb, bevor er sein Requiem vollendet hatte.*

Aber im Allgemeinen verstehen wir einen Satz mit *bevor*-Nebensatz so, dass er zumindest nahelegt, dass der *bevor*-Satz nach der Zeit t des Hauptsatz-Ereignisses wahr wird. Hier also:

- (32) $\ll [Maria\ schlief\ ein\ [bevor\ Hans\ da\ war]] \gg$:
 Wahr zur Zeit t^* , wenn es eine Zeit $t < t^*$ gibt, sodass gilt:
 a. $\ll Maria\ schläft\ ein \gg$ ist zur Zeit t wahr, und
 b. es gibt eine Zeit t'' , $t < t''$, $\ll Hans\ ist\ da \gg$ ist wahr zu t''

Wie kommt es zu dieser Bedeutungskomponente? Wäre sie nicht erfüllt, dann könnte man den *bevor*-Satz gleich ganz weglassen, weil dann ja die Erwachenszeit t nicht weiter eingeschränkt würde. Es sollte sich daher um eine konversationelle Implikatur handeln. Aber anders als bei solchen Implikaturen üblich kann man sie nicht einfach zurücknehmen; der Zusatz *aber Hans ist gar nicht gekommen* nach (24) klingt merkwürdig. Die Implikatur tritt aber nicht auf, wenn ihr die wörtliche Bedeutung widerspricht (vgl. (31), posthum kann man kein Requiem vollenden).

Bei Satz (24), *Maria schlief ein bevor Hans da war*, ist die Implikatur für alle Zeitpunkte t erfüllt, außer für den letzten schwarzen Punkt (wenn dies der letzte Zeitpunkt ist, zu dem Hans da ist). Da die wörtliche Bedeutung des Satzes strikter ist, schränkt die Implikatur die Wahl der Zeit t nicht weiter ein.

Unter Negation des Gesamtsatzes, also in *Maria schlief nicht ein bevor Hans da war*, müssen wir in (32) zur Implikaturberechnung „eine Zeit $t < t^*$ “ durch „**keine** Zeit $t < t^*$ “ ersetzen. Die Implikatur schließt damit aus, dass Hans irgendwann da ist, steht somit in Widerspruch zur eigentlichen Bedeutung und wird unterdrückt.

Anders aber in *Maria schlief nicht ein bevor Hans da war*. Jetzt lautet die Implikatur wie folgt:

- (34) $\llbracket \text{NEG} [\text{Maria schlief ein} [\text{bevor NEG} [\text{Hans da war}]]] \rrbracket$,
Implikatur:
Wahr zu t^* , wenn es **keine** Zeit t mit $t < t^*$ gibt, sodass
- $\llbracket \text{Maria schläft ein} \rrbracket$ ist wahr zu t , und
 - es gibt eine Zeit t'' , $t < t''$, sodass gilt:
 $\llbracket \text{Hans ist nicht da} \rrbracket$ ist wahr zu t' .

Wie wir in (30) gesehen haben, schränkt die wörtliche Bedeutung die Wahl der Einschlafenszeit t nicht ein. Durch die Implikatur wird nun aber diese Zeit wie folgt eingeschränkt:

Wir erhalten ein Resultat, das Satz (27) *Maria schlief nicht ein bevor Hans da war* sehr nahe kommt, und damit eine Erklärung dafür liefert, warum die Negation im *bevor*-Satz „überflüssig“ wirkt. Es gibt einen winzigen Unterschied: (27) lässt das Einschlafen unmittelbar vor dem Dasein von Hans zu. In einem Modell mit dichter Zeit ist dies eine infinitesimale Differenz.

Nach dieser Erklärung ist es also die Implikatur, die den einzigen tatsächlichen Bedeutungsbeitrag liefert. Dies ist ungewöhnlich, wenn man Implikaturen als Bedeutungen versteht, die erst nach der wörtlichen Bedeutung ins Spiel kommen. Allerdings wird das Konzept einer „grammatikalisierten“ Implikatur derzeit intensiv diskutiert (vgl. z.B. Chierchia 2013). Eine Frage, die sich hier anschließt, ist: Warum gibt es diese Negation unter *bevor* nicht im heutigen Englischen und auch nicht im Niederländischen?

Ich möchte in diesem Zusammenhang auch auf Folgendes hinweisen. Wie schon in dem Abschnitt zu Negativen Polaritätselementen haben wir hier semantische Defektivität benutzt, um zu erklären, weshalb Sätze, hier (28), ungrammatisch wirken. Diese Argumentation ist auch für andere Phänomene vorgebracht worden, zum Beispiel für die eingeschränkten Möglichkeiten der Bewegung aus syntaktischen Inseln (vgl. Abrusán 2007). Dies läuft einer Grundüberzeugung der Generativen Grammatik zuwider, dass man nämlich zwischen ungrammatischen und bedeutungslosen Sätzen (Standardbeispiel: *Colorless green ideas sleep furiously*) unterscheiden müsse. Wenn es systematisch zu semantischen Anomalien kommt, dann hat dies nach dieser Argumentation auch einen Einfluss auf die Grammatikalität.

4 Fragen und die Negation

In unserem kurzen Überblick über die Satzsemantik haben wir uns auf Aussagesätze konzentriert. Das scheint natürlich, steht doch die Frage der Wahrheit und Falschheit bei Aussagesätzen im Vordergrund. Doch die wahrheitsfunktionale Semantik hat auch zu unserem Verständnis von anderen Satztypen beigetragen. Hier wollen wir Fragen betrachten, wobei wir ebenfalls auf die Negation in Fragen zusteuern. Zunächst stellen wir uns aber die Frage:

4.1 Was bedeuten Fragen?

Nach der klassischen Theorie des australischen Philosophen und Informatikers Charles Hamblin von 1973 bezeichnet eine Frage eine Menge von Propositionen – all die, von denen der Sprecher vom Adressaten wissen will, ob sie wahr sind (dazu und zu anderen Auffassungen vgl. Krifka 2011).

Eine Polaritätsfrage steht dabei für eine Menge von zwei Propositionen, wobei eine die Negation der anderen ist. Wir haben in (3) die Bedeutung des Aussagesatzes *Der Springer steht über dem Bauern* angegeben. Der entsprechende Frage-

satz steht für die Menge von zwei Propositionen, ‚der Springer steht über dem Bauern‘ und ‚der Springer steht nicht über dem Bauern‘. Dies ist hier als Bedeutung der Frage, in ihrer eingebetteten Form wiedergegeben:

(36) $\llbracket \text{ob der Springer über dem Bauern steht} \rrbracket$

$$= \left\{ \left[\begin{array}{cccccc} \text{♞} & \text{♜} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} \\ \text{♞} \rightarrow \top, \text{♞} \rightarrow \top, \text{♜} \rightarrow \top, \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♞} \rightarrow \perp, \text{♝} \rightarrow \perp \\ \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♜} & \text{♜} \\ \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♞} \rightarrow \perp, \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♜} \rightarrow \top, \text{♞} \rightarrow \top, \text{♝} \rightarrow \top \\ \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♜} & \text{♜} \end{array} \right] \right\}$$

Die Ergänzungsfrage *welche Figur oben steht* führt zu der folgenden Menge von drei Propositionen, ‚der Springer steht oben‘, ‚der Turm steht oben‘ und ‚der Bauer steht oben‘:

(37) $\llbracket \text{welche Figur oben steht} \rrbracket$

$$= \left\{ \left[\begin{array}{cccccc} \text{♞} & \text{♜} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} \\ \text{♞} \rightarrow \top, \text{♞} \rightarrow \top, \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♞} \rightarrow \perp, \text{♝} \rightarrow \perp \\ \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♜} & \text{♜} \\ \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♞} \rightarrow \perp, \text{♜} \rightarrow \top, \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♞} \rightarrow \top, \text{♝} \rightarrow \perp \\ \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♜} & \text{♜} \\ \text{♝} \rightarrow \perp, \text{♞} \rightarrow \perp, \text{♜} \rightarrow \perp, \text{♜} \rightarrow \top, \text{♞} \rightarrow \perp, \text{♝} \rightarrow \top \\ \text{♞} & \text{♝} & \text{♞} & \text{♝} & \text{♜} & \text{♜} \end{array} \right] \right\}$$

Solche Bedeutungen treten als Konstituenten in anderen Sätzen auf, zum Beispiel als Komplement von Verben wie *wissen*, was so viel heißt wie: die wahren Propositionen einer Fragebedeutung glauben (vgl. Karttunen 1977). Sie dienen aber auch als Grundlage für den Akt einer Frage. Wenn eine Sprecherin auf der Grundlage einer Menge von Propositionen eine Frage stellt, dann will sie vom Adressaten, dass dieser die wahren Propositionen in einer Fragebedeutung identifiziert.

4.2 Negative Polaritätselemente in Fragen

Wir wollen uns auch bei der Frage auf die Negation konzentrieren. Wir beginnen mit den Negativen Polaritätselementen (vgl. Abschnitt 3.2), die interessanterweise auch in Fragen auftreten.

- (38) a. *Hat Jarven jemals gestohlen?*
 b. *Sollen wir es zulassen, dass er jemals wieder sein rotes Gift verspritzt?*

Ich habe dies wie folgt erklärt (Krifka 1995; vgl. auch van Rooij 2003): Stellt man eine Frage aufgrund einer Propositionsmenge $\{p, \neg p\}$, dann kann es sinnvoll sein, die Proposition p weiter oder enger zu fassen, je nachdem, welche Absicht hinter der Frage steckt. Das Negative Polaritätselement führt alternative Propositionen ein, und es ist Teil des Hintergrunds, vor dem die Frage gestellt wird, dass man gerade diese Proposition erfragt und keine der Alternativen. In (38a) haben wir die folgenden Alternativen:

- (39) a. Erfragte Proposition:
 {J. hat irgendwann gestohlen', $\neg$ J. hat irgendwann gestohlen'}
 b. Alternative Fragen:
 {J. hat 2004 gestohlen', $\neg$ J. hat 2004 gestohlen'}
 {J. hat am 4.12.2004 gestohlen.', $\neg$ J. hat am 4.12.2004 gestohlen.'}
 {J. hat 2005 gestohlen.', $\neg$ J. hat 2005 gestohlen'}
 ...

Was kann man über den Hintergrund einer Frage andeuten, wenn man die Frage (a) stellt und Fragen der Art (b) vermeidet? Man kann andeuten, dass man nicht weiß, ob Jarven überhaupt einmal gestohlen hat, denn sonst würde man ja eine spezifischere Frage stellen. Die Verwendung von Negativen Polaritätsfragen zeigt also eine bestimmte Fragestrategie an, die dann sinnvoll ist, wenn keine spezifischere Information vorliegt.

Eine ähnliche Überlegung hilft uns auch, Fragen wie die folgende zu verstehen:

- (40) *Hast du einen Finger gerührt, um mir zu helfen?*

Es handelt sich um eine rhetorische Frage; die Sprecherin will sagen: Du hast keinen Finger gerührt, um mir zu helfen. Aber es handelt sich doch um eine Frage, und nicht um eine Assertion. Wie kommt das? Der Ausdruck *einen Finger*

rühren bezieht sich auf einen minimalen Arbeitsakt, einen infinitesimal kleinen Akt also, wie Eckardt (2006) argumentiert (womit übrigens gezeigt ist, dass die Infinitesimalrechnung bereits in unserer Sprache angelegt ist). Die Sprecherin stellt eine Frage, die im Prinzip so leicht wie möglich mit *ja* beantwortet werden könnte, wohl wissend, dass das dem Hörer nicht gelingen wird.

Ein Negatives Polaritätselement drückt eine im Verhältnis zu den Alternativen allgemeine Bedeutung aus. Ein infinitesimales Negatives Polaritätselement wie *einen Finger rühren* hat eine geradezu absurd allgemeine Bedeutung – es trifft auf alles zu, was auch nur irgendwie als Arbeit gedeutet werden könnte. Mit einer solchen Frage trumpft die Sprecherin auf: Nicht einmal diese Frage kannst du, Hörer, mit *ja* beantworten!

4.3 Negation in Fragen – und die Antworten darauf

Die Negation in einer Polaritätsfrage sollte es eigentlich gar nicht geben. Betrachten wir das folgende Beispiel:

- (41) a. *Hat Peter die Prüfung bestanden?*
 b. *Hat Peter die Prüfung nicht bestanden?*

Wenn die Polaritätsfrage für eine Menge aus der erfragten Proposition und ihrer Negation steht, dann sollte (41a) für die Menge {*Peter hat die Prüfung bestanden*, $\neg$ *Peter hat die Prüfung bestanden*} stehen, und (41b) für { $\neg$ *Peter hat die Prüfung bestanden*, $\neg\neg$ *Peter hat die Prüfung bestanden*}. Da sich zwei logische Negationen „ $\neg$ “ eliminieren, ist das aber genau dieselbe Menge von Propositionen! Es sollte also egal sein, ob ich (41a) oder (41b) frage – in beiden Fällen erwarte ich dieselbe Art von Information. Da (41b) syntaktisch komplexer ist, erwarten wir, dass diese Frage durch (41a) blockiert wird und irgendwie seltsam klingen sollte.

Es gibt nun aber einen wichtigen Unterschied: Die Antwort *ja* auf (41a) heißt, dass Peter die Prüfung bestanden hat, und *nein*, dass er sie nicht bestanden hat. Als Antwort auf (41b) wird die Antwort *nein* in der Regel ebenso verstanden, dass Peter die Prüfung nicht bestanden hat, die Antwort *ja* aber auch! Um auszudrücken, dass Peter die Prüfung bestanden hat, müssen wir zu *doch* greifen.

Wie kommt das? In Krifka (2014) argumentiere ich, dass es sich bei Reaktionen wie *ja*, *nein* und *doch* auf Fragen und Aussagen um anaphorische Ausdrücke handelt. Es ist nun bekannt, dass sich zwei Sätze mit exakt gleichen Wahrheitsbedingungen in ihrem anaphorischen Potenzial unterscheiden können. Ein klassisches Beispiel hierzu geht auf Partee zurück:

- (42) *Ich habe zehn Murmeln verloren ...*
 a. *und neun davon wiedergefunden.*
 b. *und alle bis auf eine wiedergefunden.*
Sie liegt wahrscheinlich noch unter dem Sofa.

Der letzte Satz ist als Fortsetzung von (42b) deutlich besser geeignet als als Fortsetzung von (42a). Das liegt daran, dass (42b), aber nicht (42a), mit *bis auf eine* einen Diskursreferenten für die vermisste Murmel einführt, der dann mit *sie* aufgegriffen werden kann. Die Satzsemantik kann um die Repräsentation von Diskursreferenten erweitert werden (vgl. Kamp 1981 und Heim 1982).

Diskursreferenten werden nicht nur von nominalen Ausdrücken eingeführt. Verbale Ausdrücke führen Ereignisse ein und ganze Sätze Propositionen, auf die man mit Pronomina wie *das* und *es* zurückgreifen kann – zum Beispiel mit *Ich hab es gesehen* oder *Das ist schade*. Auch die Antwortpartikeln *ja*, *nein* und *doch* kann man als anaphorische Ausdrücke ansehen, die eine Proposition aufgreifen, die dann wiederum behauptet werden kann.

Die wesentliche Annahme in Krifka (2014) ist, dass ein negierter Antezedenssatz im Unterschied zum nicht-negierten zwei Propositionen einführt, eine nicht-negierte und eine negierte (für unser Beispiel (41)(b) also die Diskursreferenten p_1 und p_2).

- (43) a. p_1 : ‚Peter hat die Prüfung bestanden.‘
 b. p_2 : $\neg$ ‚Peter hat die Prüfung nicht bestanden.‘

Der nicht-negierte Antezedenssatz führt hingegen nur p_1 ein. Die Satzanaphora *ja* und *nein* greifen solche propositionalen Diskursreferenten auf; im Fall von *nein* wird die aufgegriffene Proposition darüber hinaus negiert. Dies erklärt die Verwendung von *ja* und *nein* beim nicht-negierten Antezedenssatz, denn da steht nur p_1 zur Verfügung. Beim negierten Antezedenssatz gibt es hingegen zwei Diskursreferenten, wobei *nein* bevorzugt p_1 und *ja* bevorzugt p_2 aufgreift. Die Präferenzen lassen sich dabei mit ähnlichen Prinzipien erklären, wie sie beim anaphorischen Aufgreifen grundsätzlich vorliegen. Die Partikel *doch* setzt hingegen voraus, dass eine negierte Proposition wie p_2 im Raume steht, greift aber die nicht-negierte p_1 auf.

4.4 Der Sprechakt der Frage und die hohe Negation

Es gibt speziell in Fragen eine merkwürdige Negation, die ich mit dem folgenden Satz diskutieren will:

(44) *Gibt es hier nicht ein vegetarisches Restaurant?*

Es ist typisch für diese Negation, dass sie nicht mit dem indefiniten Artikel zu *kein* verschmilzt. Sie wird also syntaktisch an hoher Stelle realisiert. Seit ihrer Entdeckung durch den Phonologen Bob Ladd (1981) haben solche Sätze der Semantik Rätsel aufgegeben. Die Negation scheint hier nämlich außerhalb der erfragten Proposition zu stehen! Tatsächlich hat es erst zwanzig Jahre nach ihrer Entdeckung ernstzunehmende Vorschläge für solche Sätze gegeben, zum Beispiel Romero (2006).

Ich will hier meine eigene Theorie erläutern (Krifka ersch. demn.). Sie führt zu einem Bereich, den wir noch nicht beachtet haben, den der Kommunikation und der Sprechakte. Sprechakte wurden oft außerhalb der Satzsemantik, in der Pragmatik, angesiedelt. Es wurden jedoch schon früh Konzeptionen entwickelt, um die Satzsemantik in eine Theorie der Kommunikation einzubinden. Der Schlüsselbegriff hierfür ist der „common ground“, eine Bezeichnung, für die ich keine passende Übersetzung ins Deutsche kenne. Die wesentlichen Ideen hierzu gehen zurück auf den Philosophen Robert Stalnaker (1974).

Der Common Ground ist dasjenige, was die Gesprächsteilnehmer als gemeinsame Information ansehen. Ziel informativer Kommunikation ist es, den Common Ground anzureichern. Das ist ein einfaches Bild, das aber auch in der Konversationsanalyse und in psycholinguistischen Modellen verwendet wird (vgl. Clark 1996).

Wie wird der Common Ground angereichert? Vornehmlich so, dass ein Sprecher sich für die Wahrheit einer Proposition erklärt und sie damit zu einer Proposition des Common Grounds machen will. Die Propositionen im Common Ground sind Verpflichtungen der Gesprächsteilnehmer, daher die hier vorgeschlagene Bezeichnung „Verpflichtungsmenge“ (engl. „commitment set“). Mit der Assertion einer Proposition φ will ein Sprecher A, dass die Verpflichtungsmenge c um zwei Propositionen angereichert wird: Erstens, dass A für die Wahrheit von φ geradesteht (wofür wir $A \vdash \varphi$ schreiben), und zweitens in der Regel auch, dass aufgrund dessen die Proposition φ selbst übernommen wird. Dies wird in (45a) dargestellt.

Es gibt jedoch Konversationszüge, die nicht als einfache Anreicherung der Verpflichtungsmenge verstanden werden können. Sie beeinflussen vielmehr, wie sich die Verpflichtungen der Gesprächspartner regelhaft weiter entwickeln können. Dazu gehört ein Sprechakt wie (46) – eine Weigerung, ein Versprechen zu geben, nicht ein Versprechen, eine Handlung nicht auszuführen. Man nennt dies „Denegation“.

(46) *Ich verspreche nicht, zu kommen.*

Man kann solche Sprechakte modellieren mithilfe des Begriffs des Verpflichtungsraums („commitment space“, abgekürzt $\underline{C}$). Das ist eine Verpflichtungsmenge c mit allen Möglichkeiten, wie diese sich weiter entwickeln kann. (45b) veranschaulicht dies grafisch. Die Assertion einer Proposition durch einen Sprecher A relativ zu einem Verpflichtungsraum stellt (45c) dar; die Assertion schränkt den Verpflichtungsraum ein, und in allen Folgeknoten gilt, dass sich Sprecher A auf die Proposition φ verpflichtet hat. Der Sprechakt der Denegation eines Sprechakts ist hingegen gerade als Komplement eines solchen normalen Sprechakts zu verstehen, wie dies (47a) illustriert. Die neue Information ist hier, dass die Verpflichtung $A \vdash \varphi$ ausgeschlossen wird. Wir sehen hier, dass wir der Negation auch auf der Ebene der Sprechakte auf natürliche Weise eine Bedeutung zuschreiben können: Wie bei Propositionen handelt es sich um eine Komplementbildung.

Den Sprechakt der Frage – der ja von dem semantischen Objekt der Frage, wie er auch in eingebetteten Sätzen vorkommt, verschieden ist – kann ebenfalls als eine Einschränkung der Entwicklungsmöglichkeiten des Common Ground verstanden werden. Mit der Frage erwartet der Sprecher A bestimmte Verpflichtungen auf Propositionen von Seiten des anderen Sprechers, B.

(47) a.

b.

(48) A, an B: *Gibt es hier ein vegetarisches Restaurant?*

Der Sprecher A schränkt hier die Fortsetzungen auf die Assertion der Proposition ‚Es gibt hier ein vegetarisches Restaurant‘ und die Assertion deren Negation ein. (47b) illustriert dies anhand einer Entscheidungsfrage auf der Basis einer Proposition φ .

Wir können nun auch tendenziöse Fragen modellieren, etwa in einer assertiven Frage. Diese ist syntaktisch identisch mit dem Deklarativsatz, durch die Prosodie aber als Frage gekennzeichnet.

(49) A, an B: *Es gibt hier ein vegetarisches Restaurant?*

Hier bietet A dem B nur eine Option zur Auswahl an. Wir können solche Fragen wie in (50a) modellieren.

(50) a.

b.

Natürlich kann B diesen Vorschlag von A ablehnen; dazu müsste er allerdings den letzten Zug von A zurückweisen. Dies stellt einen aufwändigeren Schritt dar

als die einfache Übernahme. Daher drücken solche Fragen im Allgemeinen eine Tendenz für die ausgedrückte Proposition aus.

Nun können wir auch einen Vorschlag machen für die syntaktisch hohe Negation in Fragen wie (44) *Gibt es hier nicht ein vegetarisches Restaurant?*. Wir können diese nämlich verstehen als eine Frage von A an B, ob B die Assertion des Satzes ausschließen würde. Dies ist in (50b) dargestellt, wobei allerdings in dem grauen Bereich die Behauptung von φ durch B insgesamt ausgeschlossen ist. A will in unserem Beispiel also wissen, ob B die Assertion ausschließt, dass es hier ein vegetarisches Restaurant gibt. Wie Buring/Gunlogson (2000) gezeigt haben, ist diese Frage nicht angemessen, wenn Evidenz dafür besteht, dass es hier ein vegetarisches Restaurant gibt, wohl aber, wenn Evidenz dagegen besteht. Dies folgt unmittelbar aus der Repräsentation (50b). Die Frage ist auch bei neutraler Evidenz angemessen, also etwa dann, wenn man sich überlegt, welche Optionen zum Essengehen es gibt. Dann prüft A mit (50b), ob B eine Option ausschließen kann. Im Gegensatz zu der Frage *Gibt es hier ein vegetarisches Restaurant?* zeigt A keine direkte Präferenz für ein vegetarisches Restaurant an.

So komplex die rhetorische Strategie des verneinten Frageakts auch ist, so einfach ist die Antwort darauf. Denn da die Negation auf der Ebene des Sprechakts interpretiert wird und nicht bezogen auf die Proposition, wird nun kein negierter propositionaler Diskursreferent eingeführt. Die Antwort *ja* auf (44) bestätigt, dass es ein vegetarisches Restaurant gibt, und die Antwort *nein* drückt die Negation dieser Proposition aus.

5 Warum funktioniert die Satzsemantik?

Damit will ich die exemplarische Darstellung von satzsemantisch motivierten Erklärungen rund um die Negation abschließen. Lässt man die Entwicklung der Satzsemantik seit Frege und Montague vor sich Revue passieren, kann man hierin durchaus eine merkwürdige Entwicklungslinie sehen. Frege hat die Semantik geradezu anti-psychologistisch entwickelt; für ihn war die Sprache ein platonisches Gebilde. Montague war davon nicht weit entfernt; erinnern wir uns an den Titel seines Aufsatzes, „English as a Formal Language“. In den letzten fünfzig Jahren hat sich die Satzsemantik jedoch zunehmend dem Sprachgebrauch zugewendet, bis hin zu den Details der Konversation. Sie hat dabei den Anspruch rigider und prädiktiver Modelle nicht aufgegeben.

Der aus den formalen Sprachen der Logik übernommene theoretische Rahmen hat sich dabei als außergewöhnlich anpassungs- und erweiterungsfähig erwiesen. Ich habe hier zumindest anzudeuten versucht, wie die Kerntheorie kom-

biniert wurde mit Theorien der Einführung und Wiederaufnahme von Diskursreferenten, mit pragmatischen Theorien der Parametersetzung und der Entstehung von Implikaturen, und schließlich mit Theorien der Sprechakte und der Konversation. Die Präzision der Kerntheorie wirkt dabei „ansteckend“ auf diese Erweiterungen: Nur dann, wenn diese auch zu einem hohen Präzisionsgrad formuliert sind, lässt sich an eine solche Kombination überhaupt denken.

Der Erfolg der Satzsemantik ist insbesondere auch deshalb erstaunlich, wenn man sich klar macht, dass Sprache aus der kommunikativen Praxis von Tieren entstanden ist, von der wir heute nur ganz unvergleichlich einfachere Formen etwa in den Alarmrufen von Primaten vorfinden (vgl. z.B. Arnold/Zuberbühler 2012). Dennoch folgt sie Regeln in ihrer Form und ihrer Interpretation, die abstrakt und formal beschrieben werden können. Um ein naheliegendes Beispiel zu nennen: Man kann sich vorstellen, dass es einen adaptiven Vorteil bedeutet hat, das Konzept der Negation zu entwickeln (das wir in tierischen Kommunikationssystemen übrigens nicht finden). Dass allerdings die Negation der Negation einer Bedeutung wiederum die Ausgangsbedeutung sein soll, ist der inhärenten Logik der Negation zu verdanken und hat kaum einen eigenen evolutionären Wert.

Die Sprache ist nicht das einzige System dieser Art. Die Mathematik hat ihre Vorläufer in der approximativen Größenabschätzung und in der Addition und Subtraktion von Größen, wie wir sie bei vielen Tieren vorfinden. Die Ethnomathematik hat Vorstufen der Operation des Zählens in menschlichen Gesellschaften identifizieren können. Die konsequente Ausführung dieser Operationen führt ebenfalls zu einem abstrakten System. Wir können beides untersuchen: Wie Menschen rechnen, und welche Eigenschaften das dahinterstehende System besitzt. Die Satzsemantik und andere Zweige der formalen Linguistik tun nichts anderes als die Mathematik, indem sie das im Umgang mit Sprache aufscheinende formale System mit den ihm gemäßen Mitteln erfassen.

Literatur

- Abrusán, Márta (2007): Contradiction and grammar. The case of weak islands. Diss., Massachusetts Institute of Technology. Cambridge, MA.
- Anscombe, Gertrude E. M. (1964): Before and after. In: *The Philosophical Review* 73, S. 3–24.
- Arnold, Kate/Zuberbühler, Klaus (2012): Call combinations in monkeys: Compositional or idiomatic expressions? In: *Brain & Language* 120, S. 303–309.
- Baker, Carl L. (1970): Double negatives. In: *Linguistic Inquiry* 1, S. 169–186.
- Ballweg, Joachim (2003): Quantifikation und Nominaltypen im Deutschen. (= Studien zur Deutschen Sprache 28). Tübingen.
- Barwise, Jon/Cooper, Robin (1981): Generalized quantifiers and natural language. In: *Linguistics and Philosophy* 4, S. 159–219.

- Bierwisch, Manfred (1983): Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In: Motsch, Wolfgang/Ruzicka, Rudolf (Hg.): Untersuchungen zur Semantik. (= *Studia Grammatica* 22). Berlin, S. 61–99.
- Blutner, Reinhard (2002): Lexical semantics and pragmatics. In: *Linguistische Berichte. Sonderheft* 10, S. 27–58.
- Büring, Daniel/Gunlogson, Christine (2000): Aren't positive and negative polar questions the same? In: *LSA Annual Meeting*. Internet: <http://hdl.handle.net/1802/1432> (Stand: 30.9.2014).
- Chierchia, Gennaro (2013): Logic in grammar. Polarity, free choice, and intervention. (= *Oxford Studies in Semantics and Pragmatics* 2). Oxford.
- Clark, Herbert H. (1996): *Using language*. Cambridge.
- Eckardt, Regine (2006): The grammar of things that can never happen. In: Gärtner, Hans-Martin (Hg.): *Between 40 and 60 puzzles for Manfred Krifka*. Internet: www.zas.gwz-berlin.de/fileadmin/material/40-60-puzzles-for-krifka/ (Stand: 30.9.2014).
- Gärdenfors, Peter (2014): *The geometry of meaning. Semantics based on conceptual spaces*. Cambridge, MA.
- Hamblin, Charles L. (1973): Questions in Montague English. In: *Foundations of Language* 10, S. 41–53.
- Heim, Irene (1982): *The semantics of definite and indefinite noun phrases*. Diss., University of Massachusetts at Amherst.
- Horn, Laurence R. (1989): *A natural history of negation*. Chicago.
- Jackendoff, Ray (1990): *Semantic structures*. (= *Current Studies in Linguistics Series* 18). Cambridge, MA.
- Jacobs, Joachim (1980): Lexical decomposition in Montague-Grammar. In: *Theoretical Linguistics* 7, S. 121–136.
- Kamp, Hans (1981): A theory of truth and semantic representation. In: Groenendijk, Jeroen A.G./Janssen, Theo M.V./Stokhof, Martin B.J. (Hg.): *Formal methods in the study of language*. 1. Teil. (= *Mathematical Centre Tracts* 135). Amsterdam, S. 277–322.
- Karttunen, Lauri (1977): Syntax and semantics of questions. In: *Linguistics and Philosophy* 1, S. 3–44.
- Keenan, Edward/Faltz, Leonard M. (1985): *Boolean semantics for natural language*. Dordrecht.
- Krifka, Manfred (1995): The semantics and pragmatics of polarity items. In: *Linguistic Analysis* 25, S. 209–257.
- Krifka, Manfred (2007): Negated anonyms. Creating and filling the gap. In: Sauerland, Uli/Stateva, Penka (Hg.): *Presupposition and implicature in compositional semantics*. (= *Palgrave Studies in Pragmatics, Language and Cognition*). New York, S. 163–177.
- Krifka, Manfred (2011): Questions. In: Heusinger, Klaus von/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Hg.): *Semantics. An international handbook of natural language meaning*. 2. Halbbd. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 33.2). Berlin/New York, S. 1742–1785.
- Krifka, Manfred (2014): *Ja, nein, doch* als sententiale Anaphern und deren pragmatische Optimierung. In: Machicao y Priemer, Antonio/Nolda, Andreas/Sioupi, Athina (Hg.): *Zwischen Kern und Peripherie. Untersuchungen zu Randbereichen in Sprache und Grammatik. Festschrift zum 64. Geburtstag von Norbert Fries*. (= *Studia Grammatica* 76). Berlin, S. 41–68.
- Krifka, Manfred (ersch. demn.): Negated polarity questions. In: Lee, Chungmin/Kiefer, Ferenc/Krifka, Manfred (Hg.): *Contrastiveness and scalar implicature*. Berlin.

- Ladd, Dwight Robert (1981): A first look at the semantics and pragmatics of negative questions and tag questions. In: *Proceedings of the Chicago Linguistic Society* 17, S. 164–171.
- Ladusaw, William (1979): Polarity sensitivity as inherent scope relations. Diss., University of Texas at Austin.
- Levelt, Willem J.M. (2013): A history of psycholinguistics. The Pre-Chomskyan era. Oxford.
- Levinson, Stephen C. (2000): Presumptive meanings. The theory of generalized conversational implicature. (= *Language, Speech and Communication Series*). Cambridge, MA.
- Lewis, David (1970): General semantics. In: *Synthese* 22, S. 18–67.
- Link, Godehard (1979): Montague-Grammatik. Die logischen Grundlagen. (= *Kritische Information* 71). München.
- Löbner, Sebastian (1976): Einführung in die Montague-Grammatik. (= *Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft* 27). Kronberg/Ts.
- Montague, Richard/Schnelle, Helmut (1972): *Universale Grammatik*. (= *Schriften zur Linguistik* 5). Braunschweig.
- Montague, Richard (1974): *Formal philosophy. Selected papers of Richard Montague*. New Haven/London.
- Partee, Barbara H./Hendriks, Herman L.W. (2011): Montague Grammar. In: van Benthem, Johan F.A.K./ter Meulen, Alice (Hg.): *Handbook of logic and language*. 2. Aufl. Amsterdam, S. 3–93.
- Penka, Doris (2011): Negative indefinites. (= *Oxford Studies in Theoretical Linguistics* 32). Oxford.
- Repp, Sophie (2009): Negation in gapping. (= *Oxford Studies in Theoretical Linguistics* 22). Oxford.
- Romero, Maribel (2006): Biased yes/no questions. The role of VERUM. In: *Sprache und Datenverarbeitung* 30, S. 9–24.
- Stalnaker, Robert (1974): Pragmatic presuppositions. In: Munitz, Milton K./Unger, Peter K. (Hg.): *Semantics and philosophy*. (= *Studies in Contemporary Philosophy*). New York, S. 197–214.
- van Rooij, Robert (2003): Negative polarity items in questions. Strength as relevance. In: *Journal of Semantics* 20, S. 239–273.
- Weisgerber, Bernhard (1960): „Bevor“ und „bevor nicht“. Sprachdummheit oder Sprachausbau? In: *Muttersprache* 70, S. 299–307.
- Weiß, Helmut (1998): Logik und Sprache: Der Fall der doppelten Negation im Bairischen. In: *Linguistische Berichte* 175, S. 386–413.
- Zeijlstra, Hedde (2004): Sentential negation and negative concord. Diss., Universität Utrecht.

Wolfgang Klein (Nijmegen)

Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch*

Abstract: Den Wortschatz einer Sprache auf hohem Niveau zu dokumentieren und in all seinen Eigenschaften zu beschreiben, ist gleichermaßen wichtig wie schwierig. Verschiedene Gründe haben dazu geführt, dass die Tradition der großen Wörterbücher derzeit zusammenbricht. An ihre Stelle werden in der Zukunft flexibel handhabbare digitale lexikalische Systeme treten.

1 Vorbemerkung

Als mich Ludwig Eichinger im letzten Herbst gebeten hat, auf der Jahrestagung zum fünfzigjährigen Bestehen des Instituts für Deutsche Sprache über Lexikografie zu sprechen, habe ich mich sehr geehrt, zugleich aber auch etwas unbehaglich gefühlt. Ich bin kein gelernter Lexikograf, und wenn ich mich zweimal im Leben ein wenig mit der Kunst des Wörterbuchmachens befasst habe, so hat sich das eher durch Zufall als aus eigenem Antrieb ergeben. Immerhin habe ich bei diesen beiden Gelegenheiten die eine oder andere Erfahrung auf diesem Gebiet gemacht und mir das eine oder andere gedacht; davon will ich im Folgenden reden. Es hat ja auch seine Vorteile, wenn man die Dinge aus der Warte des Außenseiters betrachtet: Man weiß weniger, hat aber eine bessere Chance als der Innenseiter, den Wald zu sehen und nicht oder nur die Bäume; man fährt nicht auf den eisernen Schienen der Tradition, sicher geführt aber mit wenig Freiheiten, nach anderem zu schauen, das vielleicht auch wichtig wäre; und man kann sich ungescheut zur eigenen Laienhaftigkeit bekennen, statt mit dem Anspruch der papaler Unfehlbarkeit zu reden. So ist, was ich hier zur schwierigen Gegenwart und zur vielleicht hoffnungsvolleren Zukunft der Lexikografie sagen möchte, ganz auf meine eher untypischen Erfahrungen gegründet – erklärtermaßen Ausdruck einer subjektiven Sehweise, die man teilen kann oder auch nicht. Aber

* Das Folgende ist eine nachträgliche Rekonstruktion des Vortrags, den ich auf der Jahrestagung des IDS gehalten habe. Leider habe ich keine Aufzeichnungen dazu, und so ist es möglich, dass es einige kleinere Abweichungen von dem, was ich dort gesagt habe, gibt. Die Grundgedanken sind aber mit Sicherheit dieselben. Ich danke den Teilnehmern herzlich für die sehr lehrreiche Diskussion.

das ist ja der Sinn des wissenschaftlichen Diskurses, anderen dar zu tun, was man für richtig hält, und sie dazu aufzufordern, es zu prüfen und sich dazu zu stellen.

2 1967 ff.

Im Jahre 1967, als das IDS noch in den Inkunabeln lag, wurde neben vielem anderen auch ein Vorhaben mit dem Namen ‚Grunddeutsch‘ auf den Weg gebracht. Angeregt wurde es von dem amerikanischen Germanisten Alan Pfeffer, und es hatte zum Ziel, für den Sprachunterricht ein Inventar der wichtigsten deutschen Wörter zusammenzustellen, das nicht auf barer Einschätzung, sondern auf harten Fakten über die tatsächliche Nutzung der Wörter beruht. Wie soll man den Deutschunterricht sinnvoll gestalten, wenn man nicht weiß, welche Wörter am wichtigsten zu wissen sind? Anders als bei Pfeffer sollte es dabei nicht um die gesprochene, sondern um die geschriebene Sprache gehen. Einer der Beteiligten war auch mein Lehrer Hans Eggers, freilich nicht in seiner Rolle als Mediävist, sondern weil er mit seiner Arbeitsgruppe in Saarbrücken als einer der ersten ein gut ausgesuchtes digitales Korpus der deutschen Gegenwartssprache aufgebaut hat, das statistische Analysen erlaubte. Gedacht war dieses Korpus ursprünglich für grammatische Untersuchungen; aber genauso gut, so die Überlegung, könnte man es auch für die Lexik verwenden. Und so hat Hans Eggers mich, empfohlen von Alois Brandstetter, gefragt, ob ich nicht als studentische Hilfskraft an diesem Vorhaben mitarbeiten wolle. Das kam ein wenig überraschend, denn ich verstand nicht das Geringste von der Sache und habe mich damals für ganz andere Dinge interessiert. Aber ich war jung und brauchte das Geld, und so habe ich „adsum“ gesagt. Das Projekt war wissenschaftlich ein mäßiger Erfolg, aber ich selbst habe viel daraus gelernt, unter anderen, weshalb es ein so mäßiger Erfolg geworden ist. Eine der Erfahrungen hat nichts mit der Lexikografie im Besonderen zu tun, aber da sie meine Denkweise überaus geprägt hat, will ich sie doch erzählen, vielleicht dass sie auch anderen von Nutzen ist. Damals hat „Der Spiegel“ einen ausführlichen Bericht über die Eggers’sche Arbeitsstelle gebracht; darin war nichts falsch, und alles war falsch. Jeder Satz traf zu, aber als jemand, der die Sache von innen kannte, hatte man den Eindruck, es sei von einem ganz anderen Vorhaben die Rede. Da habe ich gelernt, dass eines die Wahrheit der Sätze ist, ein anderes die Wahrheit eines Textes. Und ich habe gelernt, dass man den Medien nicht trauen darf, selbst wenn die Absichten die besten sind.

Aber in erster Linie habe ich einiges über Lexikografie gelernt, über die Schwierigkeiten, aus digitalen Korpora verlässliche Informationen zu ziehen, aber

auch über die grundsätzlichen Probleme, mit denen man zu kämpfen hat, wenn man den Wortschatz einer Sprache umfassend und wissenschaftlich sauber beschreiben will. Das hat den Keim zu einer Überzeugung gelegt, die sich im Laufe der Jahre immer weiter verfestigt hat und die mit der herrschenden Meinung der strukturellen Linguisten einerseits, der traditionellen Lexikografen andererseits nicht ganz im Einklang steht. Es ist dies die Überzeugung, dass (a) die systematische und adäquate Beschreibung des Lexik nicht nur von höherer praktischer Bedeutung ist als jede andere Aufgabe der Sprachwissenschaft (vielleicht ist sie sogar die einzige, die einen wirklichen Nutzen für die Menschheit hat), (b) dass es die wichtigste wissenschaftliche Aufgabe der Sprachwissenschaft ist, und (c) dass es auch die schwierigste unter allen sprachwissenschaftlichen Tätigkeiten ist. Ersteres würden vielleicht die meisten Linguisten bejahen, wenn auch nicht gern, denn man möchte ja die eigene Arbeit allemal für besonders wichtig halten. Das Zweite würden nur wenige so sehen, das Verfertigen von Wörterbüchern gilt heutzutage vielen nicht als die Krone der linguistischen Forschung, sondern eher als Fleißarbeit, nach Schillers Motto: „Wo die Könige bauen, da haben die Kärner zu tun.“ Das gilt auch für das Dritte: Wieso soll es schwieriger sein, die Bedeutung oder die sonstigen Eigenschaften von Wörtern zu beschreiben als beispielsweise die Abfolge im Mittelfeld oder die Funktion des Perfekts? Das ist ein weites Feld. Ich will aber immerhin meine seit damals gewachsene und verfestigte Meinung an drei Punkten erläutern und begründen.

A. Wie kann man die Eigenschaften eines Wortes korrekt beschreiben? Man denkt darüber nach, man schaut sich einige oder auch viele Belege an, in denen das Wort vorkommt, und dann schreibt man hin, was es bedeutet. Das aber ist unheimlich schwierig, wenn man es näher besieht, vor allem dann, wenn man sich nicht mit ein paar ersten Angaben bescheidet, sondern wenn die Beschreibung den üblichen Maßstäben wissenschaftlicher Absicherung und Präzision genügen soll. Das gilt auch dann, oder vielleicht gerade dann, wenn man sich auf viele und gute Belege für die Verwendung in unterschiedlichen Textsorten und in unterschiedlichen kommunikativen Zusammenhängen stützen kann. Was wir außer unserer erlernten Sprachkenntnis haben, ist (bei geschriebenen Belegen) eine Folge von Zeichen auf dem Papier, die in einer längeren Folge von solchen Zeichen eingebettet ist: *ist zwivel herzen nachgebur, daz muoz der sele werden sur*. Was wir beschreiben möchten, sind nicht die Eigenschaften der Zeichenfolge *zwivel*, sondern die ihr zugrunde liegende lexikalische Einheit. Die kann man nicht sehen oder hören. Es ist eine höchst komplexe, in der Regel nur in den Köpfen der Sprecher gespeicherte abstrakte Entität, die aus mehreren Bündeln von Eigenschaften besteht: (a) phonetischen; (b) graphematischen, wenn es sich – wie im betrach-

teten Fall – um geschriebene Sprache handelt; (c) morphologischen; (d) syntaktischen; (e) semantischen. Hinzu treten Eigenschaften, die nicht definierend, aber dennoch für eine umfassende Charakterisierung der lexikalischen Einheit wichtig sind, etwa jene, die ihre Herkunft, Verbreitung oder Stilebene betreffen. Woher weiß man denn eigentlich, dass eine solche Einheit „veraltend“, „gehoben“ oder „obszön“ ist, und wie kann man beispielsweise ihre Bedeutung – neben der Orthografie das Herzstück der klassischen Lexikografie – so angeben, dass sie sich von der Bedeutung aller anderen Wörter unterscheidet? Denn das würde man ja von einer wirklich sauberen semantischen Analyse verlangen. Wirklich synonyme Wörter gibt es nur, wenn man sich mit einer gewissen Tiefe der Analyse begnügt und konnotative und andere Besonderheiten der Verwendung außer Acht lässt. Aber auch die gehören zur lexikalischen Bedeutung, auch sie bestimmen das Ausdruckspotenzial einer Sprache. Eine wirklich umfassende Analyse müsste daher auch den Unterschied von *schon* und *bereits*, von *beginnen* und *anfangen*, von *Zahnarzt* und *Dentist* angeben, auch wenn dies mehr ist, als sich der gewöhnliche Nutzer von einem Wörterbuch erwartet, der es vielleicht gar nicht so genau wissen will (oder eben doch). Aber die Schwierigkeiten fangen schon bei viel bescheideneren Ansprüchen an, bzw. dort beginnen sie bereits.

Vor vielen Jahren hat mich einer meiner Söhne, damals vier Jahre alt und seit einiger Zeit mit einer anderen Sprache, dem Niederländischen, konfrontiert, gefragt: „Was ist denn eigentlich ein Körper?“ Was er offenbar wissen wollte, war nicht, was das Wesen eines Körpers ausmacht, sondern was das deutsche Wort *Körper* im Gegensatz zum niederländischen *lichaam* bedeutet. Da hat er mich kalt erwischt, als Vater wie als Sprachwissenschaftler. Was eigentlich ist die Bedeutung des deutschen Wortes *Körper*? Ich weiß es natürlich, ich kann ja Deutsch, und es ist ein ganz alltägliches Wort, das ein jeder kennt, der Deutsch kann. Es ist wie mit des Augustinus' bekanntem Wort über die Zeit: *Quid est tempus? Scio, si nemo ex me quaeret; sed si quaerenti explicare velim, nescio*. Ich weiß auch, dass das Wort *Körper* viele Bedeutungen hat. Manche davon stellen sich rasch ein, wenn man nach seiner Bedeutung gefragt wird; man denkt vielleicht zuerst an *Körper* im Gegensatz zu *Geist*. Aber woran man zunächst denkt, kann ja nicht ausreichen. Ein Körper kann lebendig und tot sein (ursprünglich galt, wie heute noch für *corpse* im Gegensatz zu *body*, nur letzteres), organisch und unorganisch (Planeten sind Körper), massiv oder nicht (der Wein hat Körper), materiell und immateriell (die platonischen Körper sind nicht materiell). Ich glaube sogar zu verstehen, was Goethe sagen wollte, als er über Wilhelm Grimms Ausgabe dänischer Heldenlieder lobend schrieb: „Es ist Ihnen gelungen, durch eine geschickte Behandlungsweise aus dem vielen Einzelnen einen ganzen Körper zu bilden.“ Und wenn ich all das weiß und dann noch viele Belege zu Rate ziehe, wie kann ich dieses Wissen – ein winziger Ausschnitt des lexikalischen Wissens all jener,

die Deutsch können –, so beschreiben, dass es klar und verständlich und überprüfbar ist? Hier mache ich eine Pause, damit Sie ein wenig nachdenken können. ... Ich habe meinem Sohn gesagt: „Das ist das, was man bei dir so anfassen kann.“, und ihm über die Schulter gestrichen. Das hat ihm eingeleuchtet, und er war zufrieden. Es hat ihm deshalb eingeleuchtet, weil man als Kind die Bedeutung eines Wortes immer so lernt, dass man in einem bestimmten Zusammenhang versteht, was gemeint ist, und dieses Wissen Schritt für Schritt auf andere Vokommen ausweitet, in denen das Wort vielleicht gleich, vielleicht auch ein wenig anders verwendet wird. So ist vielleicht auch die Aufgabe eines geschickten Lexikografen, der den praktischen Nutzen und nicht die Ansprüche des Wissenschaftlers vor Augen hat, den gedachten Nutzer auf die rechte Spur zu setzen, also einen Anfangsschritt zu definieren, der es diesem Nutzer erlaubt, sich allmählich die verschiedenen Verwendungen zu erschließen und so schrittweise in seinem Kopf einen „ganzen Körper“, nämlich die lexikalische Einheit zu bilden. Das tun wir alle im Kindesalter wie im Erwachsenenalter, denn neue Wörter lernt man bis zum Lebensende, und ebenso justiert man sein bisheriges Wissen nach (*zeitnah* statt *rasch*). Die semantischen Eigenschaften auch nur einer einzigen lexikalischen Einheit systematisch und erschöpfend zu analysieren und dann darzustellen, ist hingegen ein unendlich schwieriges, ein schier hoffnungsloses Unterfangen. Ich will das an einem anderen Beispiel erläutern, gleichfalls einem gängigen Wort, das ein jeder kennt und ständig benutzt.

Vor einiger Zeit habe ich mich einmal mit den syntaktischen und semantischen Eigenschaften von Partikeln wie *auch*, *nur*, *schon*, *noch*, *wieder* und ähnlichen befasst. Dazu gibt es eine ausgedehnte linguistische Literatur und natürlich mehr oder minder detaillierte Angaben in allen Wörterbüchern unserer Sprache. Viele dieser Analysen sind hilfreich, keine ist wirklich befriedigend. Eine gemeinsame syntaktische Eigenschaft dieser Partikel ist, dass sie – hier ist das Deutsche weitaus flexibler als viele andere Sprachen – in verschiedenen Positionen vorkommen und damit einhergehend die Gesamtbedeutung des Satzes in unterschiedlicher Weise beeinflussen:

- (1) (a) Goethe trug noch einen Zopf.
- (b) Noch Goethe trug einen Zopf.
- (c) Noch trug Goethe einen Zopf.

Das ist, was die syntaktischen Eigenschaften der Partikel angeht, ein Ärgernis, weil es, wie (1b) und (1c) zeigen, gegen die eisenharte Vorfeldregel des Deutschen verstößt: Ist *noch* ein Satzglied oder nicht, oder mal dies, mal das? Immerhin, man kann diese syntaktische Eigenschaft leicht beschreiben, was immer man daraus für die deutsche Grammatik macht. Was die semantischen Eigenschaften

betrifft, so ist der Unterschied bei den drei Positionen für jeden, der Deutsch kann, fasslich, aber sie ist sehr schwer präzise anzugeben. (Man versuche es.) Und wieso ist (2b), anders als (1b), so seltsam?

- (2) (a) Goethe war noch krank.
- (b) Noch Goethe war krank.
- (c) Noch war Goethe krank.

Der einzige Unterschied liegt zwischen *einen Zopf tragen* und *krank sein* und der Art und Weise, wie beide Prädikate mit *noch* interagieren. Steht *noch* in einer anderen Position, ergibt sich kein solcher semantischer Effekt. Welche lexikalische Bedeutung müssen wir dem Wort *noch* zuweisen, um ihn zu erklären? Selbst in den besten Wörterbüchern werden diese und ähnliche Fragen nicht einmal andeutungsweise behandelt. Das heißt nicht, dass diese Wörterbücher schlecht sind. Es heißt aber, dass sie allesamt die lexikalische Bedeutung von *noch* – und das ist für die anderen Fokuspartikel ganz ähnlich – nicht wirklich erfassen, und das nicht deshalb, weil die Lexikografen unfähig sind, sondern weil die Aufgabe, die lexikalische Bedeutung eines Wortes wirklich in den Griff zu bekommen, so unendlich schwierig ist. Es ist, und das ist die eigentliche Lehre für mich gewesen, es ist die schwierigste Aufgabe der Linguistik überhaupt. Das mag nicht für alle Wörter gelten, aber für sehr viele, sehr vertraute, die jedes Kind im Schulalter kennt und richtig verwendet.

B. Soviel zu dem Problem, eine einzelne lexikalische Einheit befriedigend zu beschreiben. Nun hat eine Sprache wie das Deutsche sehr viele solcher Einheiten. Das zehnbändige „Große Wörterbuch der deutschen Sprache“ des Dudenverlags hat, Querverweise und Namen nicht gerechnet, etwa 170.000 Stichwörter. Die Schöpfer des von den Brüdern Grimm begonnenen (oder angefangenen) „Deutschen Wörterbuchs“ haben im Verlauf von über hundert Jahren 337.500 Stichwörter in Bedeutung und Entwicklung beschrieben; hinzu kommen etwa 15.000 weitere, die nicht als Stichwörter ausgezeichnet, aber doch mitbehandelt sind, insgesamt also 350.000. Das nicht nur nach meiner Meinung beste Wörterbuch einer Sprache überhaupt, das „Oxford English Dictionary“ (OED), beschreibt etwa 600.000 lexikalische Einheiten des Englischen. Hat das Deutsche auch so viele Wörter? Nein, es hat wesentlich mehr, wenn man sich anschaut, wieviele solcher Einheiten nach Ausweis größerer Korpora tatsächlich verwendet werden. Eine neuere Untersuchung (Klein 2013) kommt auf etwa fünf Millionen lexikalischer Einheiten, Dialektwörter, ausgesprochene Fachtermini und Kollokationen (im Sinne von Einheiten, die syntaktisch zusammengesetzt sind, aber Wortbe-

deutung haben wie *sich die Kante geben*) nicht gerechnet. Fast alle davon sind natürlich Ableitungen oder Komposita. Die Zahl der „einfachen Wörter“ liegt eher im vierstelligen Bereich. Es wäre aber eine Illusion, zu glauben, die Art und Weise, wie Ableitungen und Komposita verwendet werden, ließe sich normalerweise aus der Bedeutung ihrer Bestandteile ableiten. Ein Übersetzer, der die Bedeutung von *ein* und *Waage*, von *Bürger* und *Amt*, von *Plan* und *Quadrat*, von *fremd* und *schämen* kennt, kann mit diesem Wissen allein noch lange nicht die Wörter *Einwaage*, *Bürgeramt*, *Planquadrat* oder *fremdschämen* übersetzen. Er kann vermuten, was sie bedeuten könnten, aber nicht sagen, wie sie tatsächlich verwendet und verstanden werden. Sie müssen daher als eigenständige lexikalische Einheiten gelten und, will man in der Tat das lexikalische Repertoire einer Sprache vollständig erfassen, in ihrer besonderen Bedeutung beschrieben werden. Das berührt nicht den Umstand, dass fast alle Komposita auch eine kompositionelle Bedeutung haben und in dieser verwendet werden können. Wie soll man das Bein einer Elfe anders nennen als Elfenbein?

Wie lange würde es wohl dauern, auch nur, sagen wir, ein Fünftel der nachweislich im gegenwärtigen Deutschen verwendeten Wörter, also eine Million, korrekt zu beschreiben und mit einigen Belegen zu veranschaulichen? Nehmen wir an, es stünde bereits ein umfassendes, gut ausgewähltes Korpus zu Verfügung, dem alle erforderlichen Informationen entnommen werden können, und nehmen wir an, dass ein erfahrener Lexikograf im Schnitt eine Stunde für ein Wort benötigt. Das sind acht am Tag. Ein Jahr hat 220 Arbeitstage, macht 1760 Wörter im Jahr. Er schafft also in hundert Jahren 176.000, soviel wie sich im zehnbändigen „Großen Wörterbuch der deutschen Sprache“ finden, aber weitaus weniger als die erwähnte Million. Immerhin: 5,68 Lexikografen könnten es bei dieser Geschwindigkeit in einem Jahrhundert schaffen, etwa ein Fünftel der derzeit tatsächlich verwendeten lexikalischen Einheiten des Deutschen zu beschreiben. Aber sie müssten zügig arbeiten, tagaus tagein pro Wort eine Stunde, und es darf niemand krank werden. Jetzt kann man diese einfache Rechnung in Beziehung zu dem unter A. genannten Problem setzen, auch nur die semantischen Eigenschaften so alltäglicher Wörter wie *Körper* oder *noch* anzugeben, und man verzagt vollends. In hundert Jahren gibt es ganz andere Wörter, wenn bis dahin das Deutsche nicht außer Gebrauch gekommen ist. Man beginnt, eine gewisse Sinnlosigkeit in dem Unterfangen zu sehen, den deutschen Wortschatz relativ umfassend (damit sind hier 20% gemeint) lexikografisch darzustellen – jedenfalls wenn man an die Methoden der tatsächlich vorkommenden klassischen Lexikografie denkt.

Diese Überlegung galt den im Gegenwartsdeutschen verwendeten Wörtern. Sie gilt nicht anders für die historische Lexikografie. Die erste Ausgabe des „Deutschen Wörterbuchs“ zu erarbeiten, hat mehr als hundert Jahre in Anspruch genommen: Die erste Lieferung ist 1852 erschienen, die letzte im Jahre 1961. Es ist

trotz vieler Schwächen im Einzelnen in seiner Gesamtheit ein ungemein bewundernswertes Werk, in meinen Augen die bedeutendste Leistung der gesamten wissenschaftlichen Germanistik. Aber zum Zeitpunkt seines Abschlusses war es bereits völlig überholt; vom „Nachsommer“ zur „Blechtrommel“ ist der deutsche Wortschatz nicht gleich geblieben. Der letzte noch von Jacob Grimm selbst bearbeitete Buchstabe F ist 1863 im Druck erschienen; die gesamte Entwicklung des Deutschen seither ist nicht berücksichtigt, und auch in den späteren Lieferungen stammen nur die wenigsten Belege aus dem 20. Jahrhundert. So haben denn Ende der Fünfzigerjahre die Akademien in Berlin und in Göttingen eine gemeinsame Neubearbeitung zumindest der Buchstaben A–F beschlossen und in Angriff genommen. Die erste Lieferung mit dem Buchstaben A ist 1965 erschienen, die letzte mit dem Buchstaben A im Jahre 2007; insgesamt sind in diesen 42 Jahren etwa 8000 mit A beginnende Stichwörter beschrieben worden. Man kann sich ausrechnen, wie lange eine vollständige Neubearbeitung mit der Abdeckungsdichte der Erstbearbeitung (wie gesagt, etwa 350.000 Wörter) dauern würde. Jacob Grimm hat für ebendiesen Buchstaben A etwa zwei Jahre gebraucht, auch hier nach Erscheinungszeit der Lieferungen gerechnet. Das liegt nicht an den heutigen Lexikografen; es liegt daran, dass sie mit so unendlich viel mehr Material zu tun haben als Jacob Grimm. Er war so schnell fertig, weil er im Verhältnis relativ wenige Daten zur Verfügung hatte. Es macht einen Unterschied, ob man für ein Wort 10 Belege oder 10.000 Belege bearbeiten soll. Je mehr es zu berücksichtigen gilt, je mehr man weiß, desto schwieriger wird die Aufgabe, und wenn man, wie wir heute, riesige Korpora zur Verfügung hat und damit eine unvergleichlich bessere Datenbasis, dann wird sie vollends utopisch. Die Sprache entwickelt sich schneller, als man sie beschreiben kann. Die Neologismen, die heute beschrieben werden, sind die von gestern und vorgestern.

C. Gibt es für dieses Massenproblem, sei es in der gegenwartsbezogenen, sei es in der historischen Lexikografie, überhaupt eine Lösung? Wenn ja, dann nur mit einer anderen Vorgehensweise, beispielsweise mit Methoden der Computerlinguistik. Das war schon die Vision derer, die seinerzeit das IDS-Projekt ‚Grunddeutsch‘ begonnen haben: Wir bauen ein möglichst repräsentatives Korpus auf und zählen mit den Instrumentarien der „elektronischen Sprachverarbeitung“ aus, welche davon besonders häufig vorkommen. Das ist ein weitaus bescheideneres Ziel als eine umfassende lexikografische Analyse dieser „wichtigsten Wörter“; eine wirklich umfassende syntaktische oder semantische Beschreibung war auch gar nicht avisiert. Aber Morphologie, Syntax und Semantik kommen unweigerlich ins Spiel, wenn man nicht nur die vorkommenden Wortformen, reine Zeichenfolge also, zählen will, sondern die ihnen zugrunde liegenden lexikalischen Ein-

heiten. Dazu muss man zumindest (a) die Wortformen auf ihre Grundform zurückführen – *wäscht, gewaschen, wäscht* auf *waschen*; (b) sie desambiguieren – *sein* auf das Hilfsverb *sein* oder auf das Possessivpronomen *sein*, und (c) in gewissen Grenzen auch syntaktisch analysieren – *vor* als Präposition oder als abgetrennten Teil eines Verbs (*er schlägt xxx vor*). Der Lexikograf, wenn er Belege durchsieht, macht all dies mit seinem Kopf, und das zumeist ohne große Mühe. Dem Computer fiel es damals und fällt es heute schwer. Die automatische Lemmatisierung, die seinerzeit in der Eggers'schen Arbeitsstelle entwickelt wurde, war für die Zeit erstaunlich gut, wenn die Flucht der Jahre hier nicht meinen Blick verklärt; aber die Fehlerquote war dennoch sehr hoch. Gut zwanzig Jahre haben wir später am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik die Datenbank CELEX aufgebaut. Ziel war es, für experimentelle Zwecke verlässliche Angaben über die Frequenz wichtiger Wörter (im Deutschen wie in anderen Sprachen) machen zu können, eine Aufgabe, die also manches mit dem Projekt ‚Grunddeutsch‘ gemein hatte, bei der man sich aber auf weitaus größere, nicht zuletzt vom IDS stammende Datenbestände stützen konnte. Anders als bei ‚Grunddeutsch‘ kam das Vorhaben zu einem guten Abschluss, und von den Ergebnissen wurde in der Psycholinguistik rege Gebrauch gemacht. Aber manches war schon bizarr, beispielsweise, dass die der bäuerlichen Welt zugehörigen Verben *heuen* und *rechen* offenbar zu den häufigsten Verben deutscher Zunge zählen. Das hätte man sich so nicht gedacht. Es lag aber daran, dass der Computer das Adverb *heute* als Flexionsform von *heuen* („die Bäurin heute den ganzen Tag“) ansah und die flektierten Adjektive *rechte* und *rechten* als Flexionsformen von *rechen*. Seither sind wiederum dreißig Jahre verstrichen, und man mag hoffen, dass die nunmehr in der Computerlinguistik entwickelten Verfahren zur automatischen morphologischen und syntaktischen Analyse stabil mit einer Fehlerquote von, sagen wir, fünf Prozent funktionieren. Dann hätte man bei einem Korpus von 100 Millionen Wortformen (das Deutsche Referenzkorpus des IDS hat derzeit 24 Milliarden) also nur noch 5 Millionen Fehler. Leider sind wir nach meinem Wissensstand von diesem Ziel noch weit entfernt; die Fehlerquote schwankt je nach Verfahren, Textsorte und Zählweise, liegt aber allemal deutlich höher. Und ebensowenig gibt es meines Wissens – ich würde mich aber freuen, unrecht zu haben – eine wirklich befriedigende automatische syntaktische Analyse des Deutschen, die auf größere Textmengen anwendbar wäre.

Das heißt nicht, dass solche automatischen Analysen für die Zwecke des Lexikografen sinnlos sind, ganz im Gegenteil: Ohne eine solche Zuarbeit kann man nicht hoffen, das unter B. angedeutete Massenproblem in den Griff zu bekommen. Automatische Analysen können aber entweder nur ein erster Schritt sein, auf den die manuelle Arbeit aufsetzen muss, oder aber man muss versuchen, die Aufgaben der Lexikografie überhaupt mit anderen Mitteln anzugehen.

Die drei Probleme, die ich hier skizziert habe, sind grundsätzlicher Art. Sie haben nichts oder doch wenig mit der menschlichen Unvollkommenheit auch der besten Lexikografen zu tun. Es ist einfach unendlich schwierig, auch nur eine einzelne lexikalische Einheit in ihren verschiedenen Eigenschaften verlässlich und umfassend zu beschreiben. Es ist unrealistisch, dies für den ganzen zu einer bestimmten Zeit verwendeten Wortschatz einer Sprache wie Deutsch tun zu wollen; dazu ist er zu umfangreich, und der Belege sind zu viele. Die Methoden der Computerlinguistik sind ein Hilfsmittel für die Arbeit des Lexikografen; ihr Nutzen ist jedoch begrenzt, denn sie sind nach wie vor sehr fehleranfällig; Besserung ist nicht in Sicht. All dies sind wenig ermutigende Einsichten, aber es sind Einsichten, denen man sich stellen muss.

3 Zwischenspiel

Das Motiv hinter dem Projekt ‚Grunddeutsch‘ war ebensosehr ein praktisches wie ein wissenschaftliches, so wie es denn immer schon zu den Zielen des IDS gehört hat, nicht nur Wissenschaft für Wissenschaftler zu betreiben, sondern auch all jenen, die sich ansonsten für die deutsche Sprache interessieren, von Nutzen zu sein. Es sollte ein Grundbestand von lexikalischen Einheiten ermittelt werden, den man dann dem Fremdsprachenunterricht zugrunde legen konnte. Wenn man eine Sprache lernt, sei es die erste im Kindesalter von seinen Eltern, Geschwistern und der sonstigen sozialen Umgebung, sei es eine zweite im Unterricht oder gleichfalls durch den alltäglichen Kontakt, dann muss man eine ganze Reihe von Dingen lernen – Aussprache, Intonation, Morphologie, Syntax, Wortschatz, schließlich die verschiedenen Diskursfähigkeiten. All dies ist wichtig, wenn man sich in dieser Sprache andere verstehen und sich selbst verständlich machen will. Am wichtigsten aber ist der Wortschatz. Das kann man sich sehr einfach überlegen. Wenn jemand von einer Sprache, sagen wir Russisch, hunderttausend Wörter kennt, aber keine einzige für das Russische spezifische grammatische Regel (also nicht jene, die universal sind, denn die kann man ja ohnehin), dann könnte man in Omsk, Tomsk und Novosibirsk einkaufen oder nach dem Weg fragen, man könnte erzählen, was einen dorthin verschlagen hat, dass es einem gefällt oder auch, dass man eine unglückliche Kindheit gehabt hat, man könnte die Zeitung lesen oder sogar Tolstoi – all dies mit Einschränkungen, Missverständnissen und ohne Glanz, aber man könnte sprachlich überleben, und mehr als das. Wenn man hingegen alle morphologischen und syntaktischen Regeln des Russischen fein säuberlich gelernt hätte, aber kein einziges Wort oder vielleicht gerade so viele, als nötig sind, um diese Regeln zu lernen, dann käme man nicht sehr weit. Um es

etwas zugespitzt zu sagen: Von den beiden fundamentalen Komponenten einer Sprache, der Grammatik und der Lexik, ist keine entbehrlich; aber es ist die Lexik, die für das Ausdrucksvermögen einer Sprache maßgeblich ist und die die menschliche Kommunikation trägt. Dieses offenkundige Faktum steht in einem eigentümlichen Missverhältnis zu den Präferenzen der meisten strukturellen Linguisten wie auch der Spracherwerbsforschung. Die wenigsten Untersuchungen gelten den Eigenschaften der Lexik oder ihrem Erwerb im Kindesalter oder, bei einer Zweitsprache, im Erwachsenenalter. Auch in der modernen Semantik geht es seit vielen Jahren fast ausschließlich um die Bedeutung von einigen morphologisch oder syntaktisch zusammengesetzten Konstruktionen. Die lexikalische Semantik, die doch allem zugrunde liegt, spielt hingegen, sieht man von einigen Funktionswörtern ab, nur eine sehr geringe Rolle. Ich weiß nicht wirklich die Gründe, die zu dieser Unterbelichtung der Lexik in der Forschung geführt haben. Wahrscheinlich ist es zum einen das Verharren in einer Denkschule, zum andern aber der Umstand, dass die wissenschaftliche Erforschung der lexikalischen Semantik zu schwierig ist – also ebendas, was im vorigen Abschnitt gesagt wurde. Und so kneifen wir.

4 1997 ff.

Im Frühjahr 1997 hat mich Dieter Simon, damals Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, also jene auf Leibniz zurückgehende Akademie, die auch Jacob und Wilhelm Grimm zu ihren Mitgliedern zählte und das von ihnen begonnene Wörterbuch vor gut hundert Jahren unter ihre Fittiche nahm, gefragt, ob ich bereit sei, an einem neuen Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache mitzuarbeiten. Die Anregung zu einen solchen Vorhaben stammte, wie ich später erfahren habe, von Hartmut Schmidt, zu jener Zeit Leiter der Abteilung Lexik beim IDS. Die Frage kam ein wenig überraschend, denn ich hatte zwar, anders als 1967, eine gewisse Meinung vom Wörterbuchmachen, habe mich jedoch für ganz andere Dinge interessiert. Aber die Interessen ändern sich, wenn man älter wird, und so habe ich nach einigem Überlegen „adsum“ gesagt und das auch nicht zurückgenommen, als Dieter Simon mich umgehend ungefragt zum Leiter des Projekts erklärt hat. Freilich habe ich daraufhin zwei Bedingungen genannt, nämlich zum einen, dass die Leitung eine ganz informelle sein soll, und zum anderen, dass dieses Wörterbuch von Anfang an kein klassisches Wörterbuch zum Ziel hat, sondern auf dem Computer entstehen soll, als ein über Internet zugängliches digitales System, von dem man vielleicht ein gedrucktes „Wörterbuch“ im klassischen Sinne ableiten kann, aber nicht muss. Dies war der Ursprung des

„Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache“ (DWDS), das seither in Berlin entstanden ist. Nun will ich hier nicht im einzelnen über das DWDS reden, so nahe es meinem Herzen steht. Es ist, wie ich glaube, eine Erfolgsgeschichte, und es wird auch reich genutzt. Aber es gibt auch anderswo ähnlich gute Vorhaben, nicht zuletzt am IDS selbst, und um fair zu sein, müsste man dann einen Überblick geben. Das aber ist nicht das Ziel dieses Beitrags (Näheres zum DWDS findet sich in Klein/Geyken 2010 sowie unter www.dwds.de). Vielmehr will ich auf einige grundsätzliche Punkte eingehen, die bei allen Bemühungen in diese Richtung eine Rolle spielen. Ich möchte jedoch zumindest jene erwähnen, die über die Jahre hinweg das Projekt getragen haben, weil sonst der Eindruck entstehen mag, als sei es mein Kind. Das ist natürlich nicht so. Von Anfang an beteiligt waren Manfred Bierwisch, Alexander Geyken, Wolf-Hagen Krauth, Hartmut Schmidt, Angelika Storrer und ich; etwas später sind Thomas Gloning und Lothar Lemnitzer hinzugekommen. Wie man sieht, haben auch hier frühere Mitarbeiter des IDS einen nicht unwesentlichen Anteil.

Die systematische Erforschung der Lexik ist nach meiner festen Überzeugung die wichtigste Teildisziplin der Sprachwissenschaft. Wie schon bemerkt, ist dies eine eher untypische Ansicht; aber es ist nun einmal die meine, die man teilen kann oder nicht (und im Übrigen kann man ja auch weniger Wichtiges besonders interessant finden; es ist ja auch für die Physik nicht sonderlich wichtig, ob es das Higgs-Boson gibt oder nicht, und wenn man es sich überlegt, sind die meisten Fragen, mit denen sich die Wissenschaftler schwerpunktmäßig beschäftigen, nicht wirklich wichtig). Aber auch wenn man die Lexikografie zwar nicht für die wichtigste, sondern nur für eine unter vielen wichtigen Teildisziplinen hält, und das tun sicher viele, dann kann man nur mit einer gewissen Bestürzung feststellen, dass die Lexikografie zwar auf der einen Seite bedeutende Leistungen vollbracht hat – das Grimmsche Wörterbuch, das OED, der *Grand Robert*, aber auch die vielen monumentalen zweisprachigen Wörterbücher bezeugen es. Aber auf der anderen Seite bleiben auch diese Werke weit hinter der Aufgabe zurück; das habe ich in Abschnitt 2 deutlich zu machen versucht. Und drittens ist die wissenschaftliche Lexikografie, und zwar die kommerzielle wie auch die an Universitäten und Akademien betriebene, zu Beginn des dritten Jahrtausends in eine fundamentale Krise geraten. Das ist leicht zu sehen, ich will es zunächst für die kommerzielle, dann für die akademische Lexikografie an ein paar Punkten illustrieren:

A. Das Bibliographische Institut („Duden“) hat im Verlaufe der letzten zwei Jahre seine angesehene Wörterbuchabteilung weitestgehend aufgelöst und die bisher rund 180 Mitarbeiter bis auf einige wenige entlassen. Der Verlag Wissensmedia, Träger des „Wahrig“ und damit der zweiten bedeutenden Wörterbuchreihe der

Gegenwart in Deutschland, hat seine lexikografische Arbeit eingestellt. Die großen zweisprachigen Wörterbücher bei Langenscheidt und Klett werden nicht oder allenfalls über werbefinanzierte Webportale in geringem Umfang weitergeführt; die Verlagsarbeit konzentriert sich auf kleinere Wörterbücher für den Sprachunterricht oder für Reisen. Diese Entwicklung, die nicht auf Deutschland beschränkt ist, kann man nicht den Verlagen oder gar den Mitarbeitern anlasten. Sie hat eine einfache Ursache: Kaum noch jemand kauft solche umfassenden Wörterbücher auf hohem wissenschaftlichem Niveau (und nur von diesen soll hier die Rede sein). Wir sind schuld, nicht die Verlage. Dafür mögen zum einen soziale Entwicklungen verantwortlich sein, etwa das Schwinden des klassischen Bildungsbürgerturns. Entscheidend ist jedoch das Internet, das viele Wörterbücher umsonst zur Verfügung stellt. Umsonst sind sie, weil sie auf älteren rechtfreien Wörterbüchern beruhen oder von Freiwilligen ohne Entgelt bearbeitet werden. Es ist dies nicht anders als beim Niedergang der großen Enzyklopädien wie „Brockhaus“, „Mayer“ oder „Encyclopedia Britannica“, die durch Wikipedia hinweggefegt wurden. Über die Qualität der so erhältlichen Informationen kann man geteilter Meinung sein, sie schwankt auch ganz erheblich. Kein Zweifel kann aber darüber bestehen, dass diese Entwicklung das Ende der von Verlagen getragenen und somit auf Erträge angewiesenen klassischen Lexikografie bedeutet. Eine der wenigen Ausnahmen ist – noch – das OED mit seinen etwa 120 Mitarbeitern (und vielen freiwilligen Helfern), das zwar gleichfalls nicht mehr gedruckt wird, aber in der Nutzung über Internet kostenpflichtig ist und auch genutzt wird. Nicht zuletzt lebt es aber davon, dass es das Flaggschiff eines bedeutenden, in anderen Bereichen gut verdienenden Verlags ist. Man kann nur hoffen, dass dies noch lange so bleibt.

B. Die akademische Lexikografie – damit meine ich die an Universitäten oder Akademien betriebene – wird aus öffentlichen Mitteln oder durch Stiftungen finanziert, ist also nicht auf Einnahmen von den Nutzern angewiesen. (Sie ist eigentlich überhaupt nicht auf Nutzer angewiesen.) Aber diese Quelle versiegt. Es werden so gut wie keine langfristigen Wörterbuchprojekte mehr bewilligt, und auch der Fortbestand der jetzigen ist gefährdet. Die Gründe für diese Krise, wenn nicht für das bevorstehende Ende der langen Tradition akademischer Wörterbuchvorhaben sind nicht so offenkundig wie bei den kommerziellen Wörterbüchern. Einer ist sicher, dass es immer schwieriger wird, gut ausgebildete Lexikografen für diese Arbeit zu finden; es gibt so gut wie keine einschlägigen Studiengänge, ja, es gibt sogar kaum noch Lehrveranstaltungen dazu. Der wichtigste Grund ist aber sicher, dass sie so endlos lange dauern und niemand mehr bereit ist, sich auf ein Projekt einzulassen, das zu seinem Abschluss wahrscheinlich hundert Jahre braucht und sich bis dahin überholt hat. Es ist mit dem Abschluss dieser monu-

mentalenen Vorhaben wie mit dem Ende des Regenbogens: Wenn man ihm näher kommt, entfernt er sich. Man kann sich dies an den großen historischen Wörterbüchern des Deutschen vor Augen führen. Das „Althochdeutsche Wörterbuch“ wurde Mitte der Dreißigerjahre an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften begonnen und hat bis jetzt etwa die Hälfte der Strecke erreicht; derzeit sind M–N in Bearbeitung. Das „Mittelhochdeutsche Wörterbuch“, das gemeinsam von der Mainzer Akademie für Sprache und Dichtung (Arbeitsstelle Trier) und der Göttinger Akademie der Wissenschaften (Arbeitsstelle Göttingen) getragen wird, wurde Anfang der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts begonnen und ist auf vier Bände und etwa 30 Jahre angelegt. Es ist nun beim Buchstaben G angelangt; das ist schnell, aber das Ende ist im Augenblick nicht abzusehen. Das „Frühneuhochdeutsche Wörterbuch“, dessen erste Lieferung 1989 erschien und das seit 2013, nachdem es teilweise auch vom IDS finanziert wurde, gleichfalls in die Obhut der Göttinger Akademie der Wissenschaften gelangt ist, ist inzwischen, eine bemerkenswerte Leistung, bis zu *st-* gediehen; es soll 2027 abgeschlossen sein. Wir drücken die Daumen.

Am deutlichsten kann man sich das Problem an der Neubearbeitung des „Grimm“ vor Augen führen, von der vorhin schon die Rede war. Sie wurde 1962 in Berlin, etwas später in Göttingen begonnen; die Strecke A–C (Berliner Anteil) sollte 43 Lieferungen umfassen, der Göttinger Anteil (D–F) 37. Es gab allerlei Verzögerungen, und nach der Wende haben die beiden Akademien gemeinsam noch einmal eine Verlängerung bis Ende 2006 beschlossen (anders als heute konnten zu dieser Zeit die Akademien noch selbst über die Finanzierung beschließen). Da war Göttingen in der Tat fertig, Berlin – aus durchaus nachvollziehbaren Gründen – noch nicht. So wurde vereinbart, dass nun die verbliebene Strecke neu aufgeteilt wird: Berlin sollte bis Mitte B arbeiten, Göttingen den Rest von B und C übernehmen. Mit einiger Mühe war es möglich, eine weitere Finanzierung für die insgesamt etwa 15 hauptamtlichen Mitarbeiter bis Ende 2012 zu erhalten. In Berlin ist dieser Abschluss beinahe gelungen, allerdings um den Preis einer in der Stichwortauswahl deutlich beschränkten letzten Lieferung, für die ein Jahr lang eine anderweitige Finanzierung gefunden werden konnte: A – *Betreuung* ist seit Anfang 2014 fertig. Der Berliner Teil der Neubearbeitung ist somit nach 52 Jahren beendet, das eine Ende des Regenbogens ist erreicht, der Topf mit den Goldstücken, der nach alter Sage dort wartet, steht jedermann zur Verfügung. In Göttingen konnte dies – wiederum aus guten Gründen – nicht erreicht werden, der Abschluss ist nun auf Ende 2016 festgelegt, und die Aussichten stehen gut, dass damit auch das andere Ende des Regenbogens erreicht sein wird.

Das Langzeitproblem der lexikografischen Langzeitvorhaben ist weder für die deutsche Sprache noch für Deutschland spezifisch. Manche dieser Vorhaben laufen noch, oft unter der Bedingung massiver Straffungen und Kürzungen, man-

che stehen vor einem ungesicherten Fatum, neu begonnen wird keines. Es wäre falsch zu sagen, dass hierzulande keine Langzeitvorhaben mehr gefördert würden. Sie sind aber seit einigen Jahren in der maximalen Laufzeit beschränkt, im gemeinsamen Programm der Wissenschaftlichen Akademien beispielsweise auf 25 Jahre (in Ausnahmefällen – deren ich keinen kenne – auf 28 Jahre). Bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder der Volkswagen-Stiftung ist die Laufzeit deutlich geringer.

Man kann an dem Gesagten vielleicht das eine oder andere korrigieren, aber das ändert nichts an dem Ergebnis: In Zukunft werden keine großen wissenschaftlichen Wörterbücher klassischen Stils mehr geschaffen werden. Selbst wenn man das Geld fände – und ich wüsste nicht, wie –, es dauert einfach zu lang. Die Fülle des Materials, das man inzwischen bearbeiten kann, stellt die Erfassung der gesamten Lexik zwar auf eine bessere Basis, verlängert die Laufzeit aber noch mehr, und durch die fortwährende Entwicklung der Sprache ist ein solches Wörterbuch nur von geringem Nutzen. Der erste Band des alten „Deutschen Wörterbuchs“ mit seinen insgesamt 32 Foliobänden umfasst die Wortstrecke *A – Biermolke*. Die Wortstrecke *A – Betreuung* füllt in der Neubearbeitung vier Foliobände. Welchen Sinn soll es haben, ein Wörterbuch von 128 Foliobänden in Angriff zu nehmen? All das kann sich ein jeder leicht ausrechnen, der es will. Als ich dies einmal einem sehr kenntnisreichen älteren Lexikografen vorgerechnet habe, hat er mir geschrieben: „Ich weigere mich, solche Rechnungen anzustellen.“ Das kann man verstehen, aber das heißt nur, die Augen davor zu schließen, dass es in Zukunft keine umfassenden Wörterbücher des Deutschen mehr geben wird.

5 2014 ff.

Man kann den Titel dieses Beitrags „Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch“ in zwei Weisen auffassen. Die eine ist, dass aus den genannten Gründen die systematische Darstellung der deutschen Lexik an ein Ende gekommen ist: Es wird keine Wörterbücher mehr geben (womit hier immer umfassende wissenschaftliche Wörterbücher gemeint sind, nicht kleinere für Schüler, Reisende und dergleichen). Die andere ist: Man muss nach ganz anderen Wegen suchen, die Aufgabe, umfassende und gründliche Informationen über die deutsche Lexik zu liefern, zu lösen. Dazu genügt es nicht, auf den Computer und die unglaublichen Möglichkeiten digitaler Korpora und Arbeitsmittel zu verweisen. Die sind nach meiner Ansicht in der Tat unabdinglich, aber sie reichen nicht. Einen der beiden zentralen Gründe habe ich weiter oben kurz erläutert; die derzeitigen Methoden sind zwar hilfreich, aber nach wie vor sehr fehlerbehaftet,

und Besserung zeichnet sich zumindest im Augenblick nicht ab. Der andere, noch wichtigere Grund ist, dass bislang niemand einen Weg gefunden hat, aus den Wortformen auf die semantischen Eigenschaften der zugrunde liegenden lexikalischen Einheiten zu schließen. Das Korpus mag noch so gut sein, die Lemmatisierung und die vorgängige syntaktische Analyse weitaus fehlerfreier als bisher – kein Computer kann aus noch so vielen Vorkommen von *Körper*, *noch*, *grinsen* ableiten, was diese Wörter bedeuten. Man kann vielleicht angeben, mit welchen anderen Wörtern sie bevorzugt vorkommen, und das zu wissen ist sicher auch nützlich. Aber es ist etwas anderes als die Bedeutung der Wörter anzugeben.

In meinen Augen sind drei miteinander eng zusammenhängende Schritte notwendig, um die darbende Lexikografie auf eine neue Bahn zu setzen, in der sie, denke ich, ihre Aufgaben in weitaus besserer Weise erfüllen kann als bisher.

A. Die Eigenschaften der Lexik müssen in einem „digitalen lexikalischen System“ (DLS) erfasst und dargestellt werden. Damit ist nicht das digitale Version eines klassischen Wörterbuchs gemeint, sondern ein anderes Instrument, um die Lexik einer Sprache abzubilden. Anders ist es vor allem in dreierlei Hinsicht (siehe dazu im einzelnen Klein/Geyken 2010):

1. Es steht eben nicht auf Buchseiten, sondern im Computer und ist über Internet zugänglich. Allerdings lassen sich jederzeit „Papierwörterbücher“ daraus ableiten, falls man das für wünschenswert hält.
2. Datenbasis und lexikalische Analyse sind konstant miteinander verknüpft, und zwar so, dass jeder Nutzer leicht von den Daten in die Analyse und umgekehrt gehen kann. Die Datenbasis ist keine Belegsammlung, sondern eine Menge gut aufbereiteter Textkorpora, die mit geeigneten Suchwerkzeugen zu erschließen ist.
3. Charakteristisch für ein DLS sind weiterhin vier Eigenschaften, letztlich allesamt Abwandlungen ein und derselben Eigenschaft, nämlich einer hohen Flexibilität: Es sind dies *Modularität*, *inkrementelle Funktionalität*, *kumulative Entwicklung*, *Methodenpluralität*.

Das will ich hier noch ein wenig ausführen. Mit Modularität ist gemeint, dass das gesamte System aus einer Reihe von einzelnen Komponenten besteht, die miteinander verknüpft sind, sich aber im Prinzip unabhängig voneinander bearbeiten und nutzen lassen. So kann man eigene Module für die phonologischen, die morphologischen, die syntaktischen und die semantischen Eigenschaften vorsehen. Eine weitere Komponente kann der Etymologie oder der historischen Entwicklung gewidmet sein. Ebenso können Angaben über die Verwendungshäufigkeit,

gefiltert nach Zeiten, Textarten, Themenbereichen und dergleichen, zusammengetragen oder durch den Nutzer ermittelt werden. Schließlich kann man auch ermitteln, mit welchen anderen Wörtern das gerade untersuchte besonders häufig gemeinsam vorkommt, auch dies nach Bedarf gefiltert nach Zeit, Textart und Themenbereich. Dies sind nur einige der Möglichkeiten, weitere kann man sich leicht überlegen. Mit ‚inkrementelle Funktionalität‘ ist gemeint, dass die Bearbeitungstiefe nicht von Anfang an feststeht, sondern je nach Bedarf, Nutzerwünschen, wissenschaftlichen Interessen und nicht zuletzt vorhandenen finanziellen Mitteln variabel ist. Manche Stichwörter werden sehr detailliert analysiert, zu anderen gibt es nur Basisinformationen, ergänzt vielleicht um ausgesuchte Belege. Das Gegenstück dazu auf Bearbeiterseite ist die Möglichkeit der kumulativen Entwicklung. Das klassische Wörterbuch wird in der Regel von A–Z – oder auch einem sonstigen, zu Beginn festgelegten Prinzip – bearbeitet. Ein DLS hingegen ist beliebig erweiterbar und in gewisser Weise daher auch niemals abgeschlossen. So können die einzelnen Module zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Experten bearbeitet werden. Die Methodenplurazität schließlich bezieht sich darauf, dass man für gleichwelchen Bereich verschiedene Beschreibungsverfahren verbinden kann; die phonetischen Eigenschaften kann man in konventioneller Weise mithilfe einer Lautschrift umschreiben; aber man kann die entsprechenden Wörter auch einsprechen lassen, und dies in verschiedenen regionalen Abwandlungen. Für jemanden, der die Sprache lernen will, ist das sicher viel hilfreicher. Ebenso kann man für die semantischen Eigenschaften die traditionellen Paraphrasen nutzen, aber auch andere Möglichkeiten, wie sie beispielsweise in WordNet oder in FrameNet entwickelt wurden. Schließlich kann man auch Bilder oder Videos benutzen, mit denen sich – auch hier für den Lerner – die Bedeutung von *grinsen* vielleicht schlagender darstellen lässt als im „Großen Wörterbuch der deutschen Sprache“.

B. Das bereits vorhandene lexikalische Wissen muss soweit als irgend möglich ausgenutzt und integriert werden. Es gibt zahllose Wörterbücher von oft sehr hoher Qualität; es ist ja nicht ungewöhnlich, dass die neueste Variante ein und desselben Wörterbuchs zwar aktueller, aber in der Beschreibung der lexikalischen Eigenschaften weniger klar und richtig ist. Auf dieses akkumulierte Wissen früherer Gelehrter muss man sich systematisch stützen. Eine einfache Möglichkeit sind Wörterbuchportale, die es bereits für viele Sprachen gibt. Sie sind auch nützlich, aber im vorliegenden Zusammenhang ist daran gedacht, sie sinnvoll in das Gesamtsystem zu integrieren. Das ist keine triviale Aufgabe, aber auch hier macht sich die Flexibilität eines DLS nieder: Man kann sie Schritt für Schritt angehen und so das System stetig verbessern.

C. All dies reicht nicht, wenn man eine Million Wörter – ein Fünftel der derzeit in einem großen Korpus vorkommenden – erfassen will. Zu weitaus den meisten dazu gibt es bislang keinerlei Analyse, und sie in Angriff nehmen zu wollen, führt unweigerlich in das einleitend geschilderte Massenproblem. Ein hehres Ziel, aber so sinnlos wie die Absicht von Ron Obvious (in dem berühmten Sketch von Monty Python), von Dover über den Kanal nach Calais zu springen. Für die große Mehrzahl der Wörter gibt es daher nur einen Weg: Man muss den Benutzer zu seinem eigenen Lexikografen machen. Das heißt nicht, dass er von nun an Artikel schreiben sollen. Vielmehr soll man ihn in die Lage versetzen, sich die Eigenschaften, die ihn interessieren, aufgrund einer gut ausgewählten Anzahl von Belegen aus dem Korpus selber zu erschließen. Für einen Übersetzer, der zum ersten Mal das Wort *Eierstich* liest, ist es vielleicht ausreichend, wenn er sich ein paar geschickt ausgewählte Vorkommen aus der gleichen Zeit und der gleichen Textsorte anschauen kann. Dazu muss man ihm einige leicht bedienbare Werkzeuge an die Hand geben, mit denen er das flexibel machen kann. Man kann aber auch noch einen Schritt weitergehen und zum Beispiel manchen Wörtern immerhin ein ungefähres Synonym begeben. Dazu bedarf es keiner umfänglichen Analyse, der Lexikograf kann es in einer Minute, statt in einer Stunde, erledigen, und dem Nutzer ist zumindest ein wenig weiter geholfen. Das ist keine wissenschaftliche Beschreibung, es ist, wenn man so will, ein „Hilfsmodus“; aber es ist mehr als nichts, und in vielen Fällen alles, was ein Nutzer braucht. Und auch hier gilt, dass man flexibel und nach Bedarf vorgehen kann: Die Aufarbeitung kann jederzeit vertieft werden.

Diese drei Schritte hängen eng miteinander zusammen, jeder ist wichtig, keiner allein würde ausreichen. Sie führen auf einen Weg, der es uns, anders als das Wörterbuch, das wir kennen, in der Tat erstmals erlaubt, auf lange Sicht den Wortschatz einer Sprache in großem Umfang zu erfassen und sukzessive in seinen verschiedenen Eigenschaften zu analysieren. Man kann sich für den Kernbereich eines solchen digitalen lexikalischen Systems beispielsweise vorstellen, dass ein bestimmter Ausschnitt des Wortschatzes, vielleicht 10.000–20.000 Wörter, in größter Ausführlichkeit und historischer Tiefe behandelt wird, vielleicht 100.000–200.000 in der Art, die man vom „Großen Wörterbuch“ des Duden oder dem „Wahrig“ gewohnt ist, und eine Million oder zwei Millionen in dem eben genannten „Hilfsmodus“; in allen drei Fällen sind Daten und lexikalische Analyse – die freilich im letztgenannten Fall minimal ist – miteinander verknüpft. Dieser Kern wird von einer Reihe weiterer Module, wie sie weiter oben angedeutet wurden, umgeben. Ein solches System ist, da völlig flexibel, erscheint praktisch machbar, lässt sich jederzeit weiter ausbauen, und es liefert mehr lexikalische Informationen über eine Sprache, als ein jedes klassische Wörterbuch vermöchte. Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch, es ist mehr.

Literatur

Dem Charakter dieses Beitrags entsprechend habe ich hier keine Literaturliste angefügt, sondern verweise nur auf zwei Veröffentlichungen, in denen sich Näheres zu dem hier Gesagten findet.

Klein, Wolfgang (2013): Von Reichtum und Armut des deutschen Wortschatzes. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Berlin/Boston, S. 15–55.

Klein, Wolfgang/Geyken, Alexander (2010): Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS). In: Lexicographica 26, S. 79–96.

Marc Kupietz (Mannheim)/Thomas Schmidt (Mannheim)

Schriftliche und mündliche Korpora am IDS als Grundlage für die empirische Forschung

Abstract: Die Programmbereiche „Korpuslinguistik“ und „Mündliche Korpora“ haben am IDS die Aufgabe, Grundlagen für die empirische Erforschung der deutschen Sprache zu legen. Unter anderem sammeln und erstellen sie schriftliche und mündliche Korpora, bereiten sie für eine wissenschaftliche Nutzung auf und stellen sie über Web-Oberflächen (COSMAS, DGD2 demnächst KorAP) zur Verfügung. Unser Beitrag gibt zunächst einen Überblick über Entstehungsgeschichte und aktuellen Stand dieser Arbeiten. Mit einem Blick in die Zukunft widmen wir uns auch der Frage, ob und in welcher Weise das Schlagwort ‚Big Data‘ für diese Arten linguistischer Ressourcen relevant ist.

In Bezug auf die schriftlichen Korpora wird dabei insbesondere über die diesjährige DEREKO-Erweiterung um über 17 Milliarden Wörter und die damit verbundenen Arbeiten berichtet. In diesem Zusammenhang werden u.a. DEREKOs Design, die zugrundeliegende Akquisitionsstrategie und Überlegungen zu Dispersion und Stratifizierbarkeit diskutiert.

Die spezifischen Herausforderungen, die sich beim Aufbau eines großen Gesprächskorpus stellen, werden am Beispiel des Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch (FOLK) diskutiert. Dabei steht außer Frage, dass angesichts des Aufwandes, den Feldzugang sowie Erschließung der im Feld gewonnenen Audio- und Videodaten bedeuten, vergleichbare Datenmengen und Wachstumsraten wie bei Textkorpora nicht zu erreichen sind. Für den Aufbau umfangreicher mündlicher Korpora ist daher die Entwicklung eines eigenen Methodeninstrumentariums notwendig.

1 Einleitung

Die Programmbereiche „Korpuslinguistik“ und „Mündliche Korpora“ haben am IDS die Aufgabe, Grundlagen für die empirische Erforschung der deutschen Sprache zu legen. Unter anderem sammeln und erstellen sie schriftliche und mündliche Korpora, bereiten sie für eine wissenschaftliche Nutzung auf und stellen sie über Web-Oberflächen (COSMAS, demnächst KorAP, DGD2) zur Verfügung. Im Folgenden geben wir einen Überblick über Entstehungsgeschichte und aktuellen

Stand dieser Arbeiten. Mit einem Blick in die Zukunft widmen wir uns auch der Frage, ob und in welcher Weise das Schlagwort ‚Big Data‘ für diese Arten linguistischer Ressourcen relevant ist.

2 Geschichte schriftlicher Korpora am IDS

Die lange Geschichte sehr großer Schriftkorpora am IDS begann bereits weniger als drei Jahre nach seiner Gründung, als 1967 die Direktoren Paul Grebe und Ulrich Engel die Abteilung „Dokumentation der Deutschen Sprache“ gründeten, deren Aufgabe es insbesondere war, in großem Umfang deutschsprachige Texte zu sammeln und diese elektronisch – auf Lochkarten – zu speichern. Mit dem Mannheimer Korpus I (MK I), das 2,2 Millionen Wörter in 293 Texten, hauptsächlich aus den Bereichen Belletristik und Zeitungstexte umfasste, wurde bereits 1969 das erste Korpus veröffentlicht. 1972 wurde ein kleinerer zweiter Teil, MK II genannt, mit weiteren Texttypen hinzugefügt. Im folgenden Projekt „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ wurde das Mannheimer Korpus dann intensiv analysiert und diente zwischen 1971 und 1981 als empirische Grundlage für 17 publizierte Bände zu grammatischen Themen (Teubert/Belica 2014, S. 301 ff.). Über die Jahre kamen immer mehr Korpora hinzu, u.a. von Zweigstellen des IDS, an denen spezielle Projekte wie etwa das Bonner Zeitungskorpus (Hellmann (Hg.) 1984) beheimatet waren. Die Bezeichnung Deutsches Referenzkorpus DEREKO wurde 1999 im Zusammenhang mit dem gleichnamigen, vom MWK Baden-Württemberg finanzierten Verbundprojekt mit den Universitäten Stuttgart und Tübingen als Kooperationspartner des IDS eingeführt. Ziel des 2002 abgeschlossenen Projekts war es, die deutsche Gegenwartssprache möglichst breit und der Sprachwirklichkeit angemessen zu repräsentieren, mit modernen korpuslinguistischen Verfahren aufzubereiten und der Wissenschaft zu Verfügung zu stellen. Nachdem dann 2004 am IDS die Arbeiten zum „Korporausbau“ als eigenständiges Dauerprojekt etabliert wurden, fiel die Entscheidung, die Bezeichnung DEREKO künftig für die Sammlung aller am IDS zur Verfügung gestellten Schriftkorpora der Gegenwartssprache zu verwenden. Mit dem neuen Namen und dem neu erschaffenen Projekt wurden dann viele der bereits vorher vorhandenen und heute noch gültigen Prinzipien und Ziele des Korporausbaus am IDS stärker formalisiert und akzentuiert.

3 Das Deutsche Referenzkorpus DEREKO

3.1 Ziele und Eigenschaften

Das wichtigste Ziel und gleichzeitig der höchste Anspruch von DEREKO ist, als so genanntes *very large general-purpose corpus* als Grundlage für ein möglichst breites Spektrum germanistisch-linguistischer Forschungsbereiche innerhalb und außerhalb des IDS abzudecken und entsprechend möglichst viele Aspekte der Schriftsprache kontinuierlich über die Zeit abzubilden. Um diese Ziele mit vertretbaren Kosten erreichen zu können, ist DEREKO weniger als direkt verwendbares Korpus konzipiert, sondern als eine Ur-Stichprobe, aus der sich seine Nutzer der jeweiligen Fragestellung angemessene Unterstichproben, so genannte *virtuelle Korpora* (al-Wadi 1994; Kupietz/Keibel 2009a) selbst zusammenstellen können. Trotz der Einbeziehung von Kostenaspekten in die Ausbaustrategie handelt es sich bei DEREKO jedoch nicht um ein opportunistisches Korpus, für das wahllos kostenfreie Texte gesammelt werden. Um seinem Anspruch als möglichst universell verwendbare empirische Grundlage gerecht zu werden, ist neben der Maximierung seiner Größe die möglichst breite Abdeckung potenziell relevanter Texttypen und anderer Strata die wichtigste Maxime des DEREKO-Ausbaus. Entsprechend enthält DEREKO neben Zeitungstexten – in absoluten Zahlen betrachtet und verglichen mit so genannten ausgewogenen Korpora – auch große Mengen an belletristischen, wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texten, Gebrauchstexten, verschriftlichter gesprochener Sprache und internet-basierter Kommunikation.

3.2 Ur-Stichproben-Design und Ausbaustrategie

Entsprechend seines Ur-Stichproben-Designs strebt DEREKO anders als viele andere bekannte Korpora keinerlei Ausgewogenheit an, da von der jeweiligen Fragestellung und der zu untersuchenden Sprachdomäne abhängig ist, welcher Begriff von Ausgewogenheit angemessen ist (vgl. Perkuhn/Keibel/Kupietz 2012, S. 47 f.). Fragen wie „Was ist die Sprachdomäne?“, „Was ist ausgewogen, 20% – 30% – 50%, oder ...?“, „Welche Strata sind überhaupt relevant?“ „Ist eine Proportionierung überhaupt relevant?“ sollte jeder Forscher selbst beantworten dürfen und er sollte in die Lage versetzt werden, selbst Sub-Stichproben stratifiziert zu ziehen, die möglichst repräsentativ bezüglich seiner jeweiligen Fragestellung sind.

Darüber hinaus sind weitere Vorteile des Ur-Stichproben-Designs, dass die Daten optimal für die maximale Anzahl potenziell relevanter Fragestellungen

nachnutzbar sind und dass bezüglich der Besetzung einzelner Strata ausschließlich absolute Größen relevant sind (vgl. auch Kupietz et al. 2010). So kann das Kosten-/Nutzenverhältnis bei der Akquisition dahin gehend optimiert werden, dass etwa kostenlos akquirierbare Daten nicht abgelehnt werden müssen, nur weil dies einer zuvor festgelegten Proportionierung zuwider läuft (Kupietz in Vorb.).

Angesichts der immensen wissenschaftlich-methodischen und wirtschaftlichen Vorteile liegt die Frage nahe, warum nicht bei Korpora wie dem British National Corpus (BNC) (Aston/Burnard 1998), dem Mannheimer Korpus I oder zumindest bei modernen Korpora wie dem Contemporary Corpus of American English (COCA) (Davies 2010) ähnlich vorgegangen wurde bzw. wird. Dafür gibt es jedoch eine Vielzahl potenzieller Gründe: (1.) Zumindest bis in die 1990er Jahre herrschte möglicherweise eine optimistischere Einschätzung bezüglich der Repräsentativität von Korpora für Sprache schlechthin vor; (2.) die wirtschaftlichen Vorteile des Ur-Stichproben-Designs wirken sich erst bei dauerhaft angelegten Projekten aus; (3.) die Bildung von virtuellen Teilkorpora ist nur bei sehr großen Ur-Stichproben sinnvoll (absolute Größen sind relevant, siehe oben); (4.) der technische Overhead für die Implementierung persistenter, wiederverwendbarer virtueller Korpora in Korpusplattformen ist immens; (5.) die stratifizierte Ziehung von Sub-Stichproben ist entscheidend von zuverlässigen Metadaten abhängig, was viele Web-Korpora ausschließt; (6.) die Kosten für Akquisition und Aufbereitung waren bis in die späten 1990er-Jahre über verschiedene Quellen und über die Zeit weitgehend konstant, während heute das Verhältnis etwa zwischen Zeitungen und Romanen 1:25.000 erreichen kann (vgl. Kupietz 2014, S. 323).

Insbesondere die Kombination aus den Gründen (3.) und (6.) ist entscheidend. Während etwa für das BNC eine im Voraus geplante, stratifizierte Stichprobenbildung möglich und sinnvoll war, ist das IDS bezüglich DEREKO zum einen in der Lage, zum anderen aber auch rechtlich und wirtschaftlich darauf angewiesen, kontinuierlich innerhalb der über die Zeit variierenden, überhaupt vorhandenen Angebote seine Akquisitionsauswahl zu treffen.

Vor diesem Hintergrund kann man die für den DEREKO-Ausbau relevanten Faktoren und Parameter folgendermaßen skizzieren:

1. Maximierung von Größe und Dispersion,
2. Nachfrage von IDS-internen/-externen Nutzern,
3. Angebot von Rechteinhabern und IDS-internen und -externen Projekten,
4. Kosten,
 - a) Akquisition (Verhandlungsaufwand, Lizenzgebühren),
 - b) Erschließung (Analyse, Aufbereitung, Konvertierungsprogramme),
 - c) Folgekosten (zu erwartende Formatänderungen, Lizenzgebühren),
5. Prognosen bezüglich der Entwicklung der Faktoren,

6. langfristige Akquisitionsstrategie z.B. Verbesserung der eigenen Rahmenbedingungen (Lüngen et al. 2011),
7. kontinuierliche Anpassung der Parameter an aktuelle Verhältnisse.

3.3 Rechtlicher Rahmen

Eine Besonderheit der Linguistik und angrenzender Disziplinen ist, dass ihre Forschungsprimärdaten typischerweise von Dritten betroffen sind (Kupietz/Bankhardt (Hg.) 2009). Im Falle von Textkorpora sind dies insbesondere die Urheberrechte von Autoren und die Verwertungsrechte, die Verlage von den Autoren erworben haben. Entsprechend ist das IDS auch nicht der Eigentümer der in DEREKO enthaltenen Texte, sondern hat nur bestimmte, in ca. 200 Lizenzverträgen festgelegte Nutzungsrechte. Um etwaige Lizenzgebühren möglichst niedrig zu halten, sind die Nutzungsrechte außerdem eng begrenzt. Z.B. ist der Download vollständiger Texte typischerweise ausgeschlossen, da nur so eine unkontrollierbare Verbreitung und eine gewöhnliche, so genannte konsumtive Nutzung der Texte ausgeschlossen werden kann. Ohne diesen Ausschluss würden für DEREKO jährlich schätzungsweise mehrere 100 Millionen Euro Lizenzkosten anfallen. Da das IDS alle vorhandenen Rechte weitergibt und für sich selbst keine besonderen Rechte an Aufbereitung und Bereitstellung reklamiert, ist das, was das Recherchesystem des IDS, COSMAS II (Bodmer 2005), an Recherchemöglichkeiten zulässt, im Wesentlichen genau das, was die Lizenzvereinbarungen mit den Rechteinhabern zulassen (Kupietz et al. 2010, 2014).

4 Aktuelle DEREKO-Entwicklungen

4.1 Neu-Akquisitionen in 2013/2014

Die Jahre 2013 und 2014 waren hinsichtlich neuer Akquisitionen für DEREKO in besonderem Maße erfolgreich. Zum einen konnte Belletristik in einem Umfang von über 6 Millionen Wörtern akquiriert und damit eine Verdoppelung in diesem vergleichsweise teuren und schwach besetzten Stratum seit 2010 erzielt werden. Zum anderen konnten durch zwei große Lizenzvertragsabschlüsse in 2013 knapp 100 neue regionale und überregionale Zeitungen und Zeitschriften, wie etwa die Süddeutsche Zeitung (ab 1992), ZEIT, FOCUS, Neue Zürcher Zeitung, Falter, profil, Weltwoche, Luxemburger Tag (alle ab 2000), im Umfang von insgesamt etwa 16 Milliarden Wörtern in DEREKO integriert werden.

Weitere substanzielle Erweiterungen gab es in den Bereichen internetbasierte Kommunikation bzw. konzeptionelle Mündlichkeit und konzeptionell schriftlicher gesprochener Sprache. Ersterer hat vor allem durch eine Kooperation mit dem CLARIN-Teilprojekt am IDS sowie Michael Beißwenger (TU Dortmund) entstandenen, qualitativ stark verbesserten und aktualisierten Auflage der Wikipedia-Diskussionen (wdd13) profitiert. In letzterem wurden in Kooperation mit dem PolMine-Projekt (Uni Duisburg) das Plenarprotokoll-Korpus akquiriert und um den Landtag von Niederösterreich erweitert.

Das DEREKO-2014-I-Release (IDS 2014) konnte so gegenüber dem vorherigen um 17 auf etwa 24 Milliarden Wörter erweitert werden.

4.2 More Data is Better Data

Angesichts der nun erreichten Größe von DEREKO, die ansonsten nur noch von wenigen reinen Web-Corpora übertroffen wird (Jakubíček et al. 2013), mag man sich die Frage stellen, ob Mercers Zitat in der Überschrift (Church/Mercer 1993) noch zutrifft oder ob DEREKOs Umfang nicht nunmehr ausreichend ist. Unserer Überzeugung nach gilt, sofern alle anderen Parameter gleich bleiben, nach wie vor: je größer das Korpus, desto verlässlichere Aussagen über mehr verschiedene und seltenere Phänomene. Hinzu kommt, dass es in der Sprache sehr viele seltene Phänomene gibt (*Large Number of Rare Events*). Ein Korpus besteht z.B. unabhängig von seiner Größe typischerweise etwa zur Hälfte aus Hapax Legomena, also aus Wortformen, die nur einmal auftauchen (Perkuhn/Keibel/Kupietz 2012, S. 86), und die Hypothese, dass linguistische Fragestellungen eher seltene Phänomene betreffen, ist sicherlich nicht ganz von der Hand zu weisen (Belica et al. 2011). Seltenes muss zudem nicht auf niedrig-frequente Wörter beschränkt sein, sondern kann auch durch eine Kombination von Bedingungen entstehen (Perkuhn/Keibel/Kupietz 2012, S. 50). Im Falle von DEREKO reduziert sich der Umfang eines virtuellen Korpus gegenüber dem der Ur-Stichprobe auch schon bei seiner Definition durch die Kombination von Eigenschaftsrestriktionen (z.B. Zeitraum 1990–1999, nur aus Österreich, gleichverteilt über Themen). DEREKO muss zudem wachsen, um einerseits reproduzierbare Ergebnisse zu garantieren und andererseits den aktuellen Sprachgebrauch auch morgen noch abzubilden.

4.3 Diversität

Andererseits ist das Größenwachstum eines Korpus nur dann sinnvoll, wenn dabei auch die Streuung zumindest gleich bleibt oder idealerweise wächst. Vorausset-

zung für eine gezielte Verbesserung der Streuung ist, zunächst Dimensionen oder diskrete Strata zu identifizieren, die zum einen potenziell linguistisch relevant und zum anderen auch im Korpus messbar sind, um zunächst überhaupt die Verteilung von Wörtern oder Texten eines Korpus bezüglich dieser quantifizieren zu können (vgl. Kupietz in Vorb.). Recht unproblematisch ist dies im Falle von DEREKO bei Entstehungszeit und Erscheinungsort. Letzterer spielt bei DEREKO insbesondere bei der Akquisition regionaler Zeitungen und Zeitschriften eine wichtige Rolle. Abbildung 1 zeigt z.B., dass die oben angesprochenen Neu-Akquisitionen DEREKOs geographische Abdeckung durch Zeitungen und Zeitschriften insbesondere bezüglich West- und Nordostdeutschland sowie Luxemburg stark verbessert hat, während Norddeutschland nach wie vor kaum repräsentiert ist. Diese geographische Distributionsanalyse ist außerdem auch ein Kriterium bei der Priorisierung der Integration von DEREKO-2014-I in COSMAS II, das aufgrund seiner ausgeschöpften technischen Kapazitäten nicht mehr DEREKO als Ganzes aufnehmen kann.

Abb. 1: Geografische Verteilung alter (grau) und neu-akquirierter (schwarz) Zeitungsquellen von DEREKO

Recht unkompliziert ist zudem auch die (hier aus Platzgründen nicht dargestellte) Distributionsanalyse bezüglich thematischer Domänen – mit der Einschränkung, dass Zuordnungen zu solchen Domänen nur mit Hilfe maschineller Lernverfahren und unvollkommen approximiert werden können (siehe Klosa/Kupietz/Lüngen 2012; Kupietz in Vorb.).

Sehr viel unklarer ist dagegen, wie Verteilungen bezüglich ebenfalls relevanter Eigenschaften wie Textsorte, Genre, Texttyp und Register zu analysieren sind. Zum einen sind Taxonomien bezüglich dieser Eigenschaften unterschiedlich definierbar und zum anderen ist auch die Operationalisierung gegebener Taxonomien, also eine automatische, zuverlässige Zuordnung von Texten zu diesen, typischerweise nur bedingt möglich (Kupietz in Vorb.). Aus diesen Gründen ist DEREKOs Ansatz zur Erfassung solch schwer definierbarer und operationalisierbarer Eigenschaften, diese zunächst grob und datengeleitet anzugehen und daraus abgeleitete Hypothesen post hoc im Detail zu überprüfen. Eine häufig verwendete Grundlage solcher für DEREKO verwendeter Analysen ist ein von Adam Kilgariff (2001) entwickeltes, ausschließlich in Tokenfrequenzlisten verankertes Maß für die Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit von Korpora.

Um einen wie oben beschriebenen Überblick über die in 2013 neu akquirierten Zeitungs- und Zeitschriftenquellen zu erhalten, wurde z.B. folgende Vorgehensweise gewählt: Da das χ^2 -basierte Distanzmaß nur für etwa gleichgroße Korpora zuverlässig anwendbar ist, wurden zunächst aus allen bestehenden und neuen Zeitungsquellen sowie aus anderen DEREKO-Quellen Zufallsstichproben der kleinsten Quelle entsprechenden Größe von etwa einer Million Wörtern gezogen. Für die so entstandenen 296 Stichproben (bzw. Subkorpora) wurden entsprechend Kilgariffs Vorgehensweise paarweise alle Distanzen berechnet. Um die so entstandene Distanzmatrix mit über 40.000 Werten besser interpretierbar zu machen, wurde diese dann mit Hilfe nicht-metrischer multidimensionaler Skalierung auf eine Karte abgebildet, in die außerdem auch die Größen der einzelnen Quellen – repräsentiert durch Label-Größen – und die Information DEREKO-Bestand (grau) vs. Neu-Akquisition (schwarz) kodiert wurden. Das in Abbildung 2 dargestellte Ergebnis zeigt zunächst, dass das Verfahren insgesamt ein gewisses Maß an Robustheit und Validität aufweist und sich Korpusähnlichkeit auf der Karte offenbar in Nachbarschaft manifestiert – vor allem da die drei Kontrollstichproben aus DEREKO-Gesamt (D0, D1, D2) fast auf identische Positionen projiziert sind. Außerdem sind plausible Nachbarschaftscluster, wie etwa für Literatur (thm, goe, loz, lit, gri, bio) und gesprochene Sprache (rei, pfe) auszumachen. Bezüglich der konkreten Fragestellung, welche neu akquirierten Quellen am stärksten zur Diversitätssteigerung von DEREKO beitragen, lässt die Karte daher für diese Zwecke vermutlich ausreichend sichere Interpretationen zu. So ist zu erkennen, dass insbesondere die Neu-Akquisitionen zca, zge,

zwi, fom, boz, flt, wwo Eigenschaften haben, die in DEREKO bisher wenig vertreten waren und diese daher gute Kandidaten für eine priorisierte Aufnahme in COSMAS II darstellen.¹

Abb. 2: NMDS-Projektionen der χ^2 -Distanzmatrix von alten (grau) und neuen (schwarz) DEREKO-Quellen basierend auf einer Tokenfrequenzliste

4.4 Big Data?

Die Erweiterung von DEREKO von 7 auf 24 Milliarden Wörter in 2013/2014 legt den Eindruck nahe, dass DEREKO und das IDS nun im ‚Big-Data‘-Zeitalter angekommen sind. Betrachtet man jedoch in Abbildung 3 nur die Entwicklung des Umfangs der primären Textdaten in Relation zu den jeweils gebräuchlichen (portablen) Speichermedien (schwarze Kurve), erkennt man, dass Paul Grebe und seine Kollegen bereits in den 1960er-Jahren viel Erstaunlicheres geleistet haben und dass die Sprachwissenschaft am IDS eine weit zurückreichende ‚Big-Data‘-Tradition hat.

¹ Um bestimmte Fehlerquellen auszuschließen, wurde das Zustandekommen der Distanzen der entsprechenden Stichproben zu den Kontrollstichproben im Einzelnen überprüft. Außerdem wurden weitere Bedingungen getestet (siehe Kupietz/Lüngen 2014, S. 2382).

Abb. 3: Entwicklung des Speicherplatzbedarfs von DEREKO seit 1969 in Relation zur Größe jeweils aktueller portabler Speichermedien – die Werte bis 1993 sind geschätzt, für 1969 wurde eine Box mit 2.000 Lochkarten als Referenz verwendet

Erst wenn man zusätzlich zum Umfang der Primärdaten auch den Umfang von Annotationsdaten berücksichtigt (graue Kurve in Abbildung 3), wird unser Eindruck bestätigt, dass DEREKO auch heute wieder mit potenziell schwer beherrschbaren Datenmengen konfrontiert ist.

Als wesentliche Konsequenz der Größenentwicklung der Annotationsschichten war spätestens 2009 absehbar, dass das bereits Anfang der 1990er Jahre konzipierte COSMAS II nicht ausreichend skalieren würde. Entsprechend wurde 2010 mit den Vorbereitungen des Nachfolgesystems KorAP (Bański et al. 2012; Kupietz/Frick 2013) begonnen, dessen wichtigstes technisches Ziel es ist, eine theoretisch unbegrenzte Menge an Primär- und Annotationsdaten durch horizontale Skalierbarkeit, d.h. Verteilbarkeit auf beliebig viele Rechner, zu erlauben (vgl. Kupietz et al. 2014). Ein inhaltliches Ziel von KorAP bezüglich ‚Big Data‘ ist es außerdem, der Etablierung von korpusgeleiteten explorativen Analysen in der Mainstream-Linguistik, etwa durch das Angebot von Schnittstellen für extern entwickelte Module und Programme, Rechnung zu tragen. Letztlich soll so, frei nach Jim Grays Maxime „put the computation near the data“ (2003), das sprachwissenschaftliche Potenzial von DEREKO optimal ausschöpfbar gemacht werden – trotz der Tatsache, dass sein Angebot zum Download aus rechtlich-wirtschaftlichen Gründen nicht möglich und aufgrund seiner Größe für die meisten Anwender auch nicht sinnvoll ist. Ein wichtiger Aspekt u.a. beim Angebot solcher Schnittstellen wird

es auch sein, eine sich abzeichnende engere Verzahnung und Zyklisierung von quantitativen Analysen und qualitativen Interpretationen, etwa durch die Möglichkeit interaktiver Visualisierung (wie z.B. in Abschnitt 4.3) zu unterstützen.

Auch was diesen Kernaspekt des Begriffs ‚Big Data‘, also die Gewinnung von Erkenntnissen auf Grundlage großer Datenmengen betrifft, kann dabei an eine weit zurückreichende Tradition methodologischer Arbeiten (z.B. Belica 1996) und wissenschaftstheoretischer Arbeiten (z.B. Kupietz/Keibel 2009b, Keibel/Kupietz 2009) am IDS zur Integration quantitativer Befunde in den Prozess des sprachwissenschaftlichen Erkenntnisgewinns angeknüpft werden.

5 Geschichte mündlicher Korpora am IDS

Die Geschichte der mündlichen Korpora am IDS beginnt weit vor der Geburtsstunde des Instituts mit der Gründung des Deutschen Spracharchivs (DSAv) im Jahre 1932 durch Eberhard Zwirner. Unter seiner Leitung wurde in den 1950er Jahren das Korpus „Deutsche Mundarten“ erhoben, das die Dialekte im Gebiet der damaligen Bundesrepublik systematisch dokumentiert. Das Design dieses Korpus war in der Folge Vorlage für weitere Variationskorpora, darunter das Korpus „Deutsche Umgangssprache“ (Pfeffer-Korpus), das Korpus „Deutsche Mundarten: Ehemalige deutsche Ostgebiete“ sowie das Korpus „Deutsche Mundarten: DDR“. Diese und weitere Variationskorpora bilden bis heute einen wesentlichen Bestandteil der Archivbestände am IDS.

Das DSAv wurde 1971 ein Teil des IDS. In diese Zeit fällt mit den Korpora „Grundstrukturen“ (auch: Freiburger Korpus) und „Dialogstrukturen“ auch die Erhebung der ersten Gesprächskorpora des Deutschen, denen in den 1980er und 1990er Jahren weitere – etwa „Stadtssprache Mannheim“ oder „Elizitierte Konfliktgespräche“ – folgten, die heute zu den Beständen des Archivs gehören.

In den 1990er Jahren hat das DSAv den Übergang von einem analogen zu einem digitalen Archiv begonnen, der für die vorhandenen Archivbestände mittlerweile zu großen Teilen abgeschlossen ist. Ein Meilenstein im Übergang zum Digitalen war der erste Online-Zugang zum Archiv, der in Form der Datenbank Gesprochenes Deutsch des DSAv (Fiehler/Wagener 2005) erstmals 2002 zur Verfügung gestellt wurde. Im Jahre 2004 wurde das DSAv in Archiv für Gesprochenes Deutsch (AGD) umbenannt, um die Fokussierung auf das Mündliche auch im Namen deutlich zu machen.

Für eine detailliertere Darstellung der Archiv-Geschichte sei der Leser auf den Überblick in Stift/Schmidt (2014) verwiesen. Die genannten Eckdaten illustrieren aber bereits zwei große Entwicklungen, vor deren Hintergrund auch die aktuellen

Arbeiten im Programmbereich zu sehen sind: zum einen erfolgte eine Entwicklung in der inhaltlichen Ausrichtung des Archivs, in der zum ursprünglich zentralen Datentyp des Variationskorpus später der Datentyp Gesprächskorpus hinzukommt, der gegenwärtig den Schwerpunkt der Arbeiten im Programmbereich bildet. Zum anderen folgt die Entwicklung auch technischen Innovationen, insbesondere was den Beginn des digitalen Zeitalters und die zunehmenden Möglichkeiten der Online-Bereitstellung von Daten betrifft.

6 Aktuelle Arbeiten im Programmbereich „Mündliche Korpora“

Standards und etablierte gute Praktiken für die Erhebung, Erschließung und Bereitstellung mündlicher Korpora haben erst in den letzten zehn Jahren begonnen, Verbreitung in den betreffenden Fachwissenschaften zu finden. Dementsprechend defizitär hinsichtlich rechtlicher Autorisierung, dokumentarischer Erschließung und technischer Aufbereitung sind viele Datenbestände, die das AGD zur Archivierung übernimmt, dementsprechend knapp ist heute allgemein das Angebot an gut (nach)nutzbaren mündlichen Korpora. Der Programmbereich sieht es als eine seiner Aufgaben an, zur Verbesserung dieser Situation beizutragen. Neben der Mitarbeit an Standardisierungsprozessen (z.B. Schmidt 2011) und an der Entwicklung und Etablierung guter Praktiken geschieht dies vor allem durch drei Maßnahmen (siehe 6.1–6.3):

6.1 Datenübernahmen und Datenkuration

Das AGD übernimmt Korpora abgeschlossener Projekte und bereitet diese für eine Nachnutzung durch die wissenschaftliche Öffentlichkeit auf. Je nach Beschaffenheit der Ausgangsdaten umfasst dies die Digitalisierung analoger Ton- oder Videoaufnahmen, die Überführung von Transkript-Dokumenten in strukturierte Formate, ein Text/Ton-Alignment zwischen Aufnahmen und Transkripten und/oder die Erstellung strukturierter Metadaten-Dokumentationen zu Sprechereignissen und Sprechern. Gegenwärtig werden u.a. auf diese Weise mehrere Korpora zum Australien-Deutschen (Clyne 1981), das „Berliner Wendekorpus“ (Dittmar/Bredel 1999), das Korpus „Deutsche Mundarten: DDR“ (siehe oben) sowie das Korpus „Ausbildungssituationen im Bergbau“ (Brünner 2005) mit dem Ziel einer Bereitstellung im Service des AGD und ggf. in der DGD2 bearbeitet.

6.2 Entwicklung der Datenbank für Gesprochenes Deutsch

Mit der Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD2; Schmidt/Dickgießer/Gasch 2013) entwickelt das AGD eine Plattform, die mündliche Korpora für die computergestützte Analyse erschließt. Dies beinhaltet zum einen Funktionen zum explorativen Browsen (Durchblättern) des Archivbestands. Zum anderen stellt die DGD2 verschiedene Suchfunktionalitäten zur Verfügung, um den Nutzer zu einer gezielten Auswahl aus den Beständen zu befähigen. Gesucht werden kann sowohl auf Ebene der Metadaten, um eine Vorauswahl von Daten gemäß extralinguistischer Kriterien (etwa: „Aufnahmen von Familiengesprächen im nordniederdeutschen Sprachraum“) zu ermöglichen, als auch auf der Ebene von Transkripten und Annotationen, um Belegsammlungen für konkrete linguistische Phänomene (etwa: „alle Vorkommen von Modalverben im Präteritum“) zusammenzustellen und analysieren zu können.

The screenshot displays the DGD2 search interface. At the top, there are tabs for 'SUCHE', 'METADATEN', and 'ANZEIGE'. The 'SUCHE' tab is active, showing a search form with fields for 'Wort:' (containing 'wohl'), 'Normalisiert:', and 'Lemma: wohl'. A 'Suche starten' button and a checkbox for 'Reguläre Ausdrücke' are also present. Below the search form, a status bar indicates 'Transkriptausschnitt berechnet.' and a timer '00:00:01.0'. The main results area shows a table with columns: 'Ergebnis', 'Sprecher', 'Treffer', 'Ort (Region)', and 'Geschlecht'. The table lists various search results, including entries for 'FOLK_00036 BA', 'FOLK_00114 ME', 'FOLK_00032 BA', 'FOLK_00036 BA', 'FOLK_00001 LB', 'FOLK_00007 GS', 'FOLK_00042 LK', 'FOLK_00042 LK', 'FOLK_00042 LK', 'FOLK_00042 LK', 'FOLK_00042 LK', and 'FOLK_00042 LK'. A detailed view of the search results for 'wohl' is shown, listing various occurrences with their corresponding transcript segments and annotations. The results are filtered to show only those containing the word 'wohl'.

Ergebnis	Sprecher	Treffer	Ort (Region)	Geschlecht	
141	FOLK_00036 BA	nich wirklich geklärt aber es scheint	wohl	Obersächsisch...	Weiblich
142	FOLK_00114 ME	in zimmer a geschoben sie schläft	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
143	FOLK_00032 BA	also gesagt da müssen die schüler	wohl	Obersächsisch...	Weiblich
144	FOLK_00036 BA	es ja zugeben fff vielen schüler	wohl	Obersächsisch...	Weiblich
145	FOLK_00001 LB	fuchzehn sekunde jungs der kloß schüttelt	wohl	Rheinfränkisch...	Männlich
146	FOLK_00007 GS	er wusste wohl sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
147	FOLK_00042 LK	dass die meisten männer da sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
148	FOLK_00042 LK	nur sagen dass es aber sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
149	FOLK_00042 LK	n steptanz is sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
150	FOLK_00042 LK	mädels und die sind auch sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
151	FOLK_00042 LK	gesagt die mädels sind dort sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
1224	LS [hm]				
1225	AM	aber ich geh doch nich [nur weil mir] jemand n getränke [zählt mit ins bett]			
1226	LK [a]				
1227	LK	[es is ja auch net so] dass ich [] dass da jedes mädels dem ich getränke bezahlt hab mit mir sofort ins bett			
		gegangen is [] es is doch so is es ja au nett gewesen [] ich wollte damit] se hab ich auch zu lena eben gesagt			
		die mädels sind dort sehr wohl mündig und können sich aussuchen			
1228	AM [scheiße]				
1229	[0.42]				
1230	LK	mit wem se mitgehen und mit [wem nich]			
152	FOLK_00042 LK	wenn die mädels sind da sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
153	FOLK_00042 LK	mann und das kann man sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
154	FOLK_00015 FR	sehr	wohl	Obersächsisch...	Weiblich
155	FOLK_00042 LK	nur sagen dass die mädels sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
156	FOLK_00042 LK	denk sagen dass es s sehr	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
157	FOLK_00021 NI	der is	wohl	Rheinfränkisch...	Männlich
158	FOLK_00115 MG	is	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich
159	FOLK_00057 ME	vielleicht als erster begriff das is	wohl	Obersächsisch...	Männlich
160	FOLK_00110 ME	sich dann drum kümmern des is	wohl	Rheinfränkisch...	Weiblich

Abb. 4: Screenshot einer DGD2-Suchabfrage auf FOLK

Die DGD2 teilt viele wesentliche Prinzipien und Elemente der Benutzerführung, die im Bereich schriftsprachlicher Korpora schon länger in Form von Desktop-Werkzeugen und Online-Plattformen (z.B. COSMAS und KorAP am IDS) gebräuchlich sind. Dazu gehört als ein zentrales korpuslinguistisches Instrument die Darstellung von Suchergebnissen als Keyword-In-Context-Konkordanz (KWIC) mit entsprechenden Möglichkeiten der Manipulation (Sortieren, Filtern etc.). Um den Besonderheiten mündlicher Korpora Rechnung zu tragen, ergänzt die DGD2 diese Basisfunktionalität durch Funktionen etwa zum Abspielen von Aufnahmeauschnitten zu einem Suchergebnis, zum Anzeigen eines Suchergebnisses im erweiterten Transkriptkontext oder zum Korrelieren von Fundstellen im Transkript mit zugehörigen Sprechermetadaten (vgl. Abb. 4). Da in Transkripten mündlicher Daten – mehr als bei der elektronischen Repräsentation schriftsprachlicher Texte – grundsätzlich nur ein modellhaft verkürzter Ausschnitt des eigentlichen Analysegegenstands abgebildet ist (Ochs 1979; Schmidt 2005a), kommt der Möglichkeit, Suchergebnisse manuell weiterbearbeiten zu können, eine besondere Bedeutung zu. Die DGD2 trägt diesem Bedarf mit zahlreichen Methoden zum nachträglichen Inspizieren und Bearbeiten von Suchergebnissen, mit Funktionen, um bearbeitete Ergebnisse dauerhaft in der Datenbank zu speichern, und mit der Möglichkeit, Ausschnitte aus den Daten auf den lokalen Rechner zu laden und dort mit gängigen Instrumenten (insb. Editoren wie FOLKER, Schmidt 2012) weiterzuverarbeiten, Rechnung.

6.3 Aufbau des Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch

Das Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch (FOLK) ist ein Gesprächskorpus des Deutschen, das mit einem Blick auf den Bedarf in den Fachwissenschaften initiiert und konzipiert wurde. Motivation für den Aufbau von FOLK ist insbesondere der Umstand, dass es für das Deutsche bisher kein öffentlich zugängliches, aktuellen methodischen und technischen Standards genügendes Korpus authentischer Gespräche gibt, obwohl ein solches zur Bearbeitung vielfältiger Fragestellungen in Gesprächsforschung, Korpuslinguistik und weiteren Disziplinen nützlich oder notwendig wäre (Deppermann/Hartung 2011; vgl. auch Schmidt 2005b).

Als Gesprächskorpus setzt FOLK den *Interaktionstyp* als zentralen Stratifikationsparameter, d.h. primäres Ziel bei der Datenauswahl ist es, möglichst viele unterschiedliche kommunikative Gattungen im Korpus zu repräsentieren. Dem nachgeordnet ist eine Stratifizierung anhand regionaler Parameter (Gespräche und Sprecher aus unterschiedlichen Regionen) und anhand verschiedener Eigen-

schaften von Sprechern (insbesondere Geschlecht, Alter, Bildungsstand). Die Ausbaustrategie folgt dem Prinzip „Breite vor Tiefe“, d.h. im Zweifelsfall wird der Erhebung eines neuen Interaktionstyps Vorrang gegeben vor der Erhebung weiterer Instanzen von bereits im Korpus repräsentierten Typen. Dabei sind für FOLK gewisse Qualitätsansprüche maßgeblich, die nicht zu Gunsten größerer Quantitäten preisgegeben werden können: Es kommen nur vollständig erhobene Gespräche in Frage, die nach den im Projekt definierten Vorgaben einheitlich dokumentiert und transkribiert und rechtlich so autorisiert sind, dass sie für die wissenschaftliche Öffentlichkeit verfügbar gemacht werden können. Auf der technischen Ebene schlagen sich diese Qualitätsansprüche in der Verwendung zeitgemäßer texttechnologischer Standards für die Erschließung nieder.

Die erste Phase des Projekts wurde im März 2014 mit der Veröffentlichung von 100 Stunden Material (= ca. 1 Million Wörter) abgeschlossen. Die Auswahl des bisher veröffentlichten Materials folgte bereits dem Prinzip der möglichst breiten Variation der Interaktionstypen, war aber noch insofern opportunistisch, als sie sich zunächst auf die Akquisition leicht zugänglicher Daten konzentrierte. Damit ist nun ein initialer Bestand aufgebaut, der die angestrebte Variationsbreite des Korpus andeuten kann. FOLK umfasst derzeit:

- verschiedene Gespräche aus dem privaten Bereich wie Tischgespräche oder aktivitätsbegleitende Gespräche wie Spielinteraktionen,
- verschiedene Gespräche aus dem institutionellen Bereich, beispielsweise Unterrichtsgespräche aus Berufsschule und Wirtschaftsgymnasium, Prüfungsgespräche aus der Universität oder verschiedene beruflich veranlasste Interaktionen,
- mit den Schlichtungsverhandlungen zu Stuttgart 21 auch eine Interaktion aus dem öffentlichen Bereich.

Die erste Phase diente auch der Etablierung eines Arbeitsablaufs im Projekt. Dieser reicht von der Erhebung über die Erschließung der Daten mittels Transkription und Annotation bis zur Bereitstellung des Korpus in der DGD2. Einige Komponenten des Arbeitsablaufs mussten im Projekt selbst entwickelt bzw. auf dessen konkrete Bedürfnisse hin angepasst und optimiert werden. Dazu gehörten insbesondere die Definition einer für die computergestützte Verarbeitung geeigneten Variante des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT, Selting et al. 2009; vgl. auch Schmidt 2007) sowie die Entwicklung von Richtlinien für das standard-orthografische Normalisieren von Transkripten in literarischer Umschrift. Auf der technischen Seite wurde dies komplementiert durch die Entwicklung des Transkriptionseditors FOLKER und des Annotations-Tools OrthoNormal (Schmidt 2012). Auf der Grundlage dieses Arbeitsablaufes wird nun der weitere Ausbau von FOLK geplant.

7 Repräsentativität, Ausgewogenheit und Vollständigkeit in FOLK

Als potenzielles Referenzkorpus für das gesprochene Deutsch muss sich FOLK der Frage stellen, inwieweit es in einem methodisch operationalisierbaren Sinne einen „typischen“ Ausschnitt aus der sprachlichen Wirklichkeit darstellt, die anhand von FOLK gewonnenen Erkenntnisse also auf einen über das Korpus hinausgehenden Kontext übertragbar sind.

Theoretisch könnte dabei als Maximalziel eine Repräsentativität im quantitativ-statistischen Sinne angestrebt werden. Dies würde bedeuten, dass FOLK als eine Stichprobe zu behandeln wäre, die bezüglich gewisser (näher zu bestimmender) Parameter dieselbe Verteilung aufweist wie eine (ebenfalls näher zu benennende) Grundgesamtheit. Eine unabdingbare Voraussetzung hierfür wäre, dass die Verteilungen der relevanten Parameter in der Grundgesamtheit zumindest annähernd bekannt sind. Dies ist jedoch allenfalls für einige sekundäre Stratifikationsparameter der Fall – beispielsweise ließe sich anhand von demografischen Statistiken das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Sprechern oder Sprechern verschiedener Altersgruppen (z.B. in der Bundesrepublik Deutschland) ermitteln und die Verteilung in FOLK an diesen Zahlen ausrichten. Für den primären Stratifikationsparameter – den Interaktionstyp – lassen sich jedoch kaum quantitative Grundannahmen machen. Selbst wenn sich alle für das Korpus relevanten Interaktionstypen exhaustiv aufzählen und in beliebiger Menge erheben ließen, gäbe es immer noch keinerlei plausible Abschätzung darüber, welcher Interaktionstyp in welchen Mengen in der Grundgesamtheit vertreten ist. FOLK strebt daher keine Repräsentativität im quantitativ-statistischen Sinne an.

Da das Konzept der Repräsentativität auch für schriftsprachliche Korpora problematisch ist, wird dort an seine Stelle oft das Konzept der Ausgewogenheit gesetzt. In einem ausgewogenen Korpus sind einzelne Ausprägungen von Variablen oder Variablenkombinationen mit gleichen Mengen an Daten besetzt, wodurch sich ein Bezug auf eine schwer zu bestimmende Grundgesamtheit erübrigt. Beispielsweise arbeitet das DWDS-Kernkorpus mit zwei Hauptvariablen – dem Texttyp mit den Ausprägungen ‚Belletristik‘, ‚Zeitung‘, ‚Wissenschaft‘ und ‚Gebrauchsliteratur‘ sowie der zeitlichen Unterteilung des 20. Jahrhunderts in seine Dekaden – und enthält für jede mögliche Variablenkombination (z.B. Belletristik zwischen 1950 und 1959) annähernd gleiche Mengen an Daten. Um auch FOLK als ausgewogenes Korpus zusammenzustellen, würde es also im Prinzip genügen, auf der primären Stratifikationsebene eine exhaustive Liste von Interaktionstypen zu definieren, diese mit den sekundären Stratifikationsparametern

zu kreuzen und von jeder so entstehenden Variablenkombination (etwa: Tischgespräche zwischen Sprechern über 60 Jahren im moselfränkischen Sprachraum) gleiche Mengen an Daten zu erheben. In der Praxis muss auch eine solche Herangehensweise aber aus mehreren Gründen scheitern: Erstens ist es zweifelhaft, dass sich eine allgemein akzeptierte Taxonomie von Interaktionstypen finden lässt, die – analog zu den im DWDS-Kernkorpus verwendeten „großen“ Textgattungen – exhaustiv und eindeutig auf die zu erhebenden Gespräche anwendbar wäre. Dies ist analog zu einigen weiter oben dargestellten Argumenten, die auch bei schriftsprachlichen Korpora gegen das Ziel der Ausgewogenheit sprechen. Zweitens würde, selbst wenn sich eine solche Taxonomie finden ließe, die Kombination mit sekundären Parametern (z.B. 15 sprachliche Großräume x 3 Altersstufen x 3 Bildungsniveaus x 2 Geschlechter) es entweder notwendig machen, sehr große Datenmengen zu erheben,² was praktisch nicht umsetzbar ist, oder aber den primären Stratifikationsparameter auf eine übermäßig vereinfachte Liste (z.B. Interaktionsdomänen statt -typen, etwa: private/institutionelle/öffentliche Kommunikation) zu reduzieren, was dem Grundgedanken des Korpusdesigns zuwiderlaufen würde.

Wie für DEREKO werden also auch für FOLK weder Repräsentativität noch Ausgewogenheit angestrebt, wohl aber eine breitestmögliche Streuung bezüglich des primären Stratifikationsparameters sowie eine vollständige Abdeckung bezüglich der sekundären Stratifikationsparameter. Konkret bedeutet dies für die aktuelle Ausbauphase nicht nur, dass der Datenbestand um weitere Interaktionstypen erweitert wird, sondern auch, dass das in der ersten Phase aufgetretene Ungleichgewicht, das zu Gunsten von Sprechern aus dem rheinfränkischen Sprachraum zwischen 20 und 30 Jahren ausfällt, durch Erhebungen oder Akquise von Daten in anderen Sprachräumen und mit Sprechern anderer Altersstufen schrittweise ausgeglichen wird. Im Ergebnis sollte das FOLK-Gesamtkorpus dann wie DEREKO auch verwendet werden können, um virtuelle Teilkorpora zu bilden, die nach vom Forscher selbst zu wählenden Parametern durchaus wieder ausgewogen sein können. Eine entsprechende Funktionalität für das Zusammenstellen virtueller Teilkorpora ist bereits Bestandteil der DGD2.

² Das Data Repository of Spoken Czech (Benešová et al. 2014) ist bei einer Zweiteilung der Kategorien „Geschlecht“, „Alter“ und „Bildung“ sowie einer Verteilung auf neun Dialektregionen ein ausgewogenes Korpus mit etwa 3 Millionen transkribierten Wörtern, berücksichtigt den Parameter „Gesprächstyp“ aber nicht in der Stratifikation.

8 Mündliche Korpora und ‚Big Data‘

Da bis vor kurzem im Bereich der mündlichen Korpora das primäre Problem eher war, überhaupt geeignete Daten vorzufinden (Schmidt 2005b), sind Fragen der angemessenen Größe solcher Korpora bislang kaum diskutiert worden. Der Prämisse „More data is better data“ (siehe 4.2) wird angesichts der noch in den Anfängen befindlichen Entwicklungen derzeit wohl kaum widersprochen werden. Dennoch mag es lohnend sein, die Fragen nach dem „Warum“, „Wie viel“ und „Wie“ eingehender zu erörtern und mit den weiter fortgeschrittenen diesbezüglichen Überlegungen zu schriftsprachlichen Korpora in Bezug zu setzen.

8.1 Warum? Gründe für größere Datenmengen im Bereich mündlicher Korpora

Die Gründe, die für größere Datenmengen im Bereich mündlicher Korpora sprechen, sind nicht prinzipiell verschieden von denen, die oben für einen mengenmäßigen Ausbau schriftsprachlicher Korpora angeführt wurden. Wie bereits im vorangehenden Abschnitt dargelegt, läuft zum einen ein Korpusdesign, das wie bei FOLK auf maximale Dispersion ausgelegt ist, von sich aus auf eine Forderung nach großen Datenmengen hinaus, zumal die Prämisse, *vollständige* Gespräche zu erheben, bereits zu relativ umfangreichen einzelnen Datensätzen führen kann.³ Zum anderen gilt auch für mündliche Korpora, dass größere Datenmengen notwendig sein können, um ausreichende Belegzahlen für bestimmte Phänomene und Untersuchungszwecke zu erhalten, was etwa für die lexikografische Untersuchung gesprochener Sprache relevant ist.⁴ Da Worthäufigkeiten auch in mündlichen Korpora einer Zipfschen Verteilung folgen, gilt dies in besonderem Maße, wenn sich das Interesse auf seltene Wörter oder Phänomene richtet.

³ So enthält FOLK z.B. ein Gespräch, das während einer Spielinteraktion („Fußball-Manager“, FOLK_E_00021) aufgezeichnet wurde, die etwa 5:30 h dauerte. Dies entspricht 56.532 transkribierten Wörtern und damit bereits etwa der Größenordnung eines halben Romans.

⁴ Nach einer – sicherlich bestreitbaren – Aussage von Hanks (2012, S. 61) dürften sich anhand von FOLK mit seinem derzeitigen Umfang noch gar keine lexikografisch fruchtbaren Untersuchungen anstellen lassen: „Early electronic corpora [...] had little impact on lexicography [...]. The reason was simple: these were each corpora of only one million words – corpora so small that it was impossible to distinguish statistically significant co-occurrences of words from chance co-occurrences.“

8.2 Wie viel? Größenvergleiche

Dem mengenmäßigen Ausbau mündlicher Korpora sind wegen des Aufwands, den Feldzugang und Transkription bedeuten (siehe 8.3.1 und 8.3.2), enge Grenzen gesetzt. Einen Umfang von Hunderten Millionen oder mehreren Milliarden Wörtern wie bei schriftsprachlichen Korpora anzustreben, ist daher utopisch. Da auch die stark zunehmende Verfügbarkeit digitaler Daten keinen nennenswerten Einfluss auf die Möglichkeiten zum Aufbau mündlicher Korpora hat,⁵ ist weiterhin auch keine qualitative Änderung der Wachstumsraten zu erwarten – dem teilweise exponentiellen Wachstum schriftsprachlicher Korpora wird bis auf Weiteres nur ein annähernd lineares Wachstum mündlicher Korpora entgegenstehen. Mündliche Korpora bewegen sich somit prinzipiell in anderen Größenordnungen als schriftsprachliche.

Als erste Orientierung mögen daher die 10 Millionen Wörter dienen, die das DWDS-Korpus für jede Dekade des 20. Jahrhunderts enthält. Wie das Beispiel einiger existierender Sammlungen zeigt, ist dies eine Dimension, die für mündliche Korpora heute prinzipiell erreichbar ist. So beträgt der Anteil mündlicher Daten am British National Corpus genau 10 Millionen Wörter, das Korpus des gesprochenen Niederländisch ist mit knapp 9 Millionen Wörtern ähnlich umfangreich, und auch am IDS existieren mit den Korpora „Deutsche Mundarten“ und „Deutsch heute“ zwei Datensammlungen von etwa 1.000 Stunden, die gleichfalls auf etwa 10 Millionen Wörter kommen würden, so sie vollständig transkribiert wären. Da diese Datensammlungen allerdings zu größeren Teilen aus elizitierten (z.B. Interviews und Map-Tasks) und/oder monologischen (z.B. Ansprachen) Daten bestehen, ist der Aufwand für ihre Erstellung geringer anzusetzen als bei einem Gesprächskorpus wie FOLK. „Echte“ Gesprächskorpora sind daher kleiner – z.B. umfasst das Repository of Spontaneous Spoken Czech ca. 3 Millionen Wörter und das mehrsprachige GeWiss-Korpus (Fandrych/Meißner/Slavcheva 2012) ca. 1.2 Millionen Wörter. In den IDS-Beständen ist das Freiburger Korpus mit ca. 600.000 Wörtern das größte historische Gesprächskorpus. Da das FOLK-Projekt als Dauervorhaben des IDS eine im Vergleich zu anderen Korpuserhebungen relativ langfristige Perspektive hat, scheint eine Zielvorgabe von 10 Millionen Wörtern hier aber sinnvoll. Ob, wie, und in welchem Zeitraum bzw. mit welchen Kosten sich diese 10 Millionen Wörter erreichen lassen, wird im Folgenden diskutiert.

⁵ Allerdings bietet sich durch die Möglichkeit der Vernetzung verschiedener Ressourcen im digitalen Medium, wie sie beispielsweise in CLARIN angestrebt wird, durchaus eine Gelegenheit, die nutzbare Datenbasis deutlich zu vergrößern.

8.3 Wie? Flaschenhalse beim Aufbau von FOLK

Was also hindert FOLK daran, schnell zu einem Korpus von 10 Millionen Wörtern anzuwachsen? Die etwa 1.000 Stunden Aufnahmen, die hierfür nötig wären, könnten mit moderner digitaler Aufnahmetechnik relativ einfach und kostengünstig erhoben werden. Die Probleme stellen sich also nicht bei der Akquise des Rohmaterials „Gesprächsaufzeichnung“, sondern hängen zum einen mit dem Ziel einer breiten Streuung von Gesprächstypen, zum anderen mit der Notwendigkeit einer adäquaten Erschließung der Daten zusammen. Die beiden entscheidenden Flaschenhälse sind dabei der Feldzugang und die Transkription.

8.3.1 Flaschenhals „Feldzugang“

Die Aufzeichnung authentischer Gespräche im Feld setzt einen geeigneten Feldzugang, voraus. In den allermeisten Fällen werden sich Personen nur dann darauf einlassen, ihre sprachlichen Aktivitäten für wissenschaftliche Zwecke aufzeichnen zu lassen, wenn ein entsprechendes Vertrauensverhältnis zur Aufnahmeleitung gegeben ist. Dieses wiederum ist am einfachsten durch private, persönliche Kontakte herzustellen, zumal in einigen Fällen schon eine enge Vertrautheit mit den Gegebenheiten des privaten oder institutionellen Umfelds notwendig ist, um überhaupt für FOLK geeignete Gesprächsanlässe identifizieren zu können. Der in vielen variationslinguistischen Projekten verfolgte effiziente Ansatz, Sprecher zentral gesteuert (z.B. über ausgewählte Schulen im Bundesgebiet wie bei „Deutsch heute“) zu akquirieren und Aufnahmen mit diesen Sprechern dann von einigen wenigen Projektmitarbeitern konzertiert durchführen zu lassen, ist daher für FOLK nicht praktikabel.

In der ersten Erhebungsphase wurden stattdessen private Kontakte von Projektmitarbeitern sowie von Teilnehmern einer regelmäßig abgehaltenen Lehrveranstaltung genutzt, um geeignete Gesprächsanlässe zu identifizieren und mit dem Einverständnis der Gesprächsteilnehmer aufzeichnen zu lassen. Ergänzt wurde dies durch Aufnahmen aus dem IDS-eigenen Projekt „Variation des gesprochenen Deutsch“ sowie durch Datenspenden externer Projekte (insbesondere universitäre Prüfungsgespräche aus dem GeWiss-Projekt). Um die regionale Verteilung der Aufnahmen auszugleichen, werden in der derzeitigen Ausbauphase verstärkt Kooperationen mit Institutionen in anderen Teilen der Bundesrepublik gesucht, die Expertise in der Erhebung mündlicher Daten haben und persönliche Kontakte vor Ort für einen geeigneten Feldzugang nutzen. Daten aus einer solchen Kooperation mit dem „Hamburger Zentrum für Sprachkorpora“ und dem Projekt „Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet“ werden derzeit aufbereitet. Hinzu kommen

weitere Datenspenden, etwa aus dem Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ und aus dem Dissertationsprojekt von Hee (2012).

Diese Form des schrittweisen Ausbaus eines Netzwerks von Feldkontaktpersonen, Aufnahmeleitern und Kooperationspartnern (vielleicht als eine bescheidene Form des „Crowd-Sourcing“ aufzufassen) ist zwar aufwändiger als eine zentral geplante Datenerhebung, hat sich für FOLK aber bislang als praktikabel und adäquat erwiesen. Es steht zu hoffen, dass sich mit einer fortschreitenden Routinisierung dieser Abläufe die Erschließung neuer Feldzugänge bzw. auch die Akquise weiterer Datenspenden mittelfristig noch effizienter gestalten lässt, der Flaschenhals „Feldzugang“ sich mithin also erweitern lassen sollte.

8.3.2 Flaschenhals „Transkription“

Dass der Aufwand, authentische Gespräche adäquat zu transkribieren, enorm ist, ist jedem mit der Materie vertrauten Forscher bewusst. Je nach Qualität und Beschaffenheit der Aufnahme und Anforderungen des Transkriptionssystem sind im seltenen Idealfall (gute Qualität, diszipliniertes standardnahes Gespräch ohne Simultanpassagen und Störungen, einfache Verbal-Transkription) pro Stunde Aufnahme mindestens 20 Stunden Transkriptionsarbeit zu veranschlagen. Suboptimale Fälle (Störgeräusche in der Aufnahme, Sprecherüberlappungen, dialektale Passagen etc.) sind häufiger und führen zu Transkriptionsverhältnissen bis zu 1:100. Rechnet man die Erfahrungswerte aus dem bisherigen Projektverlauf hoch, gelangt man auch unter Annahme einer deutlichen Beschleunigung durch Routinisierung und Optimierung der Abläufe zu dem Schluss, dass 15 weitere Jahre mit gleichbleibender Ausstattung notwendig wären, um in FOLK die oben veranschlagten 10 Millionen Wörter zu erreichen. Der Frage, wie sich die Transkription effektivieren lässt, kommt damit für den mengenmäßigen Ausbau mündlicher Korpora eine zentrale Bedeutung zu. Sie lässt sich unter methodischen, technologischen oder organisatorischen Gesichtspunkten betrachten.

Unter den methodischen Aspekt fällt zum einen die Materialauswahl. Das in anderen Zusammenhängen verfolgte Konzept, die Transkription durch eine Ausparung „schwieriger“ Passagen (also z.B. solchen mit vielen Überlappungen oder Störgeräuschen) zu beschleunigen bzw. von vorneherein kein solches Material zu erheben, kommt für FOLK mit seinem Anspruch, vollständige authentische Gespräche in ihrer gesamten Variationsbreite zu erfassen, nicht in Frage. Zum anderen ist auch die methodisch motivierte Wahl des Transkriptionssystems geeignet, zur Reduzierung des Transkriptionsaufwandes beizutragen. In FOLK ist dies durch eine Entscheidung für das GAT-Minimaltranskript, in dem der Transkribent von besonders interpretationshaltigen und damit zeitaufwändigen Entscheidun-

gen (wie z.B. der Markierung von Fokusakzenten oder der Unterteilung von Beiträgen in Intonationsphrasen) befreit wird,⁶ jedoch bereits geschehen. Weitere Vereinfachungen (etwa eine weniger präzise Markierung von Simultanpassagen) sind mit Blick auf die angestrebte Qualität der Transkriptionen und ihre Verwendung zu gesprächsanalytischen Zwecken kaum zu verantworten.

Mehr Spielraum bestünde grundsätzlich in organisatorischen Aspekten der Transkription. Die Koordination der Arbeit von 12–15 studentischen Hilfskräften, die im Umfang von 20–40 Stunden pro Monat mit der Transkription betraut sind, nimmt derzeit einen erheblichen Anteil der Projektressourcen in Anspruch. Da diese Arbeitsverhältnisse selten länger als zwei Jahre dauern, müssen permanent neue Kräfte angeworben, in der Transkriptionstätigkeit geschult und zumindest anfänglich intensiv betreut werden. Da die Kompetenz von Transkribenten einen ganz wesentlichen Faktor im Transkriptionsaufwand darstellt – ein geübter und routinierter Transkribent ist nach Erfahrungen im Projekt bis zu viermal schneller als ein ungeübter – wäre wahrscheinlich ein erheblicher Effizienzgewinn zu erzielen, wenn Transkribenten auf andere Weise – z.B. durch längerfristige Arbeitsverträge mit höheren Stundenzahlen – beschäftigt werden könnten. Dies scheitert derzeit allerdings noch an administrativen Vorgaben und der Lebensrealität von Studierenden im Bachelor-/Master-System.

Es verbleiben technische Maßnahmen zur Effektivierung der Transkription, wie sie z.B. auch schon in Brinckmann (2009) diskutiert werden. Eine vollständige Automatisierung ist zwar außer Reichweite; die Hoffnung, durch geeigneten vorbereitenden Einsatz von Sprachtechnologie zu substanziellen Zeiteinsparungen zu gelangen, scheint aber nicht mehr vermessen. So kann etwa eine Pausenerkennung („silence detection“) zu einer Vorsegmentierung des Transkripts genutzt werden, über eine Sprechererkennung („speaker diarization“) eine Vorsegmentierung mit einer Sprecherzuweisung verbunden werden und eine Spracherkennung („speech recognition“) gar eine erste Rohversion des Transkripts liefern. Untersuchungen im AvaTech-Projekt⁷ gelangen so zu einer Effizienzsteigerung um ca. 50%, und erste diesbezügliche Experimente in FOLK mit einem kommerziellen Spracherkennung deuten auf ein ähnliches Potenzial hin. Allerdings wurde dieses konkret nur in einem einzigen Fall – einer relativ standardnahen und qualitativ hochwertigen Aufnahme der Schlichtungsverhandlungen zu Stuttgart 21 – realisiert, wäh-

⁶ Die Zeitersparnis beim Transkribieren ist allerdings nicht der einzige Grund für diesen Verzicht. Solche prosodischen Annotationen sind zudem nur für einen Teil des Zielpublikums von FOLK relevant und außerdem wegen ihrer Interpretationsabhängigkeit wenig reliabel.

⁷ „The resulting efficiency for audio segmentation with recognizers increased by 49%.“ (https://tla.mpi.nl/projects_info/avatech/avatech-results/, Stand: 15.8.2014).

rend in allen anderen Fällen die Ergebnisse der Spracherkennung schlicht unbrauchbar waren. Dennoch ist vorstellbar, dass durch geeignete Adaption und gezielten Einsatz solcher sprachtechnologischer Methoden mittelfristig ein Weg zur Überwindung des Transkriptions-Flaschenhalses gefunden werden kann.

9 Gemeinsamkeiten und Unterschiede schriftlicher und mündlicher Korpora

Schriftliche und mündliche Korpora am IDS blicken auf eine lange Tradition zurück. Ihre gegenwärtige Situation ist geprägt von der fortschreitenden Entwicklung digitaler Methoden, die sowohl neue Möglichkeiten als auch neue Herausforderungen mit sich bringt. Obwohl schriftliche und mündliche Korpora im Detail sehr unterschiedliche Arbeitsweisen erfordern, bestehen einige wichtige Gemeinsamkeiten, die insbesondere Grundannahmen und daraus folgende methodologische Konsequenzen betreffen. So herrscht z.B. Einigkeit darüber, dass es keine allgemeingültig repräsentativen oder ausgewogenen Korpora gibt und daher beim Korpusaufbau neben Diversität nur absolute und keine relativen Größen und Strata-Besetzungen relevant sind. Die Komposition fragestellungsspezifisch proportionierter Stichproben sollte entsprechend in der Nutzungsphase mittels virtueller Korpora erfolgen. Diesen Gemeinsamkeiten stehen erhebliche Unterschiede entgegen, was die derzeit größten und dringlichsten Herausforderungen betrifft. Während bei den schriftlichen Korpora diese vor allem bei der Akquisition bestimmter Strata bestehen und bei der Entwicklung eines Rechtersystems, das mit Daten im Petabyte-Bereich umgehen kann, liegen sie bei den mündlichen Korpora vor allem bei Erhebung (Feldzugang) und Erschließung (Transkription) von Primärdaten, denen mit der Entwicklung geeigneter technischer, methodischer und organisatorischer Praktiken begegnet werden kann.

Literatur

- al-Wadi, Doris (1994): COSMAS – Ein Computersystem für den Zugriff auf Textkorpora. Benutzerhandbuch. Mannheim.
- Aston, Guy/Burnard, Lou (1998): The BNC Handbook: Exploring the British National Corpus with SARA. (= Edinburgh Textbooks in Empirical Linguistics). Edinburgh.
- Bański, Piotr/Fischer, Peter M./Frick, Elena/Ketzan, Erik/Kupietz, Marc/Schnober, Carsten/Schonefeld, Oliver/Witt, Andreas (2012): The new IDS Corpus Analysis Platform: Challenges and prospects. In: Calzolari (Hg.), S. 2905–2911.

- Belica, Cyril (1996): Analysis of temporal changes in corpora. In: *International Journal of Corpus Linguistics* 1, S. 61–73.
- Belica, Cyril/Kupietz, Marc/Witt, Andreas/Lüngen, Harald (2011): The morphosyntactic annotation of DeReKo: Interpretation, opportunities, and pitfalls. In: Konopka, Marek/Kubczak, Jacqueline/Mair, Christian/Šticha, František/Waßner, Ulrich Hermann (Hg.): *Grammatik und Korpora 2009. Dritte Internationale Konferenz. Mannheim, 22.–24.9.2009.* (= *Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache* 1). Tübingen, S. 451–469.
- Benešová, Lucie et al. (2014): Building a data repository of spontaneous spoken Czech. In: Ruhi, Şükriye et al. (Hg.): *Best practices for spoken corpora in Linguistic Research.* Cambridge, S. 129–142.
- Bodmer, Franck (2005): COSMAS II. Recherchieren in den Korpora des IDS. In: *Sprachreport* 3/2005, S. 2–5.
- Brinckmann, Caren (2009): Transcription bottleneck of speech corpus exploitation. In: Lyding, Verena (Hg.): *Proceedings of the Second Colloquium on Lesser Used Languages and Computer Linguistics.* (= *Arbeitshefte Europäische Akademie Bozen* 54). Bozen.
- Brünner, Gisela (2005): Kommunikation in institutionellen Lehr-Lern-Prozessen. Diskursanalytische Untersuchungen zu Instruktionen in der betrieblichen Ausbildung. Radolfzell am Bodensee.
- Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.) (2012): *Proceedings of the Eighth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 12).* Istanbul.
- Church, Kenneth/Mercer, Robert L. (1994): Introduction to the special issue on computational linguistics using large corpora. In: *Computational Linguistics* 19, S. 1–24.
- Clyne, Michael (1981): *Deutsch als Muttersprache in Australien. Zur Ökologie einer Einwanderersprache.* (= *Deutsche Sprache in Europa und Übersee* 8). Wiesbaden.
- Davies, Mark (2010): The corpus of contemporary American English as the first reliable monitor corpus of English. In: *Literary & Linguistic Computing* 25, S. 447–464.
- Deppermann, Arnulf/Hartung, Martin (2011): Was gehört in ein nationales Gesprächskorpus? Kriterien, Probleme und Prioritäten der Stratifikation des „Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch“ (FOLK) am Institut für Deutsche Sprache (Mannheim). In: Felder, Ekkehard et al. (Hg.): *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen.* (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 44). Berlin/New York, S. 414–450.
- Dittmar, Norbert/Bredel, Ursula (1999): *Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihre Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen.* Berlin.
- Fandrych, Christian/Meißner, Cordula/Slavcheva, Adriana (2012): The GeWiss corpus: Comparing spoken academic German, English and Polish. In: Schmidt, Thomas/Wörner, Kai (Hg.): *Multilingual corpora and multilingual corpus analysis.* S. 319–337. Amsterdam.
- Fiehler, Reinhard/Wagener, Peter (2005): Die Datenbank Gesprochenes Deutsch (DGD) – Sammlung, Dokumentation, Archivierung und Untersuchung gesprochener Sprache als Aufgaben der Sprachwissenschaft. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6, S. 136–147. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2005/px-fiehler.pdf (Stand: 5.8.2014).
- Gray, Jim (2003): *Distributed computing economics.* Technical Report MSR-TR-2003-24, Redmond.
- Hanks, Patrick (2012): Corpus evidence and electronic lexicography. In: Granger, Sylviane/Paquot, Magali (Hg.): *Electronic lexicography.* Oxford, S. 57–82.
- Hee, Katrin (2012): *Polizeivernehmungen von Migranten. Eine gesprächsanalytische Studie interkultureller Interaktionen in Institutionen.* (= *OraLingua* 3). Heidelberg.

- Hellmann, Manfred W. (Hg.) (1984): Ost-West-Wortschatzvergleiche. Maschinell gestützte Untersuchungen zum Vokabular von Zeitungstexten aus der BRD und der DDR. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 48). Tübingen.
- IDS (2014): Deutsches Referenzkorpus/Archiv der Korpora geschriebener Gegenwartssprache 2014-I, Institut für Deutsche Sprache, Release vom 15.4.2014. Internet: www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/archiv.html (Stand 15.4.2014).
- Institut für Deutsche Sprache (Hg.) (2014): Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim.
- Jakubíček, Miloš/Kilgarrieff, Adam/Kovář, Vojtěch/Rychlý, Pavel/Suchomel, Vít (2013): The TenTen corpus family. In: Abstract Book of the 7th International Corpus Linguistics Conference CL2013. Lancaster, S. 125–127.
- Keibel, Holger/Kupietz, Marc (2009): Approaching grammar: Towards an empirical linguistic research programme. In: Minegishi/Kawaguchi (Hg.), S. 61–76.
- Kilgarrieff, Adam (2001): Comparing corpora. In: International Journal of Corpus Linguistics 6, S. 97–133.
- Klosa, Annette/Kupietz, Marc/Lüngen, Harald (2012): Zum Nutzen von Korpusauszeichnungen für die Lexikographie. In: Lexicographica 28, S. 71–97.
- Kupietz, Marc (2014): Der Programmbereich Korpuslinguistik am IDS: Gegenwart und Zukunft. In: Institut für Deutsche Sprache (Hg.), S. 320–328.
- Kupietz (in Vorb.): Constructing a Corpus. In: Durkin, Philip (Hg.): Oxford handbook of lexicography. Oxford.
- Kupietz, Marc/Bankhardt, Christina (Hg.) (2009): D-SPIN Report R7.1 – Legal Aspects in the Provision of Language Resources: The German Context. Internet: http://weblicht.sfs.uni-tuebingen.de/Reports/D-SPIN_R7.1.pdf (Stand: 15.6.2014).
- Kupietz, Marc/Belica, Cyril/Keibel, Holger/Witt, Andreas (2010): The German Reference Corpus DeReKo: A primordial sample for linguistic research. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.): Proceedings of the Seventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2010). Valetta, S. 1848–1854.
- Kupietz, Marc/Frick, Elena (2013): Korpusanalyseplattform der nächsten Generation. In: Kratochvílová, Iva/Wolf, Norbert Richard (Hg.): Grundlagen einer sprachwissenschaftlichen Quellenkunde. (= Studien zur Deutschen Sprache 66). Tübingen, S. 27–36.
- Kupietz, Marc/Keibel, Holger (2009a): The Mannheim German Reference Corpus (DeReKo) as a basis for empirical linguistic research. In: Minegishi/Kawaguchi (Hg.), S. 53–59.
- Kupietz, Marc/Keibel, Holger (2009b): Gebrauchsbasierte Grammatik: Statistische Regelmäßigkeit. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 33–50.
- Kupietz, Marc/Lüngen, Harald (2014): Recent developments in DeReKo. In: Calzolari, Nicoletta et al. (Hg.): Proceedings of the Ninth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 14). Reykjavik, S. 2378–2385.
- Kupietz, Marc/Lüngen, Harald/Baňski, Piotr/Belica, Cyril (2014): Maximizing the potential of very large corpora. In: Kupietz, Marc et al. (Hg.): Proceedings of the LREC-2014-Workshop Challenges in the Management of Large Corpora (CMLC2). Reykjavik, S. 1–6.
- Lüngen, Harald/Kupietz, Marc/Belica, Cyril/Perkuhn, Rainer (2011): Strategien zur Weiterentwicklung von DeReKo 2012 bis 2020. Tech. Rep. KT-2011-01. Mannheim.
- Minegishi, Makoto/Kawaguchi, Yuji (Hg.) (2009): Working papers in corpus-based linguistics and language education 3. Tokio.

- Ochs, Elinor (1979): Transcription as theory. In: Ochs, Elinor/Schieffelin, Bambi B. (Hg.): *Developmental pragmatics*. New York, S. 43–72.
- Perkuhn, Rainer/Keibel, Holger/Kupietz, Marc (2012): *Korpuslinguistik*. Paderborn.
- Schmidt, Thomas (2005a): Computergestützte Transkription. Modellierung und Visualisierung gesprochener Sprache mit texttechnologischen Mitteln. (= *Sprache, Sprechen und Computer* 7). Frankfurt a.M.
- Schmidt, Thomas (2005b): Datenarchive für die Gesprächsforschung. Perspektiven, Probleme und Lösungsansätze. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 6, S. 103–126. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2005/px-schmidt.pdf (Stand: 5.8.2014).
- Schmidt, Thomas (2007): Transkriptionskonventionen für die computergestützte gesprächsanalytische Transkription. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 8, S. 229–241. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2007/px-schmidt.pdf (Stand: 5.8.2014).
- Schmidt, Thomas (2011): A TEI-based approach to standardising spoken language transcription. In: *Journal of the Text Encoding Initiative* 1. Internet: <http://jtei.revues.org/142> (Stand: 5.8.2014).
- Schmidt, Thomas (2012): EXMARaLDA and the FOLK tools – two toolsets for transcribing and annotating spoken language. In: Calzolari (Hg.), S. 236–240.
- Schmidt, Thomas/Dickgießer, Sylvia/Gasch, Joachim (2013): *Die Datenbank für Gesprochenes Deutsch – DGD2*. Mannheim 2013. URN: urn:nbn:de:bsz:mh39-12747.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2009/px-gat2.pdf (Stand: 5.8.2014).
- Stift, Ulf-Michael/Schmidt, Thomas (2014): *Das Archiv für Gesprochenes Deutsch*. In: *Institut für Deutsche Sprache* (Hg.), S. 360–375.
- Teubert, Wolfgang/Belica, Cyril (2014): Von der linguistischen Datenverarbeitung am IDS zur „Mannheimer Schule der Korpuslinguistik“. In: *Institut für Deutsche Sprache* (Hg.), S. 298–319.

Arnulf Deppermann (Mannheim)

Pragmatik *revisited*

Abstract: Die Pragmatik hat sich im Lauf der letzten 40 Jahre fest als linguistische Teildisziplin etabliert. Schon relativ früh hat sich ein Kanon von Fragestellungen und Konzepten herausgebildet, der den Gegenstandsbereich der Pragmatik z.B. in Lehrbüchern und Enzyklopädien ausmacht. Die kanonischen Gegenstände (v.a. Sprechakte, Implikaturen, Präsuppositionen und Deixis) sind über die Zeit erstaunlich stabil geblieben. Der Beitrag regt an, dieses Gegenstandsverständnis von ‚Pragmatik‘ angesichts der Entwicklungen der Forschung in den letzten Dekaden zu überdenken. Folgende Fragen sind dabei leitend:

- Welche Konzepte und Eigenschaften des Gegenstandsbereichs haben sich in der empirischen Erforschung des sprachlichen Handelns im Kontext als grundlegend erwiesen, ohne bisher entsprechend als Grundkategorien des „Kansons“ der Pragmatik begriffen worden zu sein?
- Welche Konsequenzen haben die empirischen Forschungen der letzten Zeit für die Relevanz und das Verständnis der klassischen pragmatischen Themen und Konzepte?

Es wird dafür plädiert, vier Bestimmungsstücke des sprachlichen Handelns ins Zentrum der Auffassung von ‚Pragmatik‘ zu stellen: Zeitlichkeit, Leiblichkeit, Sozialität und Epistemizität.

1 Überblick

Die Pragmatik hat sich im Lauf der letzten 40 Jahre fest als linguistische Teildisziplin etabliert. Dabei hat sich ein Kanon von Fragestellungen und Konzepten herausgebildet, der den Gegenstandsbereich der Pragmatik z.B. in Lehrbüchern und Enzyklopädien ausmacht. Dieser Beitrag lädt dazu ein, das Gegenstandsverständnis von ‚Pragmatik‘ angesichts jüngerer Forschungen zu überdenken. Ich skizziere zunächst kurz Eckpunkte des etablierten Verständnisses von Pragmatik (Abschn. 2). Ich werde dann dafür argumentieren, dass die Forschungen der letzten beiden Dekaden dafür sprechen, dass vier Bestimmungsstücke des sprachlichen Handelns unser Verständnis von ‚Pragmatik‘ prägen müssen:

- *Leiblichkeit:* Sprachliches Handeln ist multimodales Handeln im materiell-räumlichen Kontext, in dem Sprache mit anderen semiotischen Modalitäten koordiniert wird (Abschn. 3);

- *Zeitlichkeit*: Sprachliches Handeln ist sequenziell organisiert und simultan mit anderen Ressourcen des Handelns verknüpft, Retrospektion und Projektion sind konstitutive Dimensionen der situierten Sinnkonstitution (Abschn. 4);
- *Sozialität*: Sprachliches Handeln findet in interpersonellen (Mehrpersonen-) Konstellationen statt und orientiert sich an sozialen, oftmals institutionell und kulturell geprägten Zwecken und Positionen der Interaktionsteilnehmer, die ihrerseits handelnd hergestellt und reproduziert werden (Abschn. 5);
- *Epistemizität*: Praktisch-soziokognitive Prozesse von Aufmerksamkeitskoordination, Perspektivübernahme und Intensionszuschreibung sind Voraussetzung und Resultat sprachlichen Handelns (Abschn. 6).

2 Was ist (linguistische) Pragmatik?

Während Morris' (1938, S. 6) klassische Definition von ‚Pragmatik‘ als „the study of the relation of signs to interpreters“ den Sprachbenutzer in den Vordergrund stellte, dürfte die Sicht von Meibauer (2012, S. 9), Pragmatik sei „the discipline that deals with context-dependent aspects of meaning“, wohl eher dem kleinsten gemeinsamen Nenner des heute in der Linguistik vorherrschenden Verständnisses entsprechen. Wie für viele disziplinenbezeichnende Begriffe ist auch für ‚Pragmatik‘ eine erhebliche Polysemie kennzeichnend:

- *Formale Ansätze* sehen vor allem (formalisierbare) nicht-semantische Bedeutungsaspekte als Gegenstandsbereich der Pragmatik. Klassisch für diese Sicht ist die sogenannte „Gazdar-Formel“ „Pragmatik = Bedeutung – Wahrheitsbedingungen“ (Gazdar 1979, S. 2).
- Die *kommunikationsorientierte* Betrachtungsweise stellt die Herstellung von Verständigung ins Zentrum. Demnach ist Pragmatik die „Wissenschaft von den Kommunikationsprinzipien, an die Menschen sich halten, wenn sie miteinander agieren und kommunizieren. [...], um den im Zusammenhang verstehbaren Sinn aus der Menge der möglichen Deutungen zu erschließen“ (Erhardt/Herlinger 2011, S. 14).
- Ein eher *soziologisch* orientierter Begriff stellt das soziale Handeln in den Vordergrund: „Pragmatics is the study of the condition of human language uses as these are determined by the context of society“ (Mey 1993, S. 42).
- ‚Pragmatik‘ wird aber auch als umfassender Begriff für eine *funktionalgebrauchsbezogene Perspektive* auf jeglichen linguistischen Gegenstand verstanden, nämlich als „Linguistics of language use [...] constituting a general (i.e. cognitive, social and cultural) functional perspective on language with as its topic of investigation the meaningful functioning of language in actual use [...]“ (Verschueren 1999, S. 10 f.).

Unbeschadet dieser Unterschiede besteht wohl einigermaßen Konsens, dass folgende Aspekte (in unterschiedlicher Gewichtung) in das Verständnis von ‚Pragmatik‘ eingehen: Sprache wird

- nicht als System, sondern in ihrer Verwendung betrachtet (Levinson 1983);
- im Kontext untersucht; ‚Kontext‘ ist dabei für die meisten Forscher die Kognition der Sprachbenutzer (Meibauer 2012), Raum und Sozialität (Mey 1993) sind weitere relevante Dimensionen;
- über den Satz hinaus, in Bezug auf ihre Verwendung in Diskurs (Gespräch oder Text) und Situation, betrachtet (Levinson 1983);
- in ihrer Verwendung für Handlungen, d.h. die Produktion sozialer Tatsachen, untersucht (Holly 2001);
- als Mittel der Verständigung und der interpersonellen Kooperation begriffen (Clark 1996).

Die Kanonisierung der Pragmatik begann in den späten 1970er Jahren. Die Etablierung des Feldes spiegelt sich in der Vielzahl von Lehrbüchern, Handbüchern und Enzyklopädien ebenso wider wie in der Tatsache, dass in den meisten Einführungen in die Linguistik ein Kapitel der Pragmatik gewidmet ist. Seit den 1970er Jahren hat sich eine Reihe von Zeitschriften etabliert, allen voran das „Journal of Pragmatics“ (seit 1977), das mit mittlerweile 15 Ausgaben/Jahr die ausgabenstärkste linguistische Zeitschrift sein dürfte. Weitere wichtige Organe sind „Pragmatics“ (seit 1987, 4 Ausgaben/Jahr), „Pragmatics & Cognition“ (seit 1993, 3 Ausgaben/Jahr), „International Review of Pragmatics“ (seit 2009, 2 Ausgaben/Jahr), „Pragmatics and Society“ (seit 2010, 2 Ausgaben/Jahr) und „Pragmática Sociocultural/Sociocultural Pragmatics“ (seit 2013, 2 Ausgaben/Jahr). Die „International Pragmatics Conference“ (IPRA) (seit 1986) ist die wohl größte linguistische Fachtagung (mit bis zu 1800 Besuchern), seit 2003 findet regelmäßig die XPRAG-Tagung zur experimentellen Pragmatik statt.

Obwohl die Forschung enorm an Quantität und thematischer Breite gewonnen hat, hat sich seit den frühen 1980er Jahren nicht mehr sehr viel an den grundlegenden Begriffen geändert. Dies zeigt ein Blick in die Inhalte der vorliegenden Lehrbücher, Enzyklopädien und Handbücher. Folgenden Themen sind in 16 verbreiteten Handbüchern und Einführungen zur Pragmatik eigene Kapitel bzw. größere Teilkapitel gewidmet:¹

¹ Folgende Quellen wurden erfasst: Birner (2013); Blakemore (1992); Bublitz/Norrick (Hg.) (2011); Burton-Roberts (Hg.) (2007); Cummings (2005); Ehrhardt/Herlinger (2011); Ernst (2011); Levinson (1983); Holly (2001); Horn/Ward (Hg.) (2004); Allan/Jaszczolt (Hg.) (2012); Meibauer (2001); Robinson (2006); Thomas (1995); Verschueren (1999); Verschueren/Östman (Hg.) (2009).

Implikaturen/Grice	15
Sprechakte/Sprechakttheorie	14
Präsuppositionen	12
Deixis	10
Relevance Theory	7
Gesprächsstruktur (Konversationsanalyse)	6
Semantik vs. Pragmatik	6
Referenz	6
Informationsstruktur/Topik und Fokus	4
Anaphorik	4
Kontextualisierung	3
Höflichkeit	2
Experimentelle Pragmatik	2
Discourse Representation Theory	2

Tab. 1: Themen in Handbüchern und Einführungen zur Pragmatik

Die ursprüngliche, vor allem von der *ordinary language philosophy* und der analytischen Sprachphilosophie begründete Pragmatik war theoretisch orientiert und arbeitete mit intuitiven Beispielen. Einige neuere, formale Ansätze der Pragmatik, z.B. spieltheoretische (Benz et al. (Hg.) 2011) und optimalitätstheoretische Modelle (Blutner/Zeevat (Hg.) 2004) verfolgen diesen Ansatz weiterhin. Die expandierende Forschung zu Themen der Pragmatik in den vergangenen 20 Jahren verwendet aber mittlerweile zum allergrößten Teil empirische Forschungsmethoden. Diese Empirisierung der Pragmatik ist die entscheidende Triebfeder zur Weiterentwicklung der Pragmatik, denn die im Folgenden dazustellenden wesentlichen Bestimmungsstücke sprachlichen Handelns hätten ohne entsprechende Daten des Sprachgebrauchs und empirische Untersuchungsmethoden nicht erkannt und erforscht werden können. Zu nennen sind vor allem folgende Methoden:

- Interaktionsanalyse (Konversationsanalyse und interaktionale Linguistik),
- Analyse multimodaler Interaktion,
- psycholinguistische Verfahren (experimentelle Pragmatik),
- gebrauchsbasierte, korpuslinguistische Methoden.

Da letztere noch vergleichsweise selten benutzt werden und ihr Ertrag für das Feld bisher keine prägnante Kontur angenommen hat, beruhen die folgenden Ausführungen auf Einsichten der drei erstgenannten Ansätze. Der Blick in die oben genannten Zeitschriften und die Programme der relevanten Konferenzen zeigt, dass die kanonischen Konzepte in diesen Forschungen häufig in den Hintergrund geraten und zunehmend weniger verwendet werden. Die neuen, hier angesprochenen empirischen Untersuchungsperspektiven sind dagegen in den

Lehr- und Überblickswerken meist nur rudimentär repräsentiert. Dass die Kanonisierung von fachlichen Inhalten gegenüber der aktuellen Forschungspraxis zurückhinkt, ist üblich. Dies lädt dazu ein, zwei Fragen zu stellen, denen ich hier nachgehen will:

- a) Welche Konsequenzen haben neuere empirische Forschungen für Relevanz und Verständnis der klassischen pragmatischen Themen und Konzepte?
- b) Welche Konzepte und welche Eigenschaften des Gegenstandsbereichs haben sich in der empirischen Erforschung des sprachlichen Handelns im Kontext als grundlegend erwiesen, ohne bisher als Grundkategorien der Pragmatik begriffen worden zu sein?

Ich plädiere dafür, vier Bestimmungsstücke ins Zentrum der Auffassung von ‚Pragmatik‘ zu rücken, die traditionell nicht als zentrale Aspekte von ‚Pragmatik‘ gesehen wurden: Leiblichkeit, Zeitlichkeit, Sozialität und Epistemizität. Zusammengefasst führen sie zu einem Verständnis von Pragmatik als der Wissenschaft vom sprachlich-leiblichen Handeln von soziohistorischen Subjekten in Raum und Zeit. In der Diskussion der einzelnen Bestimmungsstücke werde ich andeuten, in welcher Weise sie Revisionen etablierter theoretischer Vorstellungen aus dem Bereich der Pragmatik notwendig machen.

Natürlich reflektieren die hier propagierten Veränderungen des Verständnisses von ‚Pragmatik‘ subjektiv geprägte Schwerpunktsetzungen. Sie sind aus der Sicht meines Interesses an der mündlichen Kommunikation von Angesicht zu Angesicht formuliert. Es wäre sicher (auch) anderes hervorzuheben, wenn man sich für textuelle oder durch technische Medien vermittelte Kommunikation interessiert. Dennoch ist die hier eingenommene Perspektive nicht kontingent, denn

- die folgenden Bestimmungsstücke sind für eine sehr breite Spannweite an Interaktionsformen relevant,
- Mängel der kanonischen Konzepte beruhen wesentlich auf Vernachlässigung dieser vier Bestimmungsstücke,
- die Relevanz der hier diskutierten Aspekte ist jeweils durch breite Forschungstätigkeit belegt.

3 Leiblichkeit

„How to do things with words“ lautete der Titel von J. L. Austins epochemachender Schrift. Sie verankerte den Grundgedanken der linguistischen Pragmatik, dass Sprechen so gut wie jedes andere Handeln Handeln ist, im Bewusstsein der Geistes- und Sozialwissenschaften (Austin 1962). Auch wenn dieser Gedanke schon

von Humboldt, Bühler, Wittgenstein u.a. in der einen oder anderen Form vorgezeichnet worden war, war Austins Argumentation doch bahnbrechend, weil der Handlungscharakter des Sprechens nie so konsequent, nie in so direkter Auseinandersetzung mit einer Sprachtheorie, die Sprechen auf die Darstellung von Sachverhalten, die Produktion von wahren Aussagen und die Weitergabe von Informationen reduzieren will, entwickelt wurde. Die historische Ironie dieses Erkenntnis ist aber folgende: Während Austin erkannte, dass das nur symbolische, „abstrakte“ Sprechen, das ja selbst nicht gegenständlich handelt, Handeln ist, d.h. soziale Tatsachen und Konsequenzen schafft, übersahen er und seine Nachfolger, dass sprachliches Handeln selbst meist gar nicht so abstrakt ist. Sprechen ist verkörperte Praxis. Dies ist es allein schon durch sein Realisierungsmedium, die Stimme. Die Linguistik hat dies in den letzten 20 Jahren erkannt und stellt nun zunehmend fest, dass die Stimme auch in solchen Dimensionen für unsere kommunikative Praxis maßgeblich ist, die früher mit der Irrelevanzmarkierung „außerlinguistisch“ versehen und in den Bereich der Physiologie oder Sprechwissenschaft verwiesen wurden (Phonation, Stimmmodulation; siehe Barth-Weingarten/Sczcepek-Reed (Hg.) i.Dr.). Nur in der Stimme manifestiert sich Sprechen. Doch die Leiblichkeit des Sprechens ist, außer am Telefon, immer mehr als Stimmpraxis: Sie ist multimodale Praxis. Der folgende Transkriptausschnitt zeigt zusammen mit dem zugehörigen Videodatum, wie vielfältig die leibliche Fundierung des Sprechens und seiner linguistischen Eigenschaften ist.

Transkript 1

01 DA is meine insel,
 02 DA muss ich hin;
 03 (0.22)
 04 DA muss ich gucken,
 05 SPIElen,
 06 (0.3)
 07 SPIElen-

Wenn wir nur dieses Transkript kennen, mögen wir annehmen, dass hier eine Person spricht, die bspw. einen Ferienkatalog anschaut, vom Schiff aus auf eine Insel schaut oder ein Videospiel spielt und dabei eventuell Aufforderungen an einen Mitspieler richtet. Das Video (FOLK-Fahrschule 18.9.2012, 148a: 19:05–19:28) offenbart aber ganz Anderes. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus einer Fahrschulstunde. Der Fahrlehrer instruiert die Schülerin, beim Abbiegen näher an eine Verkehrsinsel heranzufahren (S01–02), wobei er korrigierend ins Lenkrad greift. Er zeigt dann mit Klopfen und Blick durch das rechte Seitenfenster an, dass sie die Vorfahrt beachten soll (S04). Schließlich bezieht sich das „SPIElen“ in S05/07 darauf, dass die Schülerin beim langsamen Anfahren mit der Kupplung spielen soll.

Blickrichtungen, Zeigegesten, Klopfen, semiotische Objekte wie der Blinker, physische Objekte wie Lenker und Verkehrsinsel, der Straßenverlauf, das fahrende Auto und damit die gegenständlichen Handlungen der Akteure, aufgrund derer sich der Raum in motorischer und visueller Reichweite permanent verändert und den Handelnden wiederum neue Anforderungen stellt und Möglichkeiten eröffnet, sind hier die „Kontexte“, aufgrund derer die sprachlichen Formen ihre situierte Bedeutung und Funktion annehmen. Zu „Kontexten“ werden diese Konstituenten des situierten Handelns allerdings nur unter einer wissenschaftlichen, sprachzentrierten Perspektive, die nicht die Perspektive der Beteiligten auf ihr situiertes Handeln ist. Für diese ist vielmehr Sprechen eine Ressource unter anderen im Rahmen einer holistischen, situierten Praxis. Leistung und Relevanz des Sprechens ergeben sich nur in Bezug auf und in Verbindung mit all den anderen Bezugspunkten des situierten Handelns.

Die sprachliche Produktion im Ausschnitt ist von der situierten Motivation und Bezogenheit des Sprechens vielfältig geprägt:

- *Personaldeixis*: Die Personalformen der 1. Person „meine“ (S01) und „ich“ (S02) stehen hier für die Adressatin; die Adressatenposition wird mit der Sprecher-Origo identifiziert;
- *Lokaldeixis*: *da* in S01–04 ist nicht referenzidentisch: In S01 meint es die Verkehrsinsel, in S02 ‚in Richtung auf die Verkehrsinsel‘, in S04 die Straße zur Rechten. Blick, Gestik und gegenständliches Handeln (Lenken) sind hier referenzdeterminierend.
- *Semantik und Morphologie*: „insel“ (S01) meint hier eine Verkehrsinsel. Der visuelle Kontext bestimmt hier nicht nur die Referenz, sondern auch die spezifische Intension. Solche Verkürzungen (eines Kompositums oder anderer komplexer Ausdrücke) erfolgen typischerweise, wenn ein Ausdruck von den Beteiligten rekurrent verwendet wird und daher wechselseitig bekannt ist (Brennan/Clark 1996).
- *Grammatik und Semantik*: *spielen* (S05/07) ist keine Analepse zu den vorhergehenden Turnkonstruktionseinheiten („da muss ich spielen“), sondern ein deontischer Infinitiv (Deppermann 2007, Kap. 2). Die konventionalisierte Metapher (*mit der Kupplung spielen*) wird hier aufgrund des empraktisch gegebenen Bezugs auf das Anfahren des Autos elliptisch, ohne Argumente benutzt.
- *Handlung*: Es handelt sich bei allen Äußerungen um Instruktionen an die Adressatin, nicht um Aussagen des Sprechers über sich selbst.

Dieses Beispiel zeigt Aspekte einer multimodalen Grammatik (Argumentstruktur und Verbgrammatik), Semantik (referenziell wie intensional) und Pragmatik im engen Sinne (verschiedene nicht-imperativische Aufforderungsformate), welche

nur mit Bezug auf die umfassende praxeologische Einbettung des sprachlichen Handelns erzeugt und erfasst werden können.

Die Sprache ist nur eine Stimme im Konzert der anderen leiblichen Ausdrucksmodalitäten, Gestik, Mimik, Blick, Körperpositur und Bewegung im Raum (Streeck/Goodwin/LeBaron (Hg.) 2011). Und sie kann sich nur entfalten in einer Welt von Objekten, in einer „contextual configuration“ (Goodwin 2000), in der semiotische Objekte selbst symbolische Qualitäten haben und eigene Handlungen vollziehen, die Qualität von Quasi-Agenten in bestimmten Szenen gewinnen und die für sich gesellschaftlich objektiviertes Wissen verkörpern (Heath/Hindmarsh 2000).

Der Gebrauch der Sprache in der realen Welt findet nicht nur und vielleicht nicht einmal primär im Gespräch, d.h. themenkohärenten, verbal dominierten Aktivitäten statt, in Bezug auf die alle anderen Kommunikationsressourcen non-verbale Zutaten sind, die das Verbale kontextualisieren. Sprache in freier Wildbahn ist ein Mittel zur Organisation des gemeinsamen Handelns. In ihm ist Sprache zumeist sowohl Instrument der Koordination nicht-sprachlicher Handlungen als auch selbst das Medium, in dem Handlungszwecke realisiert werden. Sie ist intrinsisch verwoben mit Sichtbarem und Tastbarem, mit Objekten und Räumen, mit Positionen und Bewegungen, mit Aufmerksamkeit und Wahrnehmung.

Die Pragmatik muss deshalb Abschied nehmen vom Modell ‚Sprecher-Hörer‘ als kommunikativer Grundkonstellation (Goffman 1981; Deppermann/Schmitt 2007). ‚Sprecher‘ und ‚Hörer‘ sind Abstraktionen, die uns geholfen haben, die kommunikative Strukturiertheit sprachlicher Praxis zum Gegenstand zu machen. Aber sie sind nicht die realen Beteiligten, sondern Abstraktionen zum Zwecke der Schaffung eines disziplinären Objekts ‚Sprachliche Kommunikation‘. Die Erforschung dieses Objekts führt uns immer wieder an Grenzen der Sinnhaftigkeit und Sachhaltigkeit der Abstraktion ‚Sprecher-Hörer‘. Handeln und Verstehen spielen sich unter multimodal Beteiligten ab, die allesamt zur Herstellung der Interaktion beitragen, ob nun durch Verbalität oder durch die Verwendung anderer multimodaler Ressourcen, mit denen sie bspw. rezeptiv partizipieren bzw. Einstellungen zur laufenden Interaktion in verbal abstinenter Modus kundgeben (Schmitt 2013). Es wird daher Zeit, für die Prozesse des sprachlichen Handelns nicht das Modell der Informationsübertragung zwischen Sprecher und Hörer anzusetzen, sondern die multimodale Koordination von Interaktionsbeteiligten (Goodwin/Goodwin 2004) in raumzeitlichen Prozessen zum Gegenstand zu machen.

Wenn an die Stelle der einseitigen und reduzierenden Fokussierung auf den Sprecher der Blick auf alle multimodal Beteiligten und Agierenden, also auf das Interaktionsensemble (Deppermann/Schmitt 2007), tritt, dann sehen wir, dass multimodales Handeln nicht nur in seiner Abfolge, sondern auch simultan orga-

nisiert ist. Die Beteiligten müssen die unterschiedlichen Ressourcen, die sie für die Organisation ihrer Interaktion einsetzen, gleichzeitig und in ihrer Abfolge koordinieren. Der Blick auf die multimodale Leiblichkeit vertieft also unser Verständnis der Zeitlichkeit um die simultane Dimension.

4 Zeitlichkeit

Mit den klassischen pragmatischen Konstrukten werden pragmatische Phänomene als statische Typen konzeptualisiert: Sprechakte, Implikaturtypen etc. sind kontextfrei definiert, sie sind in sich nicht zeitlich strukturiert und haben keinen Anteil an zeitlich organisierten, kollektiven Handlungsprozessen. Clark (1992, S. xii) bezeichnet diese Sicht als „product tradition“. Empirisches Handeln ist aber Vollzugswirklichkeit (Bergmann 1981, S. 12): Es ist prozesshaft strukturiert, mit Humboldt gesprochen: „Energeia“.²

Zeitlichkeit meint zunächst einmal, dass jedes Handeln raumzeitlich situiert ist. Situiertes Handeln besteht nicht in der Instanziierung eines vorgegebenen Inventars von Wissensstrukturen. Selbst Routinehandeln zeigt seine Sensitivität gegenüber der je konkreten, einmaligen Situation (Garfinkel 1967; Suchman 2007). Konversationsanalytische Untersuchungen haben diese situationsbezogene Sensitivität, die *unique adequacy* des Handelns in seinen prozessualen Details immer wieder gezeigt (Psathas 1995).

Entscheidend für die Erkenntnisbildung in der Pragmatik ist eine Methodologie, die mit Zeitlichkeit in der Weise operiert, wie sie für die Organisation der Interaktion selbst leitend ist, um die zeitlichen Details des Handelns und ihre funktionale Relevanz zu analysieren. Es geht zum einen darum, grundlegende Mechanismen der zeitlichen Strukturierung des Handelns zu erfassen, zum anderen pragmatische Phänomene selbst in ihrer zeitlichen Struktur zu rekonstruieren. Zwei theoretische Ausgangspunkte sind hier für die Pragmatik grundlegend:

- a) Peter Auer (2000) formuliert für Syntax-in-Interaktion, was für Handeln-in-Interaktion allgemein gilt: Produktion und Rezeption von Handlungen geschehen „online“. Handeln wird in seinem Vollzug stets an den sich permanent ändernden (u.a. von ihm selbst hervorgebrachten) Kontext angepasst. Auer zeigt, wie Mechanismen der Projektion und Retraktion in die Turnkonstruktion eingehen (Auer 2005, i.Dr.).

2 „Die Sprache [...] ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia).“ (Humboldt 1836, S. 36).

- b) Die Konversationsanalyse stellt die zentrale Rolle von Sequenzialität für die Organisation des Handelns in der Interaktion heraus (Schegloff 2007). Handlungen gewinnen ihre Identität nicht durch sich allein, sondern erst in der zeitlichen Abfolge in einer Sequenz.

An einem Ausschnitt aus einer Talk-Show (Johannes B. Kerner mit Gast Karl Lagerfeld) sei dies erläutert:

Transkript 2: ZDF „Johannes B. Kerner“ 13.1.2004, 22h45–24h

01 JK fin- <<len> finden sie sich <<all> SExy?>>
02 KL nein das is ihr`
03 da das is auch nich in meiner PREISlage hm?
04 JK <<p,all> warUM->
05 PU [((Lachen))]
06 KL [<<prustend> huha`> (.) NEIN.] (.)
07 KL wenn man- (-) in meinem alter sacht ob ob man sich SExy
findet is ja is ja <<len> PEINlich> nä? (--)

Die Handlung, die mit einem Turn vollzogen wird, konstituiert sich sowohl durch seinen retrospektiven Bezug auf vorangehende (Partner-)Handlungen als auch durch seinen prospektiven Bezug auf folgende Anschlusshandlungen, die durch den Turn projiziert, d.h. erwartbar gemacht, werden (Deppermann/Günthner i.Dr.). Abbildung 1 zeigt anhand der ersten drei Turns in Transkript 2, wie retrospektive und prospektive Handlungsbedeutungen in der Sequenz entstehen.

	1. Position	2. Position	3. Position
Initiation (A)	finden Sie sich sexy?	Antwort	
Reaktion (B)	Inadäquate Frage	nich in meiner prEislage	Themenbeendigung
Reaktion auf Reaktion (A)	Insistieren	Unzureichende Antwort	Warum?

Abb. 1: Retrospektive und prospektive Bedeutungskonstitution von Handlungen in der Sequenz

Der zweite und dritte Turn (S01–03) gewinnen retrospektive Handlungsbedeutungen, indem sie jeweils das Verstehen des vorangehenden Partner-Handelns anzeigen. Der dritte Turn „warUM?“ (S04) nimmt außerdem auch Bezug auf das

eigene vorangegangene Handeln in erster Position und dessen Verhältnis zur folgenden Partnerreaktion in der zweiten Position. Durch diesen doppelten retrospektiven Bezug wird die Frage „waRUM?“ zu einem Akt des Insistierens gegen Lagerfelds Initiative zur Themenbeendigung. Ebenso konstitutiv und systematisch für die Handlungsbedeutung sind die prospektiven Bedeutungskomponenten, d.h. die Funktion der Turns für die Steuerung des zukünftigen Partnerhandelns wie die Projektion einer Antwort durch die Frage in S01 und der Themenbeendigung durch die Antwort, die in S02–03 erfolgt.

Wenn wir diese sequenzielle Betrachtungsweise der Konstitution von Handlungen und ihren Bedeutungen mit Blick auf den einzelnen Turn perspektivieren, dann sehen wir, dass Turns zugleich *context-bound* und *context-renewing* sind (Heritage 1984, S. 238 ff.). Alle drei zeitlichen Komponenten, der Bezug auf die Vergangenheit, das gegenwärtige Handeln und die Stiftung von Projektionen für das folgende Handeln, liefern systematische Beiträge zur Handlungsbedeutung eines Turns (Abb. 2).

Abb. 2: Zeitbezüge eines Turns

Die zeitlich-sequenzielle Analyse der Handlungskonstitution macht deutlich, wie unangemessen die sprechakttheoretische Handlungsanalyse auf der Basis isolierter, kontextfreier Sprechakte ist. Das gilt sowohl auf der begrifflichen Ebene der Handlungstypen als auch auf der empirischen Ebene der Handlungskonstitution und -identifikation. Viele Handlungen sind bereits als Handlungstyp durch ihren Bezug auf vorangehende und/oder folgende Handlungen bestimmt. Beispiele dafür sind:

- retrospektive Handlungen wie Einwände, Begründungen, Antworten und Bestätigungen sind als Reaktion auf vorangehende Handlungen bestimmt;
- projizierende Handlungen wie Fragen, Aufforderungen, Instruktionen und Ankündigungen sind dadurch definiert, dass sie ein bestimmtes Anschluss-handeln erwartbar machen;
- retrospektiv und prospektiv gerichtete Handlungen wie Verstehensprüfungen, Reparatur-Initiierungen, Nachfragen und Insistierensakte beziehen sich auf vorangegangene Handlungen und machen außerdem eine bestimmte Reaktion relevant.

Schon früh hatte sich herausgestellt, dass die Identifikation von Handlungen sich nur allzu selten auf kontextfreie Illokutionsindikatoren verlassen kann. Während Ansätze zur Analyse indirekter Sprechakte (Searle 1975) diesem Problem durch die Annahme aufwändiger Implikaturkalkulationen zu begegnen versuchten, zeigt die sequenzielle Analyse, dass Handlungen von vornherein produziert und verstanden werden in Bezug auf den durch Projektionen aufgebauten Erwartungsspielraum für nächste Handlungen. Viele der Lesarten, die bei der Interpretation isolierter Sprechakte durch eine Implikaturanalyse entweder erst umständlich als situiert ungültig ausgeschlossen oder aber durch komplexe Inferenzen generiert werden müssen, stellen sich als saliente Bedeutungen heraus, welche durch vorangegangene Handlungen bereits präferenziell nahegelegt bzw. als Interpretationsspielraum eröffnet wurden. Die sequenzielle Betrachtungsweise macht außerdem deutlich, dass manche von der Sprechakttheorie angenommene Handlungen für die Interaktionsteilnehmer gar keine vollwertigen Handlungen sind. Behauptungen etwa werden im Kontext stets als spezifischere Handlungen (wie Vorwürfe, Bewertungen, Begründungen) eingesetzt und interpretiert.

Handlungen sind also keine kontextfreien Primitiva, aus denen komplexe Strukturen der Sozialwelt aufgebaut werden. Die einzelne Handlung gewinnt ihre Gestalt, Verständlichkeit und Identität nur durch ihre Einbettung in das Geflecht zeitlicher Vor- und Rückverweisungen, die in dauernder Transformation begriffen sind. Das ephemere Jetzt des Handelns vergeht und erneuert sich beständig, indem sich Zukunft unablässig in Vergangenheit transformiert (Deppermann/Günthner i.Dr.). Handlungskonstitution und Handlungsbedeutung sind in der allgemeinen Struktur des subjektiven Zeitbewusstseins, in den passiven Synthesen des Bewusstseins fundiert, wie sie von Husserl (1980 [1928]) und Merleau-Ponty (1966 [1945]) phänomenologisch beschrieben wurden: „Meine Gegenwart übersteigt sich selbst auf eine nächste Vergangenheit und Zukunft hin, und rührt an beide, da wo sie sind, in der Vergangenheit und in der Zukunft selbst.“ (Merleau-Ponty 1966 [1945], S. 475 f.).

5 Sozialität

So wie die linguistische Pragmatik mit dem Konstrukt ‚Sprecher-Hörer‘ von der multimodalen Leiblichkeit der Interaktionsbeteiligten abstrahiert, so abstrahiert sie weitgehend auch von der Sozialität des Handelns. Sie konzipiert die Handelnden als kognitive Systeme oder als Akteure ohne spezifische soziale oder kulturelle Prägung; Handeln erscheint als lokales, selbstgenügsames Ereignis ohne sozialstrukturellen Bezug.

Nun mag man einwenden, die Aufklärung des Zusammenhangs zwischen der Variation sprachlicher Praxis und sozialen Strukturen sei Aufgabe der Soziolinguistik und nicht der Pragmatik. Mir geht es hier aber nicht um das Soziale als Variable. Es geht nicht darum, dass sprachliche Handlungen anders ausgeführt und unterschiedliche sprachliche Varianten benutzt werden je nach sozialer Gruppe oder institutionellem Kontext. Es geht darum, das Soziale nicht als Variationsquelle, sondern als Konstitutionsgrund sprachlicher Praxis zu verstehen. Was damit gemeint sein kann, will ich an zwei für jede Interaktion grundlegenden Konstitutionsaspekten zeigen:

- die soziale Konstitution von Handlungsbedeutungen (5.1);
- die Beteiligungsstruktur der Interaktion (5.2).

5.1 Soziale Konstitution von Handlungsbedeutungen

Die in Abschnitt 4 dargestellte retrospektiv-prospektive Zeitstruktur des Handelns ist nicht nur für die einzelne Handlung konstitutiv. Sie ist auch die Grundlage für Verständigung und gelebte Intersubjektivität. Handlungen sind sinnstrukturierte Einheiten und soziale Tatsachen (vgl. Searle 1995), denn sie sind darauf ausgelegt, von den Interaktionspartnern verstanden zu werden (Weber 2001 [1922]). Eine Handlung A gewinnt ihre Bedeutung in einer elementaren Struktur von drei aufeinander folgenden Positionen:

- (1) Handlung A durch Akteur a;
- (2) Handlung B durch Akteur b: Sie zeigt an, wie b Handlung A verstanden hat;
- (3) Handlung C: Akteur a nimmt Stellung zu bs Verstehensdokumentation in der zweiten Position.

Diese drei Positionen machen den minimalen Elementarzyklus der praktischen Herstellung von Intersubjektivität aus (Schegloff 1992; Deppermann 2008). Im problematischen Falle verlängert sich der Zyklus weiter durch Handlungen, die auf Verstehensabsicherung spezialisiert sind, z.B. Reparaturinitiierungen, Reparaturen, Inferenzprüfungen und Reformulierungen. Die Intersubjektivität

von Handlungsbedeutungen beruht also auf der Temporalstruktur der Interaktion. Im folgenden Ausschnitt aus einer Talkshow können wir sehen, wie die Bedeutung der Antwort des Gasts (S07/09) mit dem Moderator (MO) ausgehandelt wird:

Transkript 3: IDS-AGD Talk on tv 4050.026

02 MO =Wären sie vielleicht lieber ministerin geworden
unter ENGHolm?
03 (0.9)
04 GA °hhh
05 MO als (.) bei MOMper?
06 (2.1)
07 GA [hÄtt ich AUCH gekonnt;]
08 MO [der WIRkte doch am anfang,]
09 GA [dEswegen ist es schwer zu [SAgen.]=
10 MO [ja?] [mhm,]
11 GA =<<p>ja,>
12 MO <<all> also SIE hatten keine> besOndere präferenz.
13 (0.5)
14 GA für MOMper?=
15 =nein.

Erst nachdem der Moderator seine Interpretation der Antwort angezeigt hat (S12) und der Gast diese vereindeutigend bestätigt (S14–15), kann die Bedeutung der Antwort aus S07/09 als intersubjektiv gesichert gelten. Handlungsbedeutungen werden in Prozessen wechselseitiger Zuschreibungen (vgl. Levinson 2013) fixiert, d.h. in einem für die aktuellen praktischen Zwecke der Interaktion hinreichenden Maße festgelegt und wechselseitig aufgezeigt (*grounding*, Clark/Brennan 1991). Der sequenzielle, soziale Prozess der Herstellung von Intersubjektivität von Handlungsbedeutungen ist notwendig, da aufgrund der Kontextabhängigkeit und der Indexikalität des Handelns die *in situ* gültige Handlungsbedeutung weder durch die Sprecherintention noch durch soziale Konventionen abgesichert sind. Dass die Sprechakttheorie und bspw. auch die *politeness*-Theorie häufig scheitern, wenn sie zur empirischen Analyse sprachlichen Handelns eingesetzt werden sollen, beruht in erheblichem Maße darauf, dass weder die (per se ja gar nicht feststellbare) Sprecherintention noch entsituierte Bedeutungskonventionen taugen, um festzustellen, was den Interaktionsteilnehmern als Bedeutung ihres Handelns gilt. Genauso wenig sind Handlungsbedeutungen hinreichend an Hörerinferenzen zu binden, wie dies z.B. die Implikaturtheorie (Grice 1975) und die *relevance theory* (Sperber/Wilson 1995) nahezulegen scheinen. Handlungsbedeutungen sind weder in dem Moment, in dem die Handlung produziert wurde, vom Sprecher verbürgt noch durch die mentale Interpretation des Hörers, die ja auch

als solche kein intersubjektives Faktum darstellt. Handlungsbedeutungen entstehen erst als Prozessphänomen in situierter Aushandlung.

Handlungsbedeutungen sind weitergehend verankert in der kollektiven Orientierung auf kooperatives Handeln (Tomasello et al. 2005; Clark 1996). Mead (1968 [1934]) wies bereits auf die triadische Struktur der Sinns einer Handlung hin: Handlungen gewinnen ihre Bedeutung durch den Bezug auf die soziale Reaktion und auf den Beitrag, den sie zu einem gemeinsamen Interaktionszweck leisten. In typischer Weise ist dieser Zweck in Form von kommunikativen Gattungen oder Interaktionstypen vorgezeichnet (siehe Günthner/Knoblach 1994). Das lokale Handeln steht dabei in einem reflexiven Verhältnis zu sozialen, oftmals institutionell geprägten Aufgaben- und Zweckkontexten des Handelns (Heritage/Clayman 2010). Handeln indiziert diese sozialen Kontexte. Dies ist auch der Sinn der viel strapazierten Formel *doing (being) X*. Handeln produziert und reproduziert soziale Struktur *in situ* durch seine für die Eingeweihten verständliche Typik. Handeln reflektiert soziale Anforderungs- und Erwartungsstrukturen, bestätigt und bearbeitet sie – oft in einer Weise, die nur erkennbar ist, wenn wir mehr als das lokale Handeln kennen (Deppermann et al. 2010). Hier kommt die ethnografische Dimension der Pragmatik ins Spiel: Handeln ist nicht schlechthin, für jeden, selbstexplikativ, sondern nur für diejenigen, die die geeigneten Wissens- und Erwartungskontexte beibringen.

Pragmatische Theorien wie Sprechaktheorie, Implikaturtheorie und *relevance theory* verkürzen die Strukturiertheit des sprachlichen Handelns, indem sie seine soziale Konstitution ausblenden und den Mythos eines prä-sozialen, neutralen Handlungsnullkontexts pflegen, welcher (implizit) als Ausgangspunkt für die Handlungsanalyse angesetzt wird. Handeln ist aber unhintergebar sozial situiert. Diese Situiertheit gehört selbst zur generischen, formal-allgemeinen Struktur des Handelns, das immer in einem Kontext handlungsfundierender Aufgaben, transzendierender kollektiver Zwecke und symbolisch konstruierter Identitäten der Beteiligten steht. All dies gilt immer doppelt: als Orientierungsgröße für das Handeln und als Reproduktion durch das Handeln. Die Vernachlässigung der sozialen Konstitution des Handelns führt folgerichtig zur theoretischen Ausblendung von bestimmten Dimensionen pragmatischer Bedeutung, die nicht als relevant für jedes Handeln erkannt werden:

- Sein Bezug auf lokale *Interaktionsaufgaben, -anforderungen und -zwecke* (Deppermann et al. 2010);
- die Bezogenheit und den Beitrag des lokalen Handelns zu *größeren, sozial-typologisch geregelten Interaktionszusammenhängen* und Erwartungsstrukturen (wie Interaktionstypen und kommunikativen Gattungen), die den individuellen Handlungen erst ihre spezifische Typik verleihen (Heritage/Clayman 2010);

- die *sozialsymbolische Kraft* des Handelns, einerseits in Bezug auf die Herstellung (institutioneller) Situationen, andererseits in Bezug auf die Konstitution des für diese Situationen relevanten Personals. Hier geht es um die Selbst- und Fremdpositionierung von Akteuren (Deppermann i.Dr. a) und damit um den Beitrag des Handelns zur Identitäts- und Beziehungskonstitution als einer Basisdimension pragmatischer Bedeutung. Damit verbunden ist
- die Abhängigkeit der Art und Weise des Handelns davon, *wer* es ausführt, d.h. die Zugehörigkeit der Beteiligten zu bestimmten für den Handlungszusammenhang relevanten *Identitätskategorien* und den mit ihnen assoziierten Rechten und Pflichten (Enfield 2011).

5.2 Beteiligungsstrukturen

Eine problematische Abstraktion, die sich aus dem Sprecher-Hörer-Modell der Pragmatik ergibt, ist die implizite Annahme, dass der Normalfall von Kommunikation die dyadische *face-to-face*-Interaktion ist. Doch ein großer Teil der Kommunikationspraxis ist nicht so. Kommunikation findet in unterschiedlichsten Mehrpersonen-Konstellationen wie Familientischgesprächen, Besprechungen, Schulunterricht, Pressekonferenzen, Unterhaltungen im Bus etc. statt. In Mehrpersonenkonstellationen stehen die Beteiligten vor Aufgaben der pragmatischen Organisation, die im Sprecher-Hörer-Modell nicht zu beschreiben sind.

Goffman (1981) und viele Autoren in seiner Nachfolge (z.B. Clark 1992; Levinson 1988; Goodwin/Goodwin 2004; Burger 2005) haben gezeigt, dass in solchen Konstellationen anwesende Personen ganz unterschiedliche Rollen einnehmen können: Sie können nicht nur ratifizierter Teilnehmer mit Rederecht sein, sie können bspw. auch *side participant* (unadressierter Teilnehmer), *overhearer* (nicht-beteiligter Zuhörer), *eavesdropper* (Lauscher), *indirect target* (nicht-adressierter Teilnehmer, für den eine Botschaft bestimmt ist) usw. sein. Solche Beteiligungskonstellationen werden von den Akteuren aktiv, mit spezifischen Handlungspraktiken hergestellt. So benutzen Interaktionsteilnehmer Praktiken der Körperorientierung, um zu signalisieren, dass sie für eine Interaktion verfügbar sind, dass sie sich in einer zentrierten Interaktion befinden, dass eine bestehende Interaktion für die Aufnahme weiterer Beteiligter offen ist, dass sie eine Interaktion nicht wahrnehmen oder gar belauschen, obwohl sie sie akustisch hören können usw. (z.B. Kendon 1980). Sprecher zeigen mit der Gestaltung von Turns an, an wen innerhalb einer Mehrpersonenkonstellation sich ein Beitrag richtet. Umgekehrt gewinnen sprachliche Handlungen in Mehrpersonenkonstellationen oft Bedeutungen, die sie in dyadischer Interaktion nicht haben. Ein Beispiel sind Ankündigungen in institutioneller Mehrpersonen-Interaktion. In einer Rettungsinter-

aktion kündigt ein Sanitäter an den Patienten gerichtet beispielsweise an: „okee dann (mache) mer den pUlsOxi noch drAn-“. Während der Patient manifest (durch Blickzuwendung) adressiert wird und es sich offenbar für ihn um eine Ankündigung handelt, wird die Äußerung zugleich von einem Rettungsassistenten als Handlungsaufforderung verstanden und befolgt, das Pulsoxymeter (zur Messung der Sauerstoffsättigung des Blutes) zu holen und am Patienten anzuschließen. Der Assistent wählt sich also selbst als denjenigen, den die Ankündigung als Handlungsaufforderung betrifft. Funktionsrollenbezogenes Wissen, die Kenntnis routinierter professioneller Handlungsabläufe und die situierte Verfügbarkeit (andere Assistenten sind währenddessen unabkömmlich) sind hier entscheidend für die Äußerungsinterpretation als adressierter Aufforderung (vgl. auch Hindmarsh/Pilnick 2002; Schmitt/Deppermann 2007). Soziale Handlungserwartungen und Wissensvoraussetzungen, die mit einzelnen Personen und Rollen verbunden sind, erzeugen Rechte, Pflichten und Zuständigkeiten, die situiert angezeigt, enacted und zur Gestaltung und Interpretation des Handelns in Rechnung gestellt werden.

Pragmatische Theorien setzen stillschweigend voraus, dass Sprecher auch für Inhalt und Form ihrer Worte individuell verantwortlich sind. Dies ist aber keineswegs immer so. Besonders in Mehrpersonengesprächen, aber z.B. auch in Erzählungen (Goodwin 2007), kann der Sprecher eine unterschiedliche auktorielle Position gegenüber dem Gesagten einnehmen (*production format*, Goffman 1981). Der folgende Ausschnitt aus einer Bundespressekonferenz zeigt dies eindrücklich. Der Journalist J3 fordert Pressesprecher M zu einer Erklärung auf.

Transkript 4: Ausschnitt aus Bundespressekonferenz 18.2.2011

- 047 J3 können sie mal (.) eh (.) eine erKLärung
eh versuchen,
048 weshalb man (.) seinen (.) RÜCKtritt nur so
in einer (.) dünnen erKLärung,
049 .hh vor ausgewählten KAmerealeuten sagen,
050 weshalb er nicht die trAUte hat sich hierher
zu stellen und FRagen zu beantworten,
051 die ALle möglichen (.) lEUte,
052 .h nicht nur böse journaLISTen,
053 .h STEllen,
054 und die auf ne ANTwort warten.
055 (1.0)
056 M ALso er hat sich so entschIEden wie er sich
entschIEden hat vOrzugehn.
057 und äh ich hab des jetzt von hIER aus nicht
weiter zu Interpretiern oder zu KOMmentiern.

J3 nimmt verschiedene Rollen hinsichtlich seines Beitrags ein:

- Er stellt als individueller Autor eine von ihm selbst verantwortete Frage,
- er agiert als Vertreter der Journalisten auf der Bundespressekonferenz („hierher“, S050),
- er definiert sich als Vertreter der Öffentlichkeit („Alle möglichen (.) IEute“, S051),
- er tritt auf als Vertreter der kritischen Journalisten, die aus Sicht der Regierung diskreditiert werden (ironisches Zitat der Fremdperspektive: „böse Journalisten“, S052).

Der Pressesprecher M dagegen gibt nur die Position des Ministers, den er vertritt, wieder, er verzichtet auf eigene Agency. Auf diese Weise sind weitere, nur symbolisch präsente Personen an der Interaktion beteiligt, eben diejenigen, die als Autor, Gewährsleute oder Mitvertretene explizit oder implizit aufgerufen werden.

6 Epistemizität

Dass pragmatische Interpretationen spezielle Wissensbestände und epistemische Strategien erfordern, wird im Unterschied zu den vorgenannten drei Punkten in klassischen Theorien durchaus mitbedacht. Ariel (2008) beispielsweise zieht in Gricescher Tradition auf dieser Basis die Trennlinie zwischen Grammatik und Pragmatik: Während für sie zur Grammatik alles gehört, was codiert ist („what is said“), betrifft Pragmatik den Bereich der Inferenzen („what is meant“). Neben den Implikaturen beziehen sich auch einige andere klassische Themen der Pragmatik auf kognitive Prozesse, so z.B. die Informationsstruktur, für die beispielsweise Bekanntheit, Salienz und Inferierbarkeit von Informationen (Gundel 2012) grundlegend sind, oder die Anaphorik (Saussure 2012), bei der diskursives Gedächtnis, aber auch Weltwissen zur Desambiguierung von Anaphern notwendig sind. Während früher die Relevanz kognitiver Kategorien oft konzeptuell postuliert, nicht aber empirisch untersucht wurde, sind seit Mitte der 1980er Jahre zunehmend Untersuchungen zu verzeichnen, die die Rolle kognitiver Prozesse für pragmatische Phänomene datengestützt untersuchen. Beispielhaft will ich dies zum einen an der sogenannten „experimentellen Pragmatik“, zum anderen an Untersuchungen zur Rolle, die geteiltes Wissen für die Gestaltung des sprachlichen Handelns in der Interaktion spielt, zeigen.

6.1 Experimentelle Pragmatik

Seit Anfang der 2000er Jahre sammeln sich Forscher, die pragmatische Theorien experimentell testen und weiterentwickeln, unter dem Begriff „experimentelle Pragmatik“ (Noveck/Sperber (Hg.) 2004; Meibauer/Steinbach (Hg.) 2011). Sie benutzen unterschiedliche, aus Psychologie und Psycholinguistik stammende Methoden. An drei exemplarischen Studien stelle ich Methoden und Erträge für die Theoriebildung der Pragmatik kurz vor.

Gibbs (1994) zeigt, dass das Verstehen literaler vs. nicht-literaler Sprache auf gleichen mentalen Prozessen beruht. Er wendet sich gegen die klassische Drei-Stufen-Interpretation zur Erklärung von indirekten Sprechakten, Metaphern und anderen Formen „uneigentlicher Rede“ (siehe Searle 1975). Diese behauptet, dass zunächst immer die literale Bedeutung decodiert werde (Stufe 1). Wenn diese im lokalen Kontext nicht passt (Stufe 2), werde unter Annahme des Kooperationsprinzips eine implizierte, indirekte bzw. figurative Lesart konstruiert, die kontextuell angemessen ist (Stufe 3). Gibbs (1994) zeigt dagegen, dass die literale Interpretation keineswegs immer zuerst aktiviert wird, sondern dass kontextuell saliente Erwartungen bestimmen, welche Interpretation aktiviert wird. Als experimentelle Methoden wurden Priming und Reaktionszeitmessung verwendet. Den Versuchspersonen wurde zunächst eine Beispielgeschichte präsentiert. Der letzte Satz dieser Geschichte war in einen Fall als direkter Sprechakt (Frage), im anderen als indirekter (grammatische Frage als Aufforderung) zu verstehen. Im letzteren Falle wurde ein Satz, der den Sprechakt als Aufforderung paraphrasierte, schneller als grammatisch korrekter Satz erkannt als eine Paraphrase als Frage. War der *prime* dagegen ein direkter Sprechakt, wurde die Interpretation als direkter Sprechakt schneller als grammatischer Satz erkannt. Das Ergebnis lässt darauf schließen, dass nicht-wörtliche Lesarten direkt verstanden werden, wenn sie vom vorangehenden Kontext als erwartbare Lesarten nahegelegt werden, ohne dass zuvor eine literale Interpretation stattgefunden hat.

Ein anderes Thema der experimentellen Pragmatik ist die Differenzierung unterschiedlicher Arten von Implikaturen. Noveck/Posada (2003) untersuchten z.B. anhand von *self-paced reading tasks* (Reaktionszeitmessungen) und ereignis-korrelierten Potenzialen im EEG (sogenannte N400-Amplitude) den Prozess des Verstehens von generalisierten skalaren Implikaturen. Die Messungen sprechen eher für die These der *contextual inference* (Sperber/Wilson 1995) als für eine *default interpretation* (Levinson 2000) von generalisierten Implikaturen.

Eine weitere, inzwischen viel verwandte Methode ist das Eyetracking. Hanna/Brennan (2007) führten eine Untersuchung zur Referentenidentifikation durch. Sie konnten anhand der Verfolgung der Blickbewegung von Rezipienten zeigen, dass diese bei referierenden Beschreibungen dem Blick des Sprechers während

seiner Sprachproduktion folgen und ihn nutzen, um ambige sprachliche Referenzen durch die Blickrichtung zu vereindeutigen, bevor sie vom Sprecher linguistisch desambiguiert werden. Benutzt wurde das *visual world paradigm*, in dem der *director*, der Referenzen produziert, und der *matcher*, der die Referenten zu identifizieren hat, die gleichen Objekte sehen können (Abb. 3). Schaut der *director* bei der Produktion des referenziell ambigen Ausdrucks „blue circle“ bereits auf den intendierten Referenten (*target*), dann fokussiert der Rezipient ebenfalls das *target*, bevor der *matcher* die verbale Disambiguierung „with five dots“ liefert (Abb. 4, linke Grafik). Blickt der *director* dagegen während seines Formulierungsprozesses nicht auf das *target*, fokussiert der *matcher* erst in dem Moment, in dem die verbale Disambiguierung stattfindet, das *target* (Abb. 4, rechte Grafik).

Abb. 3: *Visual world paradigm* (aus Brennan/Hanna 2007, S. 599)

Abb. 4: Relative Häufigkeit der visuellen Fokussierung des *target* durch den *matcher* in Abhängigkeit von Blickverhalten des *director* (aus Brennan/Hanna 2007, S. 603, 604). Die erste Senkrechte markiert den Zeitpunkt der ambigen verbalen Referenz, die zweite den Zeitpunkt der verbalen Disambiguierung.

Die experimentelle Untersuchung pragmatischer Phänomene birgt Vor- und Nachteile. Da die Versuchsteilnehmer eine eng umschriebene Interaktionsaufgabe mit einem sehr beschränkten Spektrum an Reaktionsmöglichkeiten bearbeiten, kann der Einfluss einzelner Faktoren auf das Interaktionshandeln gezielt getestet werden. Aufgrund der Standardisierung des Settings variieren nur die Bedingungsfaktoren, welche als Operationalisierung der zu prüfenden, theoretisch abgeleiteten Hypothesen gelten. Alles andere wird konstant gehalten. Dies macht die interne Validität des Experiments aus.

Genau diese Vorteile beschränken aber die ökologische Validität und die Aussagekraft der Experimente für alltagsweltliche pragmatische Prozesse erheblich. Die Handlungsmöglichkeiten der Versuchspersonen sind stark eingeschränkt (z.B. bzgl. Themen, Handlungen, Beteiligungsstrukturen). Die experimentellen Aufgaben sind artifiziell und decken sich kaum mit alltagsweltlichen Interaktionsbedingungen. Experimentelle Settings können die Vielzahl der situierten Anlässe, Formen und Funktionen des Handelns in der Interaktion, ihre Verknüpfung mit den Zwecken der Beteiligten und die Systematiken emergenter Interaktionsverläufe nicht erfassen. Die Erkenntnismöglichkeiten der experimentellen Erforschung sozialer Interaktion sind sehr begrenzt, ihre Übertragbarkeit auf alltagsweltliches Handeln oft ungewiss.

6.2 Geteiltes Wissen und sprachliches Handeln

Schauen wir daher, wie wir die Relevanz kognitiver Faktoren im Alltagshandeln erfassen können. Eine grundlegende Aufgabe der Handlungsgestaltung besteht im *recipient design*. Damit sind alle Praktiken gemeint, die dazu dienen, Turns auf Basis von Einschätzungen über die Interaktionspartner auf den/die jeweils spezifischen Adressaten zuzuschneiden (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974, S. 727; Deppermann i.Dr. b). Die soziale Kategorienzugehörigkeit des Adressaten ist ein erster Anhaltspunkt dafür. Sie wird vor allem dann herangezogen, wenn auf keine gemeinsam geteilte Interaktionsgeschichte, keine Wir-Beziehung zurückgegriffen werden kann (Isaacs/Clark 1987). Ist dies aber der Fall, dann ist entscheidend für das *recipient design*, welche Erfahrungen die Interaktionsteilnehmer gemeinsam gemacht haben und welches geteilte Wissen sie daher einander unterstellen. In der gemeinsamen Interaktionsgeschichte bilden sich bestimmte Formulierungen als kanonische Formen für den Vollzug bestimmter Handlungen heraus (Brennan/Clark 1996). Geteiltes Wissen erlaubt ökonomischeres Kommunizieren (Clark 1992): Minimale Formulierungen reichen aus, um ein komplexes geteiltes Verständnis von Handlungssituation und Handlungserwartungen zu aktualisieren.

Kanonisierung und Ökonomie sehen wir besonders deutlich, wenn Interaktionsteilnehmer immer wieder die gleichen Handlungen gemeinsam ausführen. Experimentell untersucht wurde dies in sogenannten *referential communication tasks*. In ihnen muss eine Versuchsperson einer anderen z.B. schwer zu kategorisierende Tangramfiguren so beschreiben, dass es ihr gelingt, diese zu identifizieren (Clark/Wilkes-Gibbs 1986). Die ökologische Validität solcher Untersuchungen ist fraglich (siehe oben).

Aber auch im Alltag gibt es Interaktionstypen, in denen die Beteiligten, ähnlich einem Experiment, die gleichen Handlungen immer wieder miteinander vollziehen. Dies geschieht zum Beispiel in praktischen Fahrschulstunden. Sie eignen sich daher gut, um den Zusammenhang von gemeinsamer Interaktionsgeschichte, der Bildung von *common ground* und *recipient design* zu erforschen. Im Folgenden geht es um Instruktionen. Im Verlauf des Unterrichts fordert der Fahrlehrer den Schüler immer wieder zu den gleichen Handlungen auf (z.B. kuppeln und schalten, links abbiegen, rückwärts einparken). Das Design der Instruktionen verändert sich im Lauf der Interaktionsgeschichte vollständig. Als Beispiel sehen wir uns einen Teilschritt der gemeinsamen Aktivität ‚rückwärts einparken‘ an. Es geht darum, wie weit der Schüler beim Einfahren in die Parklücke schräg zurücksetzen muss, bis er wieder nach links lenken soll, um das Auto gerade in die Lücke zu navigieren (Abb. 5).

Abb. 5: Position des Fahrzeugs beim Rückwärtseinparken im Moment des Gegenlenkens

Als die Fahrlehrerin der Schülerin das erste Mal die Aufgabe erklärt, illustriert sie den Vorgang mit Hilfe eines Spielzeugautos und einer Kiste, die für das davor parkende Auto steht. Die Instruktion lautet:

Transkript 5: Tina 2013_11_05_01_01:32–01:41

01 FL fährst du SOWeit, (.)
 02 *BIS diese *BE säule,
 fl-h *zeigt B-Säule des Spielzeugautos (Abb. 6)*
 zeigt auf Kiste---->

Abb. 6: Fahrlehrerin demonstriert Einparkvorgang an Modellauto und kleiner Kiste

03 wieder mit DEM-
 04 ++ (0.2) § (0.35) ++
 fl-b +schaut zur B-Säule+
 fl-h *zeigt auf B-Säule des Autos*
 fs-b §schaut hoch--->
 05 FL +mit dem LISCHT so;
 fl-b +schaut auf Spielzeugauto---->
 06 (0.22)
 07 FL *eine Linie so hier ergibt,
 fl-h *zieht Linie von Kiste zur B-Säule des
 Spielzeugautos und zurück---->
 08 FL SIEH[ST du?]
 09 FS [hm_hm.]

Die Lehrerin macht die beiden Bezugspunkte, die die Schülerin beachten muss, durch eine komplexe Beschreibung explizit. Die genaue Referenz auf die relevanten Punkte an den beiden Fahrzeugen wird durch Zeigegesten (S02, 04) und

zwei illustrative Liniengesten verdeutlicht (S07). Abschließend versichert sich die Fahrlehrerin, dass die Schülerin die Instruktion verstanden hat (S08 f.).

Die zweite Instruktion, diesmal bei der praktischen Einübung im fahrenden Auto, ist bereits erheblich knapper und gestisch weitaus weniger aufwändig. Eine Verstehensabsicherung findet nicht mehr statt.

Transkript 6: Tina 2013_11_05_01_02:33–02:41

jetzt fahr mal n_bisschen GRAdE zurück,
(1.53)
guck bis du hier so eine LInie +mit dem hast;
+klopft ans rechte Fenster

Im vierten Versuch reicht bereits ein einfacher Satz mit nur einem Argument und einer horizontalen Liniengeste:

Transkript 7: Tina 2013_11_05_01_02:33–02:41

guck jetzt HAsTe schon +deine linie.
+Liniengeste mit ausgestrecktem Arm

In der zehnten Instruktion wird nur noch das Nomen „linie“ benutzt, um auf den relevanten Orientierungspunkt aufmerksam zu machen. Im vierzehnten Versuch reicht schließlich allein der Blick der Fahrlehrerin auf das davor stehende parkende Auto aus, dass die Schülerin nicht weiter zurück setzt und mit dem Gegenlenken beginnt (Tina 2013_11_12_01_08:53–09:11). Tabelle 2 zeigt, wie die Komplexität der Instruktionen der gleichen Aktivität mit der Anzahl der Wiederholungen abnimmt.

Anzahl Versuche	Handlungs- beschreibung	Syntax	Argumente	Gesten
1	+	Hauptsatz und Adverbial	3 lexikalische 1 PRO	3 Zeige 2 illustrative
2	+	Hauptsatz und Adverbial	1 lexikalisches 2 deiktische 1 PRO	1 Zeige
4	–	Hauptsatz	1 lexikalisches	1 illustrative
10	–	Nomen	–	1 Zeige
14	–	–	–	1 Blick

Tab. 2: Veränderung einer Instruktion im Verlauf der Interaktionsgeschichte

Die Emergenz von *common ground* in der Interaktionsgeschichte spiegelt sich wider in zunehmender Formulierungsökonomie, sowohl syntaktisch als auch semantisch:

- zunehmende Präsupposition von relevanten situierten Bezugspunkten (Argumente nicht mehr genannt),
- Handlungsimplicität von Beschreibungen (Handlungsaufforderung nicht mehr genannt),
- Kanonisierung von Ausdrucksverwendungen („linie“),
- zunehmende Indexikalisierung.

Die initiale Wissensvermittlung erfordert eine verbal explizite Instruktion. Gesten werden anfänglich zur Unterstützung der verbalen Explikation und zur situierten Referenzidentifikation benutzt (wo ist die bzw. welche B-Säule? welches Licht? was für eine Linie?). Mit zunehmender Ökonomisierung werden die Instruktionen indexikalischer („mit dem“, „deine linie“). Schließlich reicht ein Blick der Fahrlehrerin, der vielleicht nicht einmal kommunikativ, sondern bloß prüfend war, um von der Schülerin als Instruktion verstanden zu werden, die den gesamten deskriptiven und handlungsprojizierenden Gehalt trägt, der in den vorangegangenen Durchgängen der Aufgabenbearbeitung vermittelt und stabilisiert wurde. Es ist unmöglich, diese Blickgeste als initiale Instruktion zu benutzen. Sie funktioniert nur auf Basis einer Interaktionsgeschichte, in der gelernt wird, zu sehen, was die Geste meint, d.h., sie entsprechend situiert, im Rahmen einer gemeinsamen Aufgabenbearbeitung und in Bezug auf eine bestimmte räumliche und bewegungsbezogene Konstellation der Fahrzeugnavigation zu interpretieren.

Die interaktionsgeschichtliche Adaptation des *recipient design* zeigt einen *trade-off* zwischen Kognition und Sprechen: Je weniger *common ground* besteht, desto mehr muss expliziert werden; je mehr *common ground*, desto weniger Explikation ist nötig. Die *affordances* des Sichtbaren sind zwar Voraussetzung für indexikalisches und elliptisches Interagieren in der Situation. Aber die Veränderung der Instruktionspraktiken im Verlauf der Interaktionsgeschichte macht deutlich, dass die Relevanz und Interpretation der *affordances*, die ja prinzipiell in jedem Durchgang die gleichen sind, und die für ihre Aktualisierung hinreichenden Verfahren vom emergierendem *common ground* und damit von der sozialen Kognition der Beteiligten abhängen.

7 Ein kurzes Fazit: Sprachliches Handeln von soziohistorischen Subjekten in Raum und Zeit als Gegenstand der Pragmatik

Dieser Beitrag plädiert für ein Verständnis von linguistischer Pragmatik als Wissenschaft vom sprachlichen Handeln von leiblichen, raumzeitlich situierten, soziohistorischen Subjekten. Pragmatik sollte die situierte sprachlich-kommunikative Praxis zum Ausgangs- und Bezugspunkt ihrer Untersuchungen machen, nicht aber theoriekonstituierte Gegenstände wie Sprechakte oder Implikaturen. Situietheit heißt, die Kontextgebundenheit und Sensitivität des Handelns, seine sequenzielle und multimodale Konstitution nicht als äußerliches Addendum, sondern als Konstitutionsgrund für seine Formen, Funktionen und Variabilitäten zu begreifen. Eine solche Sicht würde uns dazu verhelfen, die Vielfalt pragmatischer Dimensionen der Organisation und Bedeutung des Handelns über Sprechakte, Referenzen und Implikaturen hinaus in den Blick zu bekommen. Dabei stünde die Systematik des Zusammenhangs zwischen Kontexten, leiblichen und sprachlichen, materialen und formal bestimmten Ressourcen mit Handlungsfunktionen, -anforderungen und -spielräumen im räumlich-leiblich-interaktiven Kontext im Mittelpunkt der Analyse.

Literatur

- Allan, Keith/Jaszczolt, Kasia M. (Hg.) (2012): *The Cambridge handbook of pragmatics*. (= Cambridge Handbooks in Language and Linguistics). Cambridge u.a.
- Ariel, Mira (2008): *Pragmatics and grammar*. (= Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge u.a.
- Auer, Peter (2000): Online-Syntax. Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Syntax Ernst zu nehmen. In: *Sprache und Literatur* 85, S. 43–56.
- Auer, Peter (2005): Projection in interaction and projection in grammar. In: *Text* 25, 1, S. 7–36.
- Auer, Peter (i.Dr.): The temporality of language in interaction: Projection and latency. In: Deppermann/Günthner (Hg.).
- Austin, John L. (1962): *How to do things with words*. (= The William James Lectures 1955). Oxford.
- Barth-Weingarten, Dagmar/Szczepek Reed, Beatrice (Hg.) (i.Dr.): *Prosodie und Phonetik in der Interaktion*. Mannheim. Internet: www.verlag-gespraechsforschung.de/ (Stand: 20.5.2014).
- Benz, Anton et al. (Hg.) (2011): *Language, games, and evolution. Trends in current research on language and Game Theory*. Heidelberg.
- Bergmann, Jörg R. (1981): Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Schröder, Peter/Steger, Hugo (Hg): *Dialogforschung. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache* 1980. (= *Sprache der Gegenwart* 54). Düsseldorf, S. 9–51.

- Birner, Betty J. (2013): *Introduction to Pragmatics*. (= Blackwell Textbooks in Linguistics). Chichester.
- Blakemore, Diane (1992): *Understanding utterances*. (= Blackwell Textbooks in Linguistics 6). Oxford.
- Blutner, Reinhard/Zeevat, Henk (Hg.) (2004): *Pragmatics in optimality theory*. London.
- Brennan, Susan E./Clark, Herbert H. (1996): Conceptual pacts and lexical choice in conversation. In: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* 22, S. 1482–1493.
- Bublitz, Wolfram/Norrick, Neal R. (Hg.) (2011): *Foundation of Pragmatics*. (= Handbook of Pragmatics 1). Berlin/Boston.
- Burger, Harald (2005): *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien*. 3., völlig neu bearb. Aufl. Berlin.
- Burton-Roberts, Noel (Hg.) (2007): *Pragmatics*. (= Palgrave Advances in Linguistics). Basingstoke.
- Clark, Herbert H. (1992): *Arenas of language use*. Chicago.
- Clark, Herbert H. (1996): *Using language*. Cambridge u.a.
- Clark, Herbert H./Brennan, Susan A. (1991): Grounding in communication. In: Resnick, Lauren B./Levine, John M./Teasley, Stephanie D. (Hg.): *Perspectives on socially shared cognition*. Washington, S. 127–149.
- Clark, Herbert H./Wilkes-Gibbs, Deanna (1986): Referring as a collaborative process. In: *Cognition* 22, S. 1–39.
- Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.) (1975): *Speech acts*. (= Syntax and Semantics 3). New York.
- Cummings, Louise (2005): *Pragmatics: A multidisciplinary perspective*. Edinburgh.
- Deppermann, Arnulf (2007): *Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht*. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 14). Berlin.
- Deppermann, Arnulf (2008): Verstehen im Gespräch. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2007). Berlin/New York, S. 225–261.
- Deppermann, Arnulf (i.Dr. a): Positioning. In: De Fina, Anna/Georgakopoulou, Alexandra (Hg.): *Handbook of narrative analysis*. New York.
- Deppermann, Arnulf (i.Dr. b): When recipient design fails. In: *Gesprächsforschung* 15. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/2014.html.
- Deppermann, Arnulf/Günthner, Susanne (Hg.) (i.Dr.): *Temporality in interaction*. Amsterdam.
- Deppermann, Arnulf/Günthner, Susanne (i.Dr.): Introduction: Towards a temporal understanding of talk and interaction. In: Deppermann/Günthner (Hg.).
- Deppermann, Arnulf/Schmitt, Reinhold (2007): Koordination. Zur Begründung eines neuen Forschungsgegenstandes. In: Schmitt (Hg.), S. 15–54.
- Deppermann, Arnulf et al. (2010): *Verstehen in professionellen Handlungsfeldern*. (= Studien zur Deutschen Sprache 52). Tübingen.
- Ehrhardt, Claus/Heringer, Hans Jürgen (2011): *Pragmatik*. (= UTB Sprachwissenschaft 3480). Paderborn.
- Enfield, Nick J. (2011): Sources of asymmetry in human interaction: Enchrony, status, knowledge and agency. In: Stivers, Tanya/Mondada, Lorenza/Steensig, Jacob (Hg.): *The morality of knowledge in conversation*. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 29). Cambridge, S. 285–312.
- Ernst, Peter (2011): *Pragmalinguistik. Grundlagen, Anwendungen, Probleme*. (= de Gruyter-Studienbuch). Berlin.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ.

- Gazdar, Gerald. (1979): *Pragmatics: Implicature, presupposition, and logical form*. New York.
- Gibbs, Raymond W. (1994): *The poetics of mind. Figurative thought, language, and understanding*. Cambridge.
- Goffman, Erving (1981): *Footing*. In: Goffman, Erving: *Forms of talk*. Oxford, S. 124–159.
- Goodwin, Charles (2000): Action and embodiment within situated human interaction. In: *Journal of Pragmatics* 32, S. 1489–1522.
- Goodwin, Charles/Goodwin, Marjorie H. (2004): *Participation*. In: Duranti, Alessandro (Hg.): *A companion to linguistic anthropology*. (= Blackwell Companions to Anthropology 1). Malden, MA u.a., S. 222–244.
- Goodwin, Charles (2007): *Interactive footing*. In: Holt, Elizabeth/Clift, Rebecca (Hg.): *Reporting talk: Reported speech in interaction*. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 24). Cambridge u.a., S. 16–46.
- Grice, Herbert Paul (1975): *Logic and conversation*. In: Cole/Morgan (Hg.), S. 41–58.
- Gundel, Jeanette K. (2012): *Pragmatics and information structure*. In: Allan/Jaszczolt (Hg.), S. 585–598.
- Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (1994): ‚Forms are the food of faith‘. *Gattungen als Muster kommunikativen Handelns*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4, S. 693–723.
- Hanna, Joy E./Brennan, Susan E. (2007): *Speakers’ eye gaze disambiguates referring expressions early during face-to-face conversation*. In: *Journal of Memory and Language* 57, S. 596–615.
- Heath, Christian/Hindmarsh, Jon (2000): *Configuring action in objects: From mutual space to media space*. In: *Mind, Culture, and Activity* 7, S. 81–104.
- Heritage, John (1984): *Garfinkel and ethnomethodology*. (= Social and political theory from Polity Press). Oxford.
- Heritage, John/Clayman, Steven (2010): *Talk in action. Interactions, identities, and institutions*. New York.
- Hindmarsh Jon/Pilnick, Alison (2002): *The tacit order of teamwork: Collaboration and embodied conduct in anesthesia*. In: *Sociological Quarterly* 43, S. 139–164.
- Holly, Werner (2001): *Einführung in die Pragmalinguistik*. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und Deutsch als Fremdsprache, Teilbereich Germanistik, Germanistische Fernstudieneinheit 3). Berlin u.a.
- Horn, Laurence R./Ward, Gregory (Hg.) (2004): *The handbook of pragmatics*. (= Blackwell Handbooks in Linguistics 16). Malden, MA u.a.
- Huang, Yan (2007): *Pragmatics*. (= Oxford Textbooks in Linguistics). Oxford u.a.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin.
- Husserl, Edmund (1980): *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*. Tübingen. [Unveränderter Nachdruck d. Ausg. Halle 1928.]
- Isaacs, Ellen A./Clark, Herbert H. (1987): *References in conversation between experts and novices*. In: *Journal of Experimental Psychology: General* 116, S. 26–37.
- Kendon, Adam (1990): *Conducting interaction: Patterns of behavior in focused encounters*. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 7). Cambridge u.a.
- Levinson, Stephen C. (1988): *Putting linguistics on a proper footing: Explorations in Goffman’s concepts of participation*. In: Drew, Paul/Wootton, Anthony (Hg.): *Erving Goffman: Exploring the interaction order*. Cambridge, S. 161–227.

- Levinson, Stephen C. (1983): *Pragmatics*. (= Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge/New York.
- Levinson, Stephen C. (2000): *Presumptive meanings. The theory of generalized conversational implicature*. (= Language, Speech, and Communication). Cambridge, MA u.a.
- Levinson, Stephen C. (2013): *Action formation and ascription*. In: Sidnell, Jack/Stivers, Tanya (Hg.): *The handbook of conversation analysis*. (= Blackwell Handbooks in Linguistics). Malden, MA, S. 103–130.
- Mead, George Herbert (1968 [1934]): *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt a.M.
- Meibauer, Jörg (2001): *Pragmatik. Eine Einführung*. 2., verb. Aufl. (= Stauffenburg-Einführungen 12). Tübingen.
- Meibauer, Jörg (2012): *What is a context? Theoretical and empirical evidence*. In: Finkbeiner, Rita/Meibauer, Jörg/Schumacher, Petra B. (Hg.): *What is a context? Linguistic approaches and challenges*. (= Linguistik aktuell 196). Amsterdam/Philadelphia, S. 9–32.
- Meibauer, Jörg/Steinbach, Markus (Hg.) (2011): *Experimental pragmatics/semantics*. (= Linguistik aktuell 175). Amsterdam.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966 [1945]): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin.
- Mey, Jacob L. (1993): *Pragmatics. An introduction*. Oxford u.a.
- Morris, Charles W. (1938): *Foundations of the theory of signs*. (= International Encyclopedia of Unified Science 1,2). Chicago.
- Noveck, Ira A./Posada, Andres (2003): *Characterizing the time course of an implicature: An evoked potentials study*. In: *Brain and Language* 85, S. 203–210.
- Noveck, Ira A./Sperber, Dan (Hg.) (2004): *Experimental pragmatics*. (= Palgrave Studies in Pragmatics, Language, and Cognition). New York.
- Psathas, George (1995): *Conversation analysis. The study of talk-in-interaction*. (= Qualitative Research Methods 35). Thousand Oaks u.a.
- Robinson, Douglas (2006): *Introducing performative pragmatics*. New York u.a.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail (1974): *A simplest systematics for the organization of turn-taking in conversation*. In: *Language* 50, S. 696–735.
- Saussure, Louis de (2012): *Temporal reference in discourse*. In: Allan/Jaszczolt (Hg.), S. 423–446.
- Schegloff, Emanuel A. (2007): *Sequence organization in interaction*. (= A Primer in Conversation Analysis 1). Cambridge u.a.
- Schegloff, Emanuel A. (1992): *Repair after next turn: The last structurally provided defense of intersubjectivity in conversation*. In: *American Journal of Sociology* 97, S. 1295–1345.
- Schmitt, Reinhold (2013): *Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion*. (= Studien zur Deutschen Sprache 64). Tübingen.
- Schmitt, Reinhold (Hg.) (2007): *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*. (= Studien zur Deutschen Sprache 38). Tübingen.
- Schmitt, Reinhold/Deppermann, Arnulf (2007): *Monitoring und Koordination als Voraussetzungen der multimodalen Konstitution von Interaktionsräumen*. In: Schmitt (Hg.), S. 95–128.
- Searle, John R. (1975): *Indirect speech acts*. In: Cole/Morgan (Hg.), S. 59–82.
- Searle, John R. (1995): *The construction of social reality*. New York.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995): *Relevance: Communication and cognition*. 2. Aufl. Oxford u.a.
- Streeck, Jürgen/Goodwin, Charles/LeBaron, Curtis D. (Hg.) (2011): *Embodied interaction: Language and body in the material world*. Cambridge.

- Suchman, Lucy (2007): *Human-machine reconfigurations: Plans and situated actions*. 2. Aufl. Cambridge u.a.
- Thomas, Jenny (1995): *Meaning in interaction. An introduction to pragmatics*. (= *Learning about Language*). London u.a.
- Tomasello, Michael et al. (2005): *Understanding and sharing intentions: The origins of cultural cognition*. In: *Behavioral and Brain Sciences* 28, S. 675–691.
- Verschueren, Jef (1999): *Understanding pragmatics*. (= *Understanding Language Series*). London u.a.
- Verschueren, Jef/Östman, Jan-Ola (Hg.) (2009): *Key notions for pragmatics*. (= *Handbook of Pragmatics Highlights 1*). Amsterdam/Philadelphia.
- Weber, Max (2001 [1922]): *Gesamtausgabe*. Bd. 22.1: *Wirtschaft und Gesellschaft: die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte*. Tübingen. [Originalausg. Tübingen 1922.]

Helen Christen (Freiburg/Schweiz)

Die Dialektologie und ihre (neuen) Räume

Abstract: Der Beitrag beleuchtet unterschiedliche Raumkonzeptionen, welche die Dialektologie als „Raumlinguistik“ im letzten halben Jahrhundert geprägt haben. So spielt Raum als physisch-materieller Erdraum in der Dialektologie nach wie vor eine zentrale Rolle und wird als Bedingungsrahmen für die diatopische Sprachvarianz verstanden. Räume gänzlich anderer Natur sind Räume, die aus dialektgeografischen Abstraktionsprozessen resultieren und sich aus Verteilungen sprachlicher Grössen im physisch-materiellen Raum ergeben. Zur ausser-sprachlichen Erklärung diatopischer Variation werden solche sprachräumlichen Verteilungen mit erdräumlichen Gegebenheiten, mit politischen Territorien oder kulturräumlichen Verteilungen abgeglichen. Wegen der Beliebigkeit der für den Abgleich ausgewählten dialektalen Variablen ist dieses Vorgehen lange Zeit etwas in Verruf geraten, wird heute jedoch mit dialektometrischen Verfahren dem willkürlichen Zugriff entzogen und neu lanciert.

Raum als immaterielle Ordnungsstruktur wird – nicht nur in der Linguistik – als probates Instrument genutzt, um Gedachtes metaphorisch zu ordnen. Insbesondere die Sozio- oder kommunikative Dialektologie, die seit ein paar Jahrzehnten die monodimensionale Grundmundarten-Dialektologie aufbricht, hat mit Konzepten wie „Variantenraum“ oder „sozialer Raum“ ihren Gegenstandsbereich fass- und messbar gemacht.

Seit einiger Zeit erfährt der „erlebte Raum“ im Rahmen der sogenannten Wahrnehmungsdialektologie lebhaften Zuspruch. Diese dialektologische Ausrichtung erkundet die sprachraumbezogenen Alltagskonzepte und die Perzeption sprachlicher Grössen und verspricht sich davon u.a. Aufschluss darüber, ob sprachräumliche Vorstellungen als Steuerungsgrössen für dialektale Stabilität oder dialektalen Wandel veranschlagt werden können. An Beispielen aus einem laufenden Forschungsprojekt, das sich mit einer Region in der Innerschweiz befasst, werden ethnodialektale Raumvorstellungen präsentiert und zu objektiven Sprachbefunden in Bezug gesetzt.

1 Einleitung

Seit der Begründung des Instituts für Deutsche Sprache im Jahre 1964 hat die Dialektologie, die sich „als diatopische Linguistik mit geographisch-räumlichen Sprachbefunden [befasst]“ (Löffler 2003, S. XI), ihre Beschäftigung mit diatopi-

scher Sprachvariation einerseits auf den bereits erfolgreich etablierten Pfaden fortgeführt, andererseits setzt sie mittlerweile auch neue Akzente oder nutzt für die Datengewinnung die neuesten technischen Errungenschaften.¹ Ein Abgleich der dialektologischen Publikationen von 1964 – dem Gründungsjahr des IDS also – mit jenen von 2012, wie sie in der Marburger Bibliographie GOBA online greifbar sind,² zeigt nicht nur, dass heute erwartungsgemäss mehr Titel pro Erscheinungsjahr ausgewiesen werden (1964: 127 Titel; 2012: 155 Titel), sondern mindestens so auffällig sind die thematischen Verschiebungen in diesen beiden Vergleichsjahren. Während 1964 Charakterisierungen einzelner Dialekte und phonetisch-phonologische Untersuchungen viel wissenschaftlichen Zuspruch hatten, befassen sich zeitnahe Publikationen häufig mit horizontalen Kontaktphänomenen, mit dem Dialekt/Standard-Spektrum; insbesondere gewinnen die „Kommunikative Dialektologie“ und die „Wahrnehmungsdialektologie“ an Attraktivität. Diese Verschiebungen sind Ausdruck davon, dass die diatopische Linguistik in den letzten Jahrzehnten ‚neue‘ Räume für sich entdeckt hat, die Thema der nachfolgenden Ausführungen sein sollen.

Die Dimension Raum erfährt in den letzten Jahren ganz generell ein zunehmendes Interesse, so dass in den Kulturwissenschaften mittlerweile gar von einem *spatial turn* die Rede ist und Raum zu einer Analysekategorie wird (siehe Löw 2001; Bachmann-Medick 2009). So wird auch in der Interaktionsforschung der Raum nicht länger als blosser Teil des situativen Rahmens verstanden, sondern die „enge Bindung zwischen Raum und Interaktion“ (Hausendorf 2012, S. 65) betont und Räumlichkeit als relevante Dimension beispielsweise in *face-to-face*-Konstellationen herausgestrichen, wo „participants constantly rearrange, alter, modify the positioning of their bodies in space, and [...] these rearrangement are sensitive to the specific actions they accomplish“ (Stefani/Gazin/Tica 2012, S. 3).

Auch die Dialektologie entwickelt seit geraumer Zeit eine erhöhte Sensibilität für ihren Schlüsselbegriff Raum, was ein Vergleich der zwei Auflagen der Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK), die als eine Art von disziplinären Wegmarken gelten können, besonders deutlich macht. Im Handbuch Dialektologie (Besch et al. (Hg.) 1982/1983), als allererster Band der renom-

1 Exemplarisch sei herausgegriffen, dass die Frage nach einer Unterscheidung von Makro- und Mikrovariation die Dialekte mit ihren nur geringfügigen Unterschieden neuerdings zu idealen Untersuchungsobjekten einer universalgrammatisch ausgerichteten „Dialektologie in neuem Gewand“ (Abraham/Leiss 2013) macht oder dass Daten neuerdings mit Hilfe von Mobiltelefonen erhoben werden können (Hove et al. i.Dr.).

2 Siehe www.regionalsprache.de/GOBA/Katalog.aspx (Stand 15.12.2013).

mierten HSK-Reihe lanciert, gibt es keinen einzigen Artikel, der die für die germanistische Dialektologie konstitutive Grösse Raum prominent thematisieren würde. Bremer (1983, S. 1599) moniert zwar in seinem – in diesem Handbuch peripher platzierten – Artikel zu Dialekt und Raumplanung,

daß es bis heute keine grundlegende Darstellung einer Raumtheorie in der Dialektologie resp. Sprachtheorie gibt, daß weder die Entwicklung eines eigenen Raumbegriffes noch die Rezeption der wichtigsten Raumauffassungen in der Geschichte des wissenschaftlichen Denkens in dem einer Raumwissenschaft angemessenen Maße beobachtbar sind.

Erst in der Nachfolgepublikation des HSK-Bandes, nun mit dem bezeichnenden Titel „Language and Space“ (Auer/Schmidt (Hg.) 2010), sollte Raum jedoch zu einem zentralen Thema werden, etwa mit vier prominent an den Anfang gestellten Artikeln zu geografischen, sozialen, politischen und transnationalen Räumen. Der aus zwei Teilbänden bestehende zweite Band ist vollumfänglich dem Sprachkartieren gewidmet (Lameli/Kehrein/Rabanus (Hg.) 2010), während es im älteren Handbuch dazu nur einige wenige Artikel gab. Bezeichnenderweise ist der erstplatzierte Artikel dieses zweiten Bandes für einen Abriss über die Philosophie bestimmt, die sich seit jeher mit Zeit und Raum auseinandersetzt.

Der Raum, die Räumlichkeit als konstitutive Dimension der linguistischen Subdisziplin Dialektologie soll nun auch im Fokus der nachfolgenden Ausführungen stehen, die nachzeichnen, welche Art von Räumen in der diatopischen Linguistik der letzten fünfzig Jahre überhaupt eine Rolle gespielt haben, um schliesslich an Hand eines laufenden Forschungsprojekts auf die ‚neuen‘ Räume, nämlich auf die Wahrnehmungsräume einzugehen.

2 Der Raum als absolut gesetzte physisch-materielle Wirklichkeit

In der Dialektologie spielt Raum als absolut gesetzte physisch-materielle Wirklichkeit, als dreidimensionaler Erdraum, oft als geografischer Raum bezeichnet, von den Anfängen der Disziplin bis heute eine herausragende Rolle (zu Raum als Gebiet der Erdoberfläche siehe Weichhart 2008, S. 76 f.). Der Mensch, so die Vorstellung, ist durch seine Körperlichkeit an diesen Erdraum gebunden, mit der Folge, dass die häufigsten *face-to-face*-Begegnungen zwischen Menschen stattfinden können, die sich räumlich nah sind. In traditionellen Gesellschaften sind dies Ortsgemeinschaften, bei denen die Dialektologie mit homogenisierenden sprachlichen Feinabstimmungen in Form von Mikro- und Mesosynchronisierung

gen rechnet (siehe Schmidt/Herrgen 2011, S. 28–30). Die sprachlichen Gegebenheiten solcher Gemeinschaften wurden und werden dialektografisch zum Beispiel in Ortsgrammatiken beschrieben, wogegen die Ort-zu-Ort-Unterschiede die Dialektgeografie begründen, die bis heute floriert und aktuell etwa mit Atlanten zur früher wenig beachteten Syntaxgeografie befasst ist. Der materielle Erdrum wird damit als erklärende Grösse für räumliche Sprachunterschiede geltend gemacht, sei es aufgrund seiner Ausdehnung, sei es durch seine materielle Ausstattung mit begegnungshinderlichen Seen, Flüssen, Gebirgen oder begegnungsförderlichen offenen Landschaften.

Der Schritt von sprachlich kommunizierenden, in situativen Zusammenhängen agierenden Menschen, zu Sprache als einem Ortsattribut, wie sie uns in sprachgeografischen Untersuchungen entgegentritt, ist mit einer massiven Reduktion komplexer Sachverhalte verbunden.³ In allen örtlichen Gemeinschaften, seien sie noch so archaisch, gibt es Sprecherinnen und Sprecher mit unterschiedlichem räumlich-kommunikativem Bewegungsradius, und es gibt überall zumindest geringfügige soziale und situative Unterschiede, die mit Sprachvariation einhergehen und die Homogenität des Ortsdialekts als Konstrukt erscheinen lassen. Dass folglich der sprachliche Gesamthaushalt eines Ortes mit jenem anderer, vieler anderer Orte abzugleichen wäre, ist allerdings ein Anspruch, den die Dialektgeografie nicht zu leisten vermag. Sie hat mit ihrem Basisdialekt- resp. Grundmundarten-Konzept jedoch einen gangbaren Weg gefunden, um jene Variationsschicht herauszuschälen, die sich durch maximale Ortsüblichkeit und maximale historische Tiefe auszeichnet. Die idealtypischen Sprecher, die diesen Basisdialekt garantieren, werden durch ihr Anforderungsprofil *Non mobile Old Rural Male* (NORM) als weitgehend immobile Ingredienzien der materiellen Welt aufgefasst. Letztlich kann diese massive Reduktion der komplexen Wirklichkeit als bis heute erfolgreiches methodisches Vorgehen betrachtet werden, dem wir die grundlegende Kenntnis jener arealen Variation verdanken, die als sogenannte „monodimensionale Diatopik“ (Herrgen 1994, S. 131) von sozialen und situativen Dimensionen absieht und uns etwa in kartografisch aufbereiteter Form entgegentritt.

³ Auer (2013, S. 10) fordert jüngst, „that the speaker needs to be brought (back) into research on language and space in order to make geo-linguistics better equipped to deal with the challenges of contemporary societies“. Dieses „bringing in the speaker“ soll die fundamentalen Prozesse in den Mittelpunkt rücken „by which speakers produce linguistic signs that have an indexical value which can be interpreted in geographical terms, and the processes by which the recipient of these linguistic signs interprets them as an index or a certain place or space“.

3 Raum als Verteilungen sprachlicher Grössen im physisch-materiellen Raum

Die monodimensionale Diatopik hält einerseits soziale und situative Aspekte der Sprachproduktion konstant und sie verwandelt andererseits menschliche Sprachhandlungen in Attribute von Ortspunkten oder von Gemeinden. Die spezifischen Verteilungen solcher Ortsattribute ergeben im physisch-materiellen Raum räumliche Formationen. Bei diesen Verteilungen handelt es sich nicht um erdräumliche Ausschnitte, nicht um Dinge, sondern um Konfiguriertheiten, wie sie die Dialektologie als Resultat ihrer sprachgeografischen Bemühungen vorzuweisen pflegt. Dass es sich hier um räumliche Verteilungen handelt, wird durch kartografische Visualisierungen mittels Punkttext- oder Punktsymbolkarten besonders augenfällig (siehe z.B. Kartiermethode des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)). Wenn die Dialektologie diese Verteilungen allerdings als Flächen mit Begrenzungen darstellt, dann lässt sie die räumlichen Verteilungen wie erdräumliche Ausschnitte erscheinen und begünstigt eine Lesart, wonach sprachliche Phänomene über ein quasi verdinglichtes Areal verfügen würden und fest mit einem Erdraumausschnitt mit einer Ausdehnung und einer Umgrenzung verbunden wären.⁴

Dass räumliche Verteilungen sprachlicher Grössen so sind wie sie sind, wurde und wird in der Dialektologie in einen erklärenden Zusammenhang gebracht mit den Lagequalitäten anderer Phänomene, die man für plausible sprachliche Steuerungsgrössen erachtet: Es sind dies neben den bereits erwähnten Bestandteilen des physisch-materiellen Raumes politische Territorien als definierte Erdraumausschnitte oder räumliche Verteilungen sozialer oder kultureller Phänomene. Ausserdem können die räumlichen Konfigurationen verschiedener sprachlicher Grössen aufeinander bezogen werden und dann innerlinguistischen Erklärungen der Befunde dienen, wofür Moulton (1961) den Begriff der „inneren Kausalität“ geprägt hat. Vor allem können übereinstimmende Verteilungen verschiedener dialektaler Varianten aber auch für innersprachlich fundierte Dialekteinteilungen genutzt werden, wie dies beispielsweise Wiesinger (1983) für die Bündelung der arealen Variation in systemisch begründete Dialektverbände tut.

⁴ Ihrer Anschaulichkeit wegen erfreuen sich Flächenkarten vor allem in populärwissenschaftlichen Dialektatlanten, wie sie in den letzten Jahren verschiedentlich entstanden sind, grosser Beliebtheit, dies allerdings mit dem Preis, komplexitätsreduzierenden Hypostasierungen Vorschub zu leisten (siehe z.B. Flächenkarten des Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz auf www.ofv.ch/index.php?action=titel_detail&id=100482#downloads, Stand 15.4.2014).

Die Erklärungen räumlicher Verbreitungen sprachlicher Grössen mit politischen Territorien und kulturgeografischen Räumlichkeiten sind in den letzten fünfzig Jahren vorerst etwas in Verruf geraten, da ihnen angesichts „der Vielzahl von Isoglossen und Grenzen, die aufeinander bezogen werden können, immer etwas Beliebiges“ (Haas 2011, S. 12) anhaftet. Mit den Möglichkeiten moderner Rechner, wie sie im letzten halben Jahrhundert Einzug in die Wissenschaft gehalten haben, kann diese Beliebigkeit jedoch beträchtlich gemildert werden. Die Abgleiche zwischen sprachräumlichen und anderen räumlichen Phänomenen muss nicht mehr auf einigen wenigen Merkmalen beruhen, sondern heute können grosse Datenmengen verarbeitet werden. So besteht ein Gewinn des Dialektometrie-Projekts von Elspaß/König u.a. darin, dass „etwa die Bedeutung außersprachlicher Faktoren, wie etwa Besiedlungsstruktur oder Geländetypologie, durch den automatischen Abgleich mit einer großen Zahl von Flächenkarten auf den Prüfstand gestellt werden [kann]“.⁵ Auch Glaser (2013, S. 209) sieht im Hinblick auf die Auswertung morphosyntaktischer Daten den Nutzen qualitativ ausgerichteter dialektometrischer Verfahren, die quantitative Evidenzen für innersprachliche Zusammenhänge erbringen können: „Clusters of maps with similar spatial structure may be analyzed with respect to similarities of the grammatical features involved.“ Ebenso können Wabenkarten in der bewährten Machart Carl Haags von grossen Datenmengen profitieren, deren Aussagekraft dadurch deutlich erhöht wird.⁶ Wabenkarten, welche die Quantitäten der von Ort-zu-Ort-Unterschiede berechnen und visualisieren, können heute ergänzt werden um Berechnungen, bei denen das ganze Variantenaggregat eines einzelnen Ortspunktes in den Blick kommt. So lassen sich die Variantenaggregate, die für einzelne Ortspunkte ausgewiesen werden, quantitativ aufeinander beziehen und mit Hilfe von Karten darstellen. Die räumlichen Formationen, die sich hier zeigen, stehen für unterschiedliche Ausmasse von quantifizierten Ähnlichkeiten ganzer Variantenaggregate, in Abbildung 1 etwa in Bezug auf den Ortspunkt Engelberg (in Abb. 1 weiss ausgespart).

Dass die Räumlichkeiten, die hier entstehen, keine absoluten, sondern relative Grössen sind, die sich aus den Lageverhältnissen von unterschiedlichen Ähnlichkeitsmassen ergeben, zeigt sich daran, dass für jeden Bezugspunkt ein verändertes Bild entsteht.

⁵ Siehe http://fodok.uni-salzburg.at/pls/portal/nav.show?x=&format=full_projekt&object=69574&lang=158 (Stand 15.4.2014). An dieser Stelle sei Yves Scherrer sehr herzlich gedankt für die Bereitstellung der Abbildungen 1, 5 und 7.

⁶ Scherrer/Goebel können beispielsweise auf der Basis von 216 ausgewählten Variablen des SDS aufzeigen, dass in der südlich-alpinen Deutschschweiz im Gegensatz zum nördlichen Mittelland sehr viele von Ort-zu-Ort-Unterschiede bestehen, siehe <http://latntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/isogloss.de.html> (Stand 15.4.2014).

SDS

(1962-1997)

Y. Scherrer, H. Goebel, B. Castellazzi, P. Smečka
2012-2014

Abb. 1: Quantitative Ähnlichkeiten zum Ortspunkt Engelberg⁷

Viele der jüngst erschienenen dialektologischen Arbeiten nutzen dialektometrische Verfahren als Instrumente zur Aufdeckung von „Strukturen im Sprachraum“ (Lameli 2013). So kann etwa Streck (2012, S. 434) mit seinen Clusteranalysen überzeugend aufdecken, dass sich Baden und Württemberg als ehemalige politische Territorien „im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung festgesetzt haben“ und als mentale Konzepte für die Sprachproduktion weiterhin relevant geblieben sind. Lameli gelingt es, reale raumbezogene Handlungsweisen mit sprachräumlicher Variation in Beziehung zu bringen. Die über die aktuelle Migration fassbaren Raumhandlungen zeigen nämlich Koinzidenz mit sprachräumlichen Strukturen, die dann „zugleich Spiegelbild einer kognitivierten kulturräumlichen, d.h. einer sozialen Barriere“ (Lameli 2013, S. 290) sind und zu einem Spiegel kultureller Identität werden.

⁷ Siehe <http://latntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/similarity.de.html> (Stand 15.4.2014); Verrechnung und Visualisierung der Ähnlichkeit in vier Intervallen (dunkel: grosse Ähnlichkeit; hell: geringe Ähnlichkeit).

4 Raum als wissenschaftliches Erfassungs- und Darstellungsinstrument

Im letzten halben Jahrhundert – dies im Gleichschritt mit sozio- und pragmalinguistischen Strömungen in der Linguistik – wird die Basisdialekt-NORM-Dialektologie vermehrt aufgebrochen, u.a. dadurch, dass gezielt räumlich bewegliche Menschen in den Blick genommen werden, wie dies beispielsweise Wolfensberger (1967) mit den Kategorien der Zugezogenen und Ortsansässigen, Jakob (1985) mit Sprechern mit unterschiedlichen Kommunikationsradien getan hat. Auf sprachlicher Seite kommt damit ein sprachliches Variantenspektrum in den Blick, auf der Sprecherseite ein sozial-situatives Spektrum. Für die Erfassung resp. Verbalisierung beider Bereiche haben sich Raumkonzepte etabliert. Das Standardsprache-Dialekt-Spektrum wird mit Fachtermini wie „Schicht“, „Schichtung“ (Macha 1991, S. 8) oder „Sprechlage“ (Kehrein 2012; Lenz 2003; Schmidt 2005) begrifflich gefasst; die einem individuellen Sprecher zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel werden z.B. als „Varianz- oder Möglichkeitsraum“ (Macha 1991, S. 5) bezeichnet.

Die Räume, die hier ins Spiel kommen, sind immaterielle logische Ordnungsstrukturen, die als Metaphern in den Erfahrungsbereich Sprache übertragen werden. Dass die Sprache selbst als Raum konzeptualisiert wird, ist ab den 1970er Jahren vor allem auch durch Coseriu befördert worden, der von Leiv Flydal eine räumlich geprägte Terminologie für seine Beschreibung der sogenannten „Architektur“ der Sprache übernimmt (vgl. Coseriu 1988). Hat Sprache eine – metaphorische – Architektur, lässt sie eine Vermessung zu und die einzelnen sprachlichen Raumelemente haben Lagequalitäten im n-dimensionalen Raum. Ein räumliches Oben und Unten ist insbesondere für die Konzeptualisierung der Dialekt/Standard-Variation gängig geworden: Diese Vertikalität macht sich etwa bei den Begriffen „tiefster Dialekt“, „Grundmundart“, „Basisdialekt“ bemerkbar, die den Dialekt unten (und die Standardsprache oben) verorten (siehe auch Titelei „Zur linguistischen Struktur der Vertikale“, Kehrein 2012). Diese sogenannten Orientierungsmetaphern erscheinen uns deshalb natürlich, weil sie „eine Grundlage in unserer physischen und kulturellen Erfahrung“ (Lakoff/Johnson 1997, S. 22) haben. Sie werden auf viele Bereiche übertragen (z.B. gut ist oben, schlecht ist unten) und dienen nicht nur der Konzeptualisierung von Sprache, werden doch auch die Sprecherinnen und Sprecher als soziale Wesen in einem sozialen Raum begriffen: Bellmann (1994, S. 165) schreibt vom „Bild von sozialem Oben und Unten“, Elspaß (2005) – allerdings im Zusammenhang mit der Standardsprache – von einer „Sprachgeschichte von unten“. Dieser metaphorische soziale Raum hat in der Dialektologie oder genauer: der Soziodialektologie der letzten fünfzig Jahre zunehmend an Bedeutung gewonnen. So bezeichnet Mattheier (1980, S. 17) „die gesellschaftliche

und die situative Gliederung von dialektalen Sprachgemeinschaften“ als Hauptthema seiner wegweisenden Monographie „Pragmatik und Soziologie der Dialekte“. Um den Zusammenhang zwischen Sprache und den gesellschaftlich-situativen Gliederungen aufzudecken, ist allerdings ein erheblicher Forschungsaufwand zu veranschlagen. Die sozio- und pragmlinguistisch interessierte Dialektologie musste und muss denn auch notgedrungen die geografische Dimension zurückstellen und sich auf die Untersuchungen einer oder weniger örtlicher Sprechergemeinschaften beschränken: statt monodimensionaler Diatopik multidimensionale Syntopik (Herrgen 1994, S. 131). Das Erp-Projekt sowie die Stadtsprachenprojekte in Berlin, Mannheim und Basel waren multidimensional angelegt, verstanden sich jedoch weniger dialektologisch, als vielmehr soziodialektologisch oder gar soziolinguistisch, da der Fokus nicht mehr auf die diatopische, sondern auf die diastratisch-diaphasische Variation gerichtet war. Was sich allerdings in Stadtsprachenprojekten als soziolinguistische Variation manifestiert, hat nicht selten doch eine geografische Dimension. So ist mit Britain (2010, S. 74) – konstatierend, dass „the urban turn in dialectology represented an anti-spatial turn too“ – zu bedenken, dass „cities themselves have internal geographies“. Bei näherem Besehen ist die intraurbane Sprachvariation, wie sie sich in Mannheim oder Berlin als soziale Variation zeigt, über ihre Bewohner an Stadtteile wie Vogelstang oder Neckarau in Mannheim, wie Zehlendorf oder Wedding in Berlin gebunden.

Den bedauerlichen Abstrichen in Bezug auf den geografischen Raum, welche die Erforschung des sozial-situativen, metaphorischen Raums und des Dialekt/Standard-Spektrums mit sich bringt, wird heute mit Grossprojekten begegnet: Das von Marburg aus lancierte, langjährig ausgelegte REDE-Projekt kann Einblicke in eine mehrdimensionale Diatopik in Aussicht stellen, wird doch das Ziel formuliert, das „sprechsprachliche Gesamtsystem einer Kultursprache linguistisch vollständig erschließen und in seiner vertikalen, räumlichen und zeitlichen Dimension umfassend dokumentieren“⁸ zu wollen.

5 Der erlebte Raum

Mit der sogenannten Wahrnehmungsdialektologie – es gibt dazu Konkurrenz-begriffe wie u.a. Laiendialektologie, Ethnolinguistik oder Hörerdialektologie⁹ –

⁸ www.regionalsprache.de/projektbeschreibung.aspx (Stand 15.4.2014).

⁹ Der Terminus „Wahrnehmungsdialektologie“ ist insofern nicht ganz befriedigend, als er die Gefahr birgt, dass das Determinans eng i.S.v. Sinneswahrnehmung verstanden werden könnte

kommt ein weiterer Raumtypus in den Fokus der Dialektologie, nämlich der erlebte Raum als Raum, wie er dem Menschen als „Inbegriff faktischer Realität“ (Weichhart 2008, S. 82) erscheint. Dieser erlebte Raum steht mit dem Raum als physisch-materiell konzipierter Grösse insofern in enger Verflechtung, als immer ein konkreter Erdrarmausschnitt betroffen ist, der jedoch „die integrale ‚Wirklichkeit‘ der Aussenwelt [repräsentiert]“ und

von der Wahrnehmung her ein ganzheitliches Amalgam, in dem Elemente der Natur und der materiellen Kultur, Berge, Seen, Wälder, Menschen, Baulichkeiten, Siedlungen, Sprache, Sitten und Gebräuche sowie das Gefüge sozialer Interaktionen zu einer räumlich strukturierten Erlebnisgesamtheit, zu einem kognitiven Gestaltkomplex verschmolzen sind.

Die Wahrnehmungsdialektologie befasst sich dabei mit einem spezifischen Ausschnitt des erlebten Raumes, nämlich mit dem sprachraumbezogenen Wissen von Laien, das neben räumlichen Informationen auch aus *beliefs* und *attitudes*, aus Eigenschaften, Merkmalen und Werturteilen besteht. Die Wahrnehmungsdialektologie interessiert sich dafür, wie im Alltag das Phänomen Sprache als raumgebundene Grösse konzeptualisiert wird, wie Räume als Sprachräume strukturiert werden, aber auch welche sprachlichen Merkmale oder Merkmalsbündel für solche Strukturierungen geltend gemacht werden und welche Merkmale zur räumlichen Zuweisung von perzipierter Sprache herangezogen werden. Dabei müssen

individuell psychologische Faktoren als die wesentliche Dimension für die Konzeptualisierung und mentale Organisation von Sprachraumwissen angenommen werden. Lebenswelten, auch sprachliche, sind immer individuell konstruiert, aber darin sozial bedingt. (Kehrein/Lameli/Purschke 2010, S. 377)

Was den Gewinn solcher Untersuchungen betrifft, so könnte man sich mit dem Erkenntnisgewinn für den „Dialekt als ‚kognitives‘ Phänomen“ (Anders 2010, S. 68) begnügen. Allerdings wird das Erkenntnispotenzial solcher wahrnehmungsdialektologischer Untersuchungen nun auch für die Sprachproduktion geltend gemacht, da „diese Konzeptualisierungen im Verdacht stehen, direkte Auswirkungen auf die Konstitution der sprachsystemischen Ebene zu haben“ (Lameli 2009, S. 127). Auch Auer (2004, S. 162) erwägt, dass es „der Raum als mentales Konstrukt [ist], der die Wahrnehmung sprachlicher Variabilität steuert und gegebenenfalls auch in der sprachlichen Produktion sprachlicher Grenzen (Isoglos-

(zur Modellierung von „Hörerurteilen“ im Schnittbereich von Perzeption und Kognition siehe Purschke 2011).

sen) bewahrt oder sogar aufbaut“. Die Ergänzung von Sprachproduktionsdaten um subjektive, sprachkonzeptionelle Daten aus der Hörerperspektive wird von Schmidt/Herrgen (2011) denn auch als Desiderat der Forschung dargestellt. Dieses „Reich der weißen Flecken“ (ebd., S. 241) wird jedoch zunehmend kleiner. Schon vor geraumer Zeit hat Kremer (1984) die „subjektiven Grenzen“ für die Erforschung des deutsch-niederländischen Grenzgebietes in den Blick genommen. Neuerdings manifestiert sich in grösseren und kleineren Forschungsvorhaben – zu denen sich auch das nachfolgend vorgestellte reiht – ein lebhaftes Interesse am sprachraumbezogenen Wissen von Laien.¹⁰

6 Das Projekt *Ländere*ⁿ

Aus dem Projekt „*Ländere*“: Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum“, das gegenwärtig – mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds – in Freiburg i.Ü. bearbeitet wird, sollen im Folgenden eine Auswahl an Daten präsentiert werden,¹¹ die illustrieren, wie laienlinguistische Dialektareale aussehen, welche Attribute Laien Spracharealen zuweisen und inwiefern sich Zusammenhänge zwischen sprachraumbezogenen Laienvorstellungen und der Sprachproduktion abzeichnen.

Im Projekt wird mit der Innerschweiz oder Urschweiz ein Raum angesprochen, der mit dem Gründungsmythos der Schweiz verknüpft ist und für das Selbstverständnis vieler Schweizerinnen und Schweizer eine Rolle spielt und damit als sogenannter *place* gelten kann i.S.v. „socially meaningful spaces that are relevant because of the activities taking place in them, the values ascribed to them, or the social conventions that are associated with them“ (Auer et al. 2013, S. 3). Das Augenmerk liegt auf dem Gebiet südlich des Vierwaldstättersees, das hauptsächlich aus den Halbkantonen Ob- und Nidwalden mit seinen knapp 80.000 Einwohnern besteht.¹² Herauszustellen ist, dass die Erfahrungen der Deutschschweize-

¹⁰ Siehe Bibliographie zur Wahrnehmungsdialektologie www.wahrnehmungsdialektologie.uni-kiel.de/bibliographie (Stand 15.4.2014), die im Rahmen des Kieler DFG-Projekts „Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien“ à jour gehalten wird.

¹¹ Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf den Befragungen von rund 30 Probandinnen und Probanden, was ca. die Hälfte des intendierten Datenmaterials erbringt.

¹² Die Befragung findet an den Ortschaften Hergiswil, Stans, Sarnen, Lungern, Melchtal, Engelberg, Emmetten und Seelisberg statt, die aus Gründen der Vergleichbarkeit allesamt zum Ortsnetz des SDS gehören. Befragt werden 60 ortsansässige Frauen und Männer im Alter zwischen vierzig und sechzig Jahren, die zwei unterschiedlichen Bildungsgruppen angehören. Mit verschiedenen Instrumenten ermitteln wir die sprachraumbezogenen Konzepte, die die Befrag-

rinnen und Deutschschweizer mit sprachlicher Variation gänzlich anders sind als in anderen deutschsprachigen Regionen. Der sozial und situativ weitgehend uneingeschränkte Dialektgebrauch führt unweigerlich zu einem vergleichsweise hohen Mass an ethnolinguistischem Wissen darüber, wie die Deutschschweizer unterschiedlicher räumlicher Herkunft sprechen. Zumindest ein Teil der Varianten sind somit keine Grössen, die blosser dialektgeografischer Linguisten-Befunde sind, sondern es handelt sich um Varianten im Sinne von Labovschen Markern (siehe Labov 1972), die im Alltag auf (sozial bewertete) Räume bezogen werden.

Was die wissenschaftliche Modellierung raumbezogener Vorstellungen betrifft, ist das Konzept der *mental map*, der „kognitiven Karte“, gängig geworden.¹³ Die kognitive Karte bezieht sich auf die mentale Repräsentation raumbezogener Wissensbestände, für deren Ermittlung sich das *draw a map*-Verfahren eingebürgert hat, bei dem die Probanden auf geografischen Karten räumliche Vorstellungen visualisieren. In der vorliegenden Untersuchung werden geografische Karten nach Kehrein/Lameli/Purschke (2010) als – je nach Kartentyp unterschiedlicher – Stimulus verstanden, um räumliche Vorstellungen für Forschungszwecke überhaupt kommunizierbar zu machen.

6.1 Laienlinguistische Dialektareale: Die konzeptuelle Zusammengehörigkeit der Urschweizer Ortspunkte/Dialekte

Um zu ermitteln, wie die Probanden die Deutschschweiz in Dialektgebiete aufteilen, werden sie aufgefordert auf einer relativ informationsarmen Karte der Deutschschweiz mit 50 regelmässig verteilten Ortspunkten jene Orte zu umkreisen, in denen ihrer Meinung nach ähnlich gesprochen wird (siehe Karte in Abb. 2

ten von der Deutschschweiz einerseits und ihrer nächsten Umgebung andererseits haben, und wir testen, wie Hörproben mit Räumlichkeiten in Verbindung gebracht werden und wie deren Ähnlichkeiten eingeschätzt werden. Eine objektsprachliche Befragung fehlt ebenso wenig, wie ein Einschätzungstest zur individuellen raumbezogenen Identität, der die emotionale Bindung an einen Ort oder eine Region als mutmassliche Einflussgrösse erfasst (zu raumbezogener Identität siehe Weichhart 1990).

13 Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, ob zur kognitiven Karte nur die rein räumliche Information oder aber auch die attributiven Zuschreibungen gehören sollen. Ausserdem wird *mental map* auch für materialisierte Darstellungen räumlicher Vorstellungen in Form von Karten verstanden, was mehr als unvorsichtig ist, da sie die Struktur räumlicher Vorstellungen mit realen geografischen Karten resp. mit der Fähigkeit, Räumliches in Karten zu visualisieren, gleichsetzt.

oder 3; Vorlage ohne Polygone). Die Gesamtberechnungen für die von den Probanden gewählten Ortsbündelungen stehen noch aus. Begnügt man sich mit einem vorläufigen Datenausschnitt, so zeichnen sich bereits dort interindividuell übereinstimmende Strukturierungen des Dialektareals ab. Nimmt man nämlich in den Blick, wie die Probandinnen und Probanden mit den sechs Ortspunkten Stans, Sarnen, Engelberg, Andermatt, Altdorf und Schwyz verfahren, die als materielle Substrate eines allfälligen Konzepts Urschweiz betrachtet werden, so wird deutlich, dass ungefähr 90% der Befragten dazu neigen, diese Orte mit einem oder mehreren anderen Urschweizer Orten zusammenzulegen. Die Abbildung 2 zeigt, wie der Ortspunkt Sarnen, die Abbildung 3 wie der Ortspunkt Altdorf mit anderen Orten zusammengelegt wird, nämlich keineswegs mit allen unmittelbaren Nachbarn (weder mit Linthal noch mit Langnau i.E.), sondern bevorzugt mit jenen, die zur Urschweiz gehören.¹⁴

Abb. 2: Das laienlinguistische Dialektareal zum Ortspunkt Sarnen¹⁵

¹⁴ Jene vier Befragten, die Sarnen mit Orten ausserhalb der Urschweiz zusammenlegen, wählen dafür Ortspunkte, die – zufällig? – zu den „Fünf Orten“ der alten Eidgenossenschaft gehören.

¹⁵ Die Dialektareale werden in Form von Polygonen dargestellt, die von den tatsächlichen Umkreisungen in den handgezeichneten Karten absehen und ausschliesslich wiedergeben sollen, welche Ortspunkte zusammengelegt wurden.

Abb. 3: Das laienlinguistische Dialektareal zum Ortspunkt Altdorf

Abb. 4: Die Urschweizer Orte beim Zusammenschluss von Deutschschweizer Orten zu sechs Dialektgebieten

In einem nachfolgenden Schritt werden die Probanden aufgefordert, die eingezeichneten Areale zu höchstens sechs Gebieten zusammenzufassen.¹⁶ Hier zeigt sich, dass über vier Fünftel der Befragten die sechs Urschweizer Orte nicht voneinander trennen und verschiedenen Gebieten zuordnen, sondern diese mit hoher Übereinstimmung in ein einziges Areal vereinen, das bei einzelnen Probanden aber durchaus mehr als nur die sechs Urschweizer Orte umfassen kann.

Was kann für diese interindividuell ähnliche sprachräumliche Strukturierung geltend gemacht werden, sprachliche oder aussersprachliche Sachverhalte? Hotzenköcherle (1984, S. 237) fasst seine vergebliche Suche nach dialektalen Merkmalen, die den Örtlichkeiten der Innerschweiz gemeinsam sind und gleichzeitig ausserhalb nicht vorkommen, wie folgt zusammen: „Es ist nicht zu leugnen: Die Frage nach der sprachgeografischen Wirklichkeit des Begriffs ‚Innerschweiz‘ erfüllt uns auch heute noch – beim Rückblick auf rund 1000 SDS-Karten – mit einiger Verlegenheit.“ Der Dialektologe Hotzenköcherle und der Alltagsmensch Hotzenköcherle liegen offenbar im Widerstreit: Für Hotzenköcherle scheint die Innerschweiz als Dialektraum erlebte Wirklichkeit zu sein, allein als Wissenschaftler vermag er ihn weder ab- noch einzugrenzen. Wenn man jedoch statt nach gemeinsamen Merkmalen nach Ähnlichkeiten ganzer Aggregate fragt, zeigt sich, dass bei der Bildung von neun nach innen und aussen optimierten dialektometrischen Clustern¹⁷ tatsächlich die Orte des interessierenden Raumes gebündelt werden (hellstes Areal).

Es scheint also durchaus eine „sprachgeografische Wirklichkeit“ zu geben, die diesen individuellen ethnolinguistischen Dialektarealen in etwa entspricht, von denen man freilich nicht wissen kann, ob sie sich der tatsächlichen individuellen Wahrnehmung verdanken oder aber zu den tradierten Wissensbeständen gehören, die auch ohne individuelle Erfahrung auskommen. Von den Auswertungen der flankierenden Perzeptionstests kann man sich eine Klärung dieser Frage erhoffen.

¹⁶ Dass man den Befragten hier etwas auferlegt, was sie ungefragt wohl niemals tun würden, und so allenfalls artifizielle Kategorien erhält, wird in Kauf genommen, um etwas darüber zu erfahren, welche (sprachlich oder aussersprachlich motivierten) Zusammengehörigkeiten höherer Ordnung ev. ad hoc erzeugt werden.

¹⁷ Zu den Möglichkeiten dialektometrischer Verfahren gehören auch die Verrechnungen der Datenaggregate zu Clustern, deren Varianz nach innen und nach aussen optimiert ist. Bei einer rechnerischen Aufteilung der SDS-Daten in zwei Cluster bestätigt sich etwa die schon von Hotzenköcherle (1961) aufgrund einiger weniger qualitativer Befunde vermutete West-/Ostgliederung der Deutschschweiz, hier aber basierend auf quantitativen Ähnlichkeitswerten (siehe <http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/cluster.de.html>, Stand 15.4.2014).

S D S

(1962-1997)

Abb. 5: Dialektometrische Varianzverrechnung zu neun Clustern¹⁸

6.2 Laienlinguistische Dialektareale: Attributive Komponenten

Nebst der räumlichen Ausbreitung der ethnolinguistischen Dialektareale interessieren die sprachlichen und aussersprachlichen Attribute, die zu den Arealen assoziiert werden. Zu diesem Zweck sollen die Probanden bestimmen, auf welchem der eingezeichneten und kommentierten Areale der am wenigsten ausgeprägte Dialekt gesprochen würde.

Bis auf zwei Probanden bezeichnen alle ein Areal ausserhalb ihres eigenen Dialektgebietes, d.h. der eigene Dialekt bildet in aller Regel nicht den neutralen Referenzpunkt, von dem sich die anderen Dialekte als ausgeprägtere Varietäten abheben würden, sondern die Verhältnisse werden quasi aus einer Aussenwarte beurteilt, die das Gesamt der Deutschschweizer Dialekte in den Blick nimmt. Dem Areal mit dem neutralsten Dialekt, das sich meistens nördlich vom Dialektgebiet der Befragten befindet und mit hoher Übereinstimmung Teile der Kantone Aargau, Zürich und Zug einschliesst, werden u.a. folgende Attribute zugeschrieben:

¹⁸ <http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/cluster.de.html> (Stand 15.4.2014).

Allerweltsdialekt, sehr verbreitet, viele Sprecher, städtischer Dialekt, so zwischendrin, in diesem Gebiet könnte ich niemanden zuordnen, ich weiss nicht, ob die einen richtigen Dialekt sprechen, eher ein neutraler Dialekt, abgeschliffener Promenaden-Dialekt, SRF-Aktuell-Dialekt, keine Merkmale, abgeschliffen, keiner stört sich dran, Universal-Schweizerdeutsch, banaler Dialekt, normales Deutsch, nichts Spezielles, fällt einem nicht stark auf, nicht diese urchige Sprache, Allgemeinsprache, versteht jeder, der gehobene Dialekt, haben das ü [...].

Abb. 6: Das laienlinguistische Areal mit dem neutralsten Dialekt

Das Areal, auf das diese Zuschreibungen bezogen werden, ist vergleichsweise dicht besiedelt und ein Grossteil der Deutschschweizer und damit der Dialekt-sprecher leben dort (siehe Zuschreibung „viele Sprecher“). Ist es also die schiere Auftretenshäufigkeit von Sprecherinnen und Sprechern aus dieser Gegend, die derartigen Attribuierungen Vorschub leistet? Die dialektometrisch verarbeiteten Daten des SDS lassen noch an eine weitere Erklärung denken. Die dialektome-trischen Mittelwertkarten, die darstellen, wie gross die durchschnittliche Ähn-lichkeit des Variantenaggregats eines Ortes mit den Variantenaggregaten aller anderen Orte beschaffen ist, zeigen, dass sich das Areal der dialektometrisch ‚durchschnittlichsten‘ Dialekte (dunkelstes Areal in Abb. 7) mit dem Laienareal der ‚neutralsten‘ Dialekte zur Deckung bringen lässt.

SDS

(1962-1997)

Abb. 7: Mittelwertkarte zu den durchschnittlichen dialektalen Übereinstimmungen eines Ortspunktes mit allen anderen Ortspunkten¹⁹

Die dialektometrischen Berechnungen erweisen sich also nicht als blosse Spielerei mit grossen Datenmengen, sondern sie scheinen in den ethnolinguistischen Sprachraumkonzepten gewissermassen über ein psychisch reales Korrelat zu verfügen.

6.3 Laienlinguistische Dialektareale: Struktur und Attribute des Nahraums

Eine Kleinraumkarte mit hoher Informationsdichte (siehe Abb. 7) animiert die Probanden dazu, ihre unmittelbare Lebensumgebung sprachräumlich zu gliedern, wobei sich unterschiedliche „Konzepttypen“ (siehe Kehrein/Lameli/Purschke 2010, S. 357) offenbaren. Sämtliche Probanden gehen einerseits von zahlreichen dialektalen Unterschieden auf diesem Areal aus, was sie aber andererseits nicht daran hindert, bei ihren Kommentierungen trotzdem Unterschiede geltend zu

¹⁹ Siehe <http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/parameter.de.html> (Stand 15.4.2014). Verrechnung und Visualisierung der Mittelwerte in vier Intervallen.

machen, die sie mit den Kantonen Ob- und Nidwalden in Verbindung zu bringen versuchen,²⁰ deren Gegensätzlichkeiten und Unverträglichkeiten gerne anekdotenreich herausgestrichen werden.²¹

Überdies gibt es Orte, die bei ausnahmslos allen Befragten als „besonders“ gelten, wie z.B. Engelberg. Mit unterschiedlichen zeichnerischen Mitteln wird auf den Karten visualisiert, dass der Dialekt von Engelberg sich von jenem der Umgebung abhebt (siehe Einkreisung des Ortes Engelberg in Abb. 8), was kaum der quantitativen Ähnlichkeit der Variantenaggregate geschuldet sein kann (siehe Abb. 1), sondern eher qualitativer Natur zu sein scheint (siehe unten).

Auch hier werden die besonderen politischen Verhältnisse als Begründungen herangezogen: Engelberg als (verhältnismässig ‚junge‘, zweihundertjährige) Obwaldner Exklave in Nidwalden, oder aber es wird den Engelbergern schlicht Eigenständigkeit zugesprochen, was die empirisch nur schwer zu beantwortende Frage formulieren lässt: „Is the knowledge about linguistic differences the basis for the classification of dialect areas, or do speakers conversely project certain features to the already identified areas?“ (Stoeckle 2012, S. 161).

Den Dialekträumen im Nahbereich werden in hoher interindividueller Übereinstimmung bestimmte sprachliche Merkmale zugeschrieben.²² Die meisten Pro-

20 Liegt zwischen zwei benachbarten Orten eine Kantonsgrenze, wie zwischen dem nidwaldnerischen Emmetten und dem ernerischen Seelisberg, so werden die mitgeteilten Unterschiede mit dieser politischen Grenze begründet. So wird über die Seelisberger gesagt, dass diese „schon den Urner drin haben, aber nicht den typischen Urner Dialekt“ sprechen würden. Verläuft keine Kantonsgrenze zwischen Orten, bei denen man Dialektunterschiede wahrzunehmen meint, dann wird einerseits mit den naturräumlichen Bedingungen und der damit verbundenen verkehrstechnischen Anbindung argumentiert, was beispielsweise wie folgt formuliert wird „je enger oder weiter oben das Tal, desto verrückter der Dialekt“ „richtiges Obwaldnerdeutsch beginnt erst in Giswil“. Von mehreren wird der Lopper, ein verkehrsbehindernder Felsvorsprung bei Hergiswil, als naturräumliche Ursache für dialektale Unterschiede geltend gemacht. Ausserdem sorgt in der Vorstellung vieler Probanden die lebensweltliche Ausrichtung der Bewohner hinsichtlich Schule, Arbeit, Freizeitgestaltung für dialektale Unterschiede.

21 Meistens sind die Kommentare zu diesen beiden Gebieten mit Anekdoten ausgeschmückt, die häufig um den „Verrat“ der Nidwaldner durch die Obwaldner kreisen. Die Nidwaldner (von den Obwaldnern als *Reissäckler*, *Feifleiber* oder *Neidwoudner* [sic!] bezeichnet) beschuldigen die Obwaldner (von den Nidwaldnern als *Tschifeler* oder neuer als *Tschifis* bezeichnet) des Verrats an die Franzosen im Jahre 1798. Obwohl diese Episode von den Probanden als vergangen betrachtet wird, wird sie ungefragt erzählt und wird zur Untermauerung der Gegensätzlichkeit herangezogen.

22 Mit Preston (2002, S. 50 f.) sind unterschiedliche Grade und Formen von *awareness* zu unterscheiden, bei der er folgende Dimensionen unterscheidet: *availability* (unterschiedliche Grade von Aufmerksamkeit), *accuracy* (unterschiedliche Kompetenzen, sprachliche Tatsachen darstellen zu können), *detail* (unterschiedliche Fokussierungen der Wahrnehmungen), *control* (unterschiedliche Kompetenzen, sprachliche Merkmale wiedergeben zu können).

banden verfügen über ein Set von Merkwörtern, die als leicht kommunizierbare Träger lautlicher Eigenheiten fungieren sowie von der Tradition eines bestehenden metadialektalen Diskurses zeugen und gleichzeitig als Aktivitäten betrachtet werden können, die zur Verfertigung von ethnolinguistischen Grössen wie Nidwaldner Deutsch beitragen können (sogenanntes *enregisterment*, siehe Johnstone/Andrus/Danielson 2006).

Abb. 8: Laienlinguistische Strukturierung des Nahraumes

Für die Räume, die als Areale mit Obwaldner, Nidwaldner und Engelberger Dialekt gelten, werden die folgenden Merkmale genannt:

Zu Engelberg werden die Zahlwörter *druì*, *fuif*, *nuin* (‘drei, fünf, neun’) assoziiert.

Als Unterschiede zwischen Obwalden und Nidwalden werden vornehmlich drei dialektale Variablen genannt:

- Die Diphthongierung von altlangem *î* resp. von vorgängig entrundetem langem *ü* in Wörtern wie *Eis*, *drei*, *fünf*, *neun*, wo für die Nidwaldner Diphthonge – *Eis*, *drei*, *feif*, *nein* –, für die Obwaldner dagegen Monophthonge – *Iis*, *drii*, *füf*, *niin* – geltend gemacht werden. Der (sehr flache) Nidwaldner Diphthong verfügt gar über eine konventionalisierte Orthographie als <ey>, wenn der

Dialekt verschriftlicht wird (siehe <Zeythuis> ‚Zeithaus‘, Name eines Jugendzentrums in Stans).

- Die Qualität des Primär- und Sekundärumlauts vor Nasal in Wörtern wie *Handschuhe*, *Hände*, *Hemd*, die von Nidwaldnern überoffen als *Häntsche*, *Händ*, *Hämmli*, von den Obwaldnern neutral oder geschlossen als *Hentsche*, *Hend*, *Hemmli* realisiert werden soll.
- Die Vokalisierung von /l/, die als charakteristisch für die Nidwaldner (*Nidwaude*) nicht aber für die Obwaldner (*Obwalde*) angeführt wird. Auch die Vokalisierung findet sich in Dialektschreibungen (<Wouti> für *Walter*, in einer Todesanzeige).

Der SDS bestätigt das Vorkommen der immer wieder genannten Diphthongierung ausschliesslich an einigen Nidwaldner Orten (siehe SDS I, Karten 105, 107). Ebenso ist der geschlossene *e*-Vokal vereinzelt in Obwalden (siehe SDS I, Karten 35, 36) belegt. Die *l*-Vokalisierung dagegen ist an den fraglichen Orten überhaupt nicht ausgewiesen (siehe SDS II, Karten 147, 149, 150, 197, 198), ebenso wenig wird die Vokalisierung in der zwischen 1926 und 1933 lancierten Wenker-Befragung grafisch manifest.

Die Thematisierung der beiden erstgenannten Variablen befördert die Annahme, dass in den Alltagsvorstellungen bestimmte dialektale Ausprägungen als metonymische Prototypen für ein ganzes Areal fungieren könnten, in dem Sinne, dass den alltagsweltlich relevanten Kantonen Obwalden und Nidwalden eine bestimmte Dialektausprägung zugeschrieben wird, die dann aber nicht an allen Orten vorzukommen braucht, sondern eher – wie dies Befragte auch gelegentlich formulieren – bei den „Berglern“, „weit oben“ oder „hinten im Tal“.

Die objektiven Daten, die bei den Probanden gleichzeitig erhoben wurden, weisen aber noch in eine andere Richtung. In der formellen, sprachzentrierten Erhebung mit Elizitationen und Übersetzungen bestätigt sich der ob-/nidwaldnerische Gegensatz bei der Realisierung des Primär- und Sekundärumlauts, allerdings mit dem Unterschied, dass der geschlossene Laut nun auch von solchen Obwaldnern realisiert wird, bei denen – im Abgleich mit den SDS-Daten – überoffene Werte erwartet werden können.

Ein ähnlicher Befund zeigt sich bei den Diphthongierungen: Diese finden sich nicht nur an den erwartbaren Nidwaldner Orten. Es gibt Befragte aus dem Westen Nidwaldens, die – unerwartet – vereinzelte Diphthongierungen zeigen.

Am meisten überraschen die Befunde für die noch vor sechzig Jahren inexistenten *l*-Vokalisierung, die bisher als westschweizerdeutsches Phänomen ausgewiesen ist. Es gibt – verteilt auf das ganze Untersuchungsgebiet – einzelne Probanden, die nicht vokalisieren. Bei den vokalisierenden Befragten sind die

Vokalisierungswerte für jeweils rund 20 Tokens jedoch deutlich verschieden. Während sie in Obwalden nie über 15% hinausgehen, liegen die Werte der vokalisierenden Nidwaldner zwischen 60 und 100%. Dieser Befund wird sowohl von Christen (2001) als vor allem auch durch eine Studie von Leemann et al. (i.Dr.) bestätigt, die bei 60 Befragten in Stans und Sarnen einen markanten Unterschied zwischen den tendenziell vokalisierenden Nidwaldnern und den nicht oder ganz marginal vokalisierenden Obwaldnern finden, ein Unterschied, der seine Entsprechung überraschenderweise in den laienlinguistischen Urteilen findet.

Die bemerkenswerten objektsprachlichen Befunde zur *l*-Vokalisierung – so wage ich die abschliessende Vermutung – könnten den alltagsrelevanten, erlebten Räumen geschuldet sein. Das Konzept Kanton scheint sich als relevante Steuerungsgrösse für neue sprachräumliche Verteilungen zu erweisen und neue Isoglossen aufzubauen.²³ Die betroffenen Variablen könnten als Stereotypen i.S.v. Labov (1972) gelten resp. als Variablen mit einer „3rd order indexicality“, die im einzelnen wie folgt zustande kommt:

[a] variable acquires third order indexical meaning when it gets ‚swept up‘ into explicit lists of local words and their meanings and reflexive performances of local identities, in the context of widely circulation discourse about the connection between local identity and local speech. (Johnstone/Andrus/Danielson 2006, S. 84)

Mit Variablen dieser Art scheinen die Probanden alltagsweltlich relevante Räume zu verbinden und die Konzepte Nidwalden resp. Obwalden mit sprachlichen Mitteln zu verfertigen. Die Befunde aus der dreistündigen Gesamtbefragung werden klären können, in welchem Ausmass die fraglichen Varianten sich auch in der Spontansprache zeigen. Die Sprachkompetenz-Daten deuten aber schon jetzt an, dass sich der Einbezug der ‚neuen‘ Räume, der erlebten Sprachräume, als höchst aussichtsreich erweist, um die räumliche Verteilung gewisser diatopischer Varianten erklären zu können.

23 Eine Befragung im deutschsprachigen Teil des Kantons Freiburg hat ergeben, dass auch hier der Kanton zu einer sprachräumlich relevanten Grösse wird: Bei einigen lexikalischen Grössen zeichnet sich ein innerkantonaler Ausgleich ab, der gleichzeitig in einer Abgrenzung nach „ausen“ resultiert und an der Kantonsgrenze zwischen Freiburg und Bern zu neuen Isoglossen führt (siehe Christen 2011).

7 Ausblick

Nicht nur die erlebten Räume erweisen sich als relevant für die dialektologische Forschung, sondern wohl auch die hier nicht weiter thematisierten sogenannten virtuellen Räume, die von physikalisch-materiellen Gegebenheiten unabhängig sind und allein durch die Verbindungen und Vernetzungen von Individuen zustande kommen (Löw 2001, S. 93 ff.). Da in diesen virtuellen Räumen, die den heutigen Möglichkeiten der Technik zu verdanken sind, sprachlich kommuniziert wird, und Sprache immer über ein (räumliches) Verweispotenzial verfügt, bleibt die Dialektologie als Raumlinguistik herausgefordert und so gefragt wie eh und je.

Literatur

- Abraham, Werner/Leiss, Elisabeth (2013): Dialektologie in neuem Gewand. Zu Mikro-, Varietätenlinguistik, Sprachenvergleich und Universalgrammatik. (= Linguistische Berichte. Sonderheft 19). Hamburg.
- Anders, Christina Ada (2010): Die wahrnehmungsdialektologische Rekodierung von laienlinguistischem Alltagswissen. In: Anders/Hundt/Lasch (Hg.), S. 67–87.
- Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.) (2010): „Perceptual dialectology“. Neue Wege der Dialektologie. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 38). Berlin/New York.
- Auer, Peter (2004): Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23, S. 149–179.
- Auer, Peter (2013): The geography of language: Steps towards a new approach. In: Freiburger Arbeitspapiere zur Germanistischen Linguistik (FRAGL) 16. Freiburg i.Br. Internet: <http://portal.uni-freiburg.de/sdd/fragl/2013> (Stand: 20.8.2014).
- Auer, Peter/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.) (2010): Language and space. An international handbook of linguistic variation. 1. Halbbd.: Theories and methods. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.1). Berlin/New York.
- Auer, Peter et al. (2013): Integrating the perspectives on language and space. In: Auer, Peter et al. (Hg.): Space in language and linguistics. Geographical, interactional, and cognitive perspectives. (= Linguae & Litterae 24). Berlin/Boston, S. 1–18.
- Bachmann-Medick, Doris (2009): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. 3., neu bearb. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Bellmann, Günter (1994): Multidimensionale Dialektgeographie? In: Mattheier/Wiesinger (Hg.), S. 165–169.
- Besch, Werner et al. (Hg.) (1982/1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2 Halbbde. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1). Berlin/New York.
- Bremer, Ernst (1983): Ansätze zur Einbeziehung und Berücksichtigung sprachlicher Differenzierungen in der Raumplanung. In: Besch et al. (Hg.), 2. Halbbd., S. 1597–1607.
- Britain, David (2010): Conceptualizations of geographic space in linguistics. In: Auer/Schmidt (Hg.), S. 69–97.

- Christen, Helen (2001): Ein Dialektmarker auf Erfolgskurs: Die /l/-Vokalisierung in der deutschsprachigen Schweiz. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 68, S. 16–26.
- Christen, Helen (2011): Junge als Anders-Sprecher? Zur Teilhabe junger Sprecher an lokalen Spracheigentümlichkeiten. In: Neuland, Eva (Hg.): *Sprache der Generationen*. (= Thema Deutsch 12). Mannheim/Zürich, S. 254–270.
- Coseriu, Eugenio (1988): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. (= Uni-Taschenbücher 1481). Tübingen.
- Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.
- Glaser, Elvira (2013): Area formation in morphosyntax. In: Auer et al. (Hg.), S. 195–221.
- Haas, Walter (2011): Ist Dialektologie Linguistik? In: Glaser, Elvira/Schmidt, Jürgen Erich/Frey, Natascha (Hg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen*. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 144). Stuttgart, S. 9–22.
- Hausendorf, Heiko (2012): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: Stefani/Gazin/Ticca (Hg.), S. 43–68.
- Herrgen, Joachim (1994): Kontrastive Dialektgeographie. In: Mattheier/Wiesinger (Hg.), S. 131–163.
- Hotzenköcherle, Rudolf (1961): Zur Raumstruktur des Schweizerdeutschen. Statik und Dynamik. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* XXVIII, S. 207–227.
- Hotzenköcherle, Rudolf (1984): *Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz*. (= *Sprachlandschaft* 1). Aarau u.a.
- Hove, Ingrid et al. (i.Dr.): Swiss VoiceApp: „My voice – my dialect“. In: Leemann, Adrian et al. (Hg.): *Trends in phonetics in German-speaking Europe*. Bern/Frankfurt a.M.
- Jakob, Karlheinz (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. 2 Bde. (= *Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland* 3). Marburg.
- Johnstone, Barbara/Andrus, Jennifer/Danielson, Andrew E. (2006): Mobility, indexicality, and the enregisterment of ‚Pittsburghese‘. In: *Journal of English Linguistics* 34, S. 77–104.
- Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 152). Stuttgart.
- Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Purschke, Christoph (2010): Stimuluseffekte und Sprachraumkonzepte. In: Anders/Hundt/Lasch (Hg.), S. 351–384.
- Kremer, Ludger (1984): Die niederländisch-deutsche Staatsgrenze als subjektive Dialektgrenze. In: Nedersaksisch Instituut (Hg.): *Grenzen en Grensproblemen. Een bundel studies uitgegeven door het Nedersaksisch Instituut van de R.U. Groningen ter gelegenheid van zijn 30-jarig bestaan*. (= *Nedersaksische Studies* 7). Groningen, S. 76–83.
- Labov, William (1972): On the mechanism of linguistic change. In: Labov, William: *Sociolinguistic patterns*. (= *Conduct and Communication* 4). Philadelphia, S. 160–182.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1997): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg.
- Lameli, Alfred (2009): Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regionalsprachlichen Wissens. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37, S. 125–156.
- Lameli, Alfred (2013): Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 54). Berlin/Boston.

- Lameli, Alfred/Kehrein, Roland/Rabanus, Stefan (Hg.) (2010): *Language and space. An international handbook of linguistic variation*. 2. Halbbd.: *Language mapping*. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30). Berlin/New York.
- Leemann, Adrian et al. (i.Dr.): *The diffusion of /l/-vocalization in Swiss German*. In: *Language Variation and Change* 26.
- Lenz, Alexandra N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 125). Stuttgart.
- Löffler, Heinrich (2003): *Dialektologie. Eine Einführung*. Tübingen.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.
- Macha, Jürgen (1991): *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister*. (= Veröffentlichung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn). Köln.
- Mattheier, Klaus J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen*. (= UTB 994). Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J./Wiesinger, Peter (Hg.) (1994): *Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen*. (= Reihe Germanistische Linguistik 147). Tübingen.
- Moulton, William G. (1961): *Lautwandel durch innere Kausalität: die ostschweizerische Vokalspaltung*. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 28, S. 227–251.
- Preston, Dennis R. (2002): *Language with an attitude*. In: Chambers, Jack K./Trudgill, Peter/Schilling-Estes, Natalie (Hg.): *The handbook of language variation and change*. (= Blackwell Handbooks in Linguistics). Malden, MA u.a., S. 43–51.
- Purschke, Christoph (2011): *Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik*. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 149). Stuttgart.
- Schmidt, Jürgen Erich (2005): *Versuch zum Varietätenbegriff*. In: Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hg.): *Varietäten – Theorie und Empirie*. (= *Variolinguia* 23). Frankfurt a.M. u.a., S. 61–74.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. (= *Grundlagen der Germanistik* 49). Berlin.
- SDS = Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) (1962–1998). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Karl Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli. Hrsg. v. Rudolf Hotzenköcherle. Bd. I–VIII. Bern.
- Stefani, Elwys de/Gazin, Anne-Danièle/Ticca, Anna Claudia (2012): *Space in social interaction. An introduction*. In: Stefani/Gazin/Ticca (Hg.), S. 1–14.
- Stefani, Elwys de/Gazin, Anne-Danièle/Ticca, Anna Claudia (Hg.) (2012): *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale*. (= *Bulletin VALS-ASLA* 96). Neuchâtel.
- Stoeckle, Philipp (2012): *The folk linguistic construction of local dialect areas – linguistic and extra-linguistic factors*. In: Hansen, Sandra et al. (Hg.): *Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change*. (= *Linguae & litterae* 17). Berlin/Boston, S. 142–163.
- Streck, Tobias (2012): *Phonologischer Wandel im Konsonantismus der alemannischen Dialekte Baden-Württembergs. Sprachatlasvergleich, Spontansprache und dialektometrische Studien*. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 148). Stuttgart.

- Weichhart, Peter (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. (= Erdkundliches Wissen 102). Stuttgart.
- Weichhart, Peter (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. (= Sozialgeographie kompakt 1). Stuttgart.
- Wiesinger, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch et al. (Hg.): 2. Halbbd., S. 807–900.
- Wolfensberger, Heinz (1967): Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 14). Frauenfeld.

Peter Auer (Freiburg i.Br.)

Die Geschichte der germanistischen Soziolinguistik in Deutschland: eine Skizze

Abstract: Der Beitrag versteht sich als erster Schritt zur historiographischen Rekonstruktion der Soziolinguistik in der Bundesrepublik Deutschland. Es wird gezeigt, wie in gewolltem Bruch mit der älteren germanistischen Forschung zum Thema Sprache und Gesellschaft in den späten 1960er Jahren die neue Disziplin der Soziolinguistik in Auseinandersetzung mit den Theorien Bernsteins entstand, sich die Soziolinguistik anschließend professionalisierte und das Spektrum ihrer Themen verbreiterte, schließlich auch den Anschluss an ältere Theorien insbesondere in der Dialektologie wiederfand.

1 Einführende Bemerkungen

Die Geschichte der Soziolinguistik in Deutschland umfassend darzustellen, bleibt ein Forschungsdesiderat. In dieser historiografischen Skizze kann lediglich versucht werden, die wichtigsten Entwicklungslinien nachzuzeichnen. Ich werde mich dabei weitgehend auf die Bundesrepublik beschränken, d.h. insbesondere die soziolinguistische Forschung in der DDR-Germanistik wegen ihrer grundlegend anderen politischen Einbettung sowie die germanistische Forschung in der Schweiz wegen der grundlegend anderen sprachlichen Bedingungen ausblenden.

Die Entwicklung der bundesdeutschen, germanistischen Soziolinguistik weist einige Besonderheiten auf, die sie z.B. von den englischsprachigen Ländern unterscheidet. Die wichtigste ist wohl, dass sie sich selbst als Erfindung der 1960er und 1970er Jahre verstand und inszenierte. (Dittmar 1973, S. 160, spricht von der „Genese einer neuen Wissenschaft“ in den späten 1960er Jahren.) Der Romanistin Schlieben-Lange ist dieser „Bruch mit der gesamten germanistischen Tradition“ (1973, S. 53) schon früh aufgefallen, wenn sie in ihrer Einführung in die Soziolinguistik schreibt:

[...] die deutsche Germanistik scheint hier gleichsam unter einem geradezu traumatischen Zwang zum Vätermord zu stehen. So wird vielfach mit der gesamten germanistischen Tradition gebrochen (Weisgerber; Dialektologie); und die kritiklose Rezeption von transformationeller Grammatik und Soziolinguistik Bernsteinscher Provenienz soll die Auseinandersetzung mit fünfzig Jahren Sprachwissenschaft ersetzen. Diese allgemein Traditions- und Orientierungslosigkeit der germanistischen Linguistik steht im Hintergrund der breiten Soziolinguistik-Rezeption. (Schlieben-Lange 1973, S. 54)

Was die Soziolinguistik in Deutschland allerdings mit der im Ausland vereint, ist die Vagheit ihres Gegenstandsbereichs, die höchstens noch von der Pragmatik überboten wird. Sie umfasst heute so verschiedene Arbeitsgebiete wie die soziale Dialektologie, die Mehrsprachigkeitsforschung, die Variations-und-Wandel-Forschung, die anthropologische Linguistik etc. Man wird den Gegenstandsbereich der soziolinguistischen Forschung also eher im Sinn einer Wittgensteinschen Familienähnlichkeit verstehen müssen. Trotz aller Unbestimmtheit lassen sich aber drei zentrale Themenbereiche identifizieren und über die Jahrzehnte hinweg verfolgen:

a) soziale Schichten oder Gruppen und ihre Sprache

Es ist vielleicht die zentrale Aufgabe der Soziolinguistik zu untersuchen, wie sprachliche Formen auf soziologisch definierte Gruppen bezogen werden können. Diese gesellschaftlichen Gruppen können unterschiedlich groß und unterschiedlich abstrakt sein, von Klassen oder Schichten über Berufs-, Gender-, Altersgruppen bis zu Kasten, von sozialen Milieus bis zu Netzwerken und *communities of practice*. Was genau unter dem ‚Bezug‘ zwischen ihnen und der Sprache zu verstehen ist, ist eine der zentralen theoretischen Fragen der Soziolinguistik. Hier reicht das Spektrum von essentialistischen Modellen („die Frauen, Bauern, Arbeiter [...] sprechen so, wie sie sprechen, *weil* sie Frauen, Bauern, Arbeiter [...] sind“) bis zu konstruktivistischen Modellen („Frauen, Bauern, Arbeiter [...] werden überhaupt erst als soziale Kategorien erkennbar, weil sie sich in einer bestimmten Weise sprachlich verhalten und damit soziale Kategorisierungen auslösen“); manche Modelle postulieren oder implizieren einfache semiotische Beziehungen („*wat* statt *was* bedeutet Arbeiterschicht“), andere arbeiten mit einer indexikalischen Semiotik, die einzelne linguistische Variablen mit einer Vielzahl sozialer Bedeutungen in einem „indexikalischen Feld“ (Eckert 2008) assoziiert, die in verschiedenen Situationen und Kontexten evoziert werden können. Schließlich lässt sich die Beziehung zwischen sprachlichen Merkmalen oder Varietäten und sozialen Gruppen bzw. Kategorien direkt oder über vermittelnde Konstrukte wie das des (sozialen) Stils (Eckert 2004; Auer 2007) oder des Habitus (Bourdieu 1994 [1998]) modellieren.

Ein Teilbereich dieses Phänomenkomplexes ‚Sprache gesellschaftlicher Gruppen‘, der aber wegen seiner außerordentlichen Bedeutung für die Soziolinguistik ab den Mitt-1960er Jahren besonders erwähnt werden muss, ist das Problem der **Reproduktion sozialer Unterschiede im und durch das Bildungssystem**, ein Problem, das auch heute wieder unter dem Stichwort soziale Selektion und Mobilität insbesondere in Bezug auf Schüler mit Migrationshintergrund eine bedeutende Rolle spielt. Die Soziolinguistik ist seit den späten 1960er Jahren sehr eng

mit der Erziehungswissenschaft verbunden, und ihr Einfluss auf die Veränderung des deutschen Schulsystems in den letzten Jahrzehnten des letzten Jahrtausends sollte nicht unterschätzt werden.

b) Sprachwandel

Eine zunächst ganz andere soziolinguistische Thematik zielt auf die sozialen Bedingungen sprachlichen Wandels ab. Die enge Beziehung zwischen Variation und Wandel ist von Beginn der Sprachwissenschaft an gesehen worden, tragfähige Modelle für die Entstehung und Verbreitung neuer Formen in einer Gesellschaft sowie für die Verdrängung von Varietäten und Sprachen zugunsten anderer zu entwickeln, ist aber nach wie vor ein zentraler Gegenstand der Soziolinguistik. In Deutschland ist die Forschung zum Sprachwandel oft auch an die Frage der Etablierung und Ausbreitung der deutschen Standardvarietät und an Fragen des Dialektabbaus gebunden. Verbindungen bestehen zum Bereich a) insofern, als viele Sprachwandelmodelle soziale Schichten, Gender und Alter integrieren. Jedoch muss nicht jede soziale Verteilung einer Variablen schon Wandel implizieren.

c) Sprachliche Minderheiten, Sprachpolitik, Weltsprachen

Oft laufen diese Themen auch unter der (älteren) Bezeichnung Sprachsoziologie, weil sie nicht nur innerhalb der Linguistik, sondern auch in Politologie, Soziologie und Anthropologie bearbeitet werden. Die Diskussion um die so genannte Globalisierung hat diesen Bereich der Soziolinguistik in den letzten beiden Jahrzehnten wieder besonders aktuell gemacht.

Nur am Rand werde ich hier eine vierte Forschungstradition aus dem Themenbereich Sprache und Gesellschaft behandeln, die man unter das Stichwort **Sprache als Weltsicht** subsumieren könnte. Ihre eminente, für die Sprachwissenschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert bestimmende Rolle ist offensichtlich (vgl. die Diskussion um die Völkerpsychologie, aber auch die gesamte Humboldt-Rezeption bis zu Leo Weisgerber). In jüngerer Zeit wird die Weltsicht-Problematik kaum mehr als soziolinguistisches Problem diskutiert (sondern als eines der in Deutschland nur wenig etablierten linguistischen Anthropologie), sie spielt jedoch bis in die 1970er Jahre eine unterschwellige Rolle (siehe dazu unten).

Ebenso vernachlässige ich hier die Auseinandersetzung mit Sprache innerhalb der phänomenologischen Soziologie, die in Deutschland eng mit dem in den USA sozialisierten Thomas Luckmann und seinen Schülern (und über seinen in die USA emigrierten Lehrer Alfred Schütz auch indirekt mit der Ethnomethodologie und der von ihr ausgehenden soziologischen Konversationsanalyse) verbunden ist. Hier geht es um sprachliches Handeln, weniger um die Konstruktion

sozialer Kategorien durch sprachliche Merkmale. Die Berührungspunkte zwischen interaktionaler Soziolinguistik und sprachsoziologischer Handlungstheorie bedürften einer eigenen historiografischen Rekonstruktion.

2 Sprache und Gesellschaft in der Sprachwissenschaft vor 1965

Zu keinem der im letzten Abschnitt genannten drei Themengebiete hat die Forschung erst in den 1960er Jahren begonnen, auch wenn der Begriff ‚Soziolinguistik‘ erst aus dieser Zeit stammt. Es ist deshalb notwendig, sich zumindest vor Augen zu führen, auf welchem Stand der Forschung die Neuerfindung der Soziolinguistik in den 1960er Jahren stattfand.

2.1 Sprachwandel

Die wichtigste Forschung zu den sozialen Bedingungen sprachlicher Variation sowie sprachlichen Wandels fand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Dialektologie statt. Diese hatte zu diesem Zweck um die Wende zum 20. Jahrhundert eine eigene, erfolgreiche, wenn auch indirekte Methodologie entwickelt, nämlich die so genannte kulturgeschichtliche Interpretation der Kartenbilder des Sprachatlases des deutschen Reichs. Trotz aller Beschränkungen, die aus der selektiven Auswahl der Informanten und Phänomene für den Atlas resultierten, war die Karteninterpretation ein empirisch abgesichertes, erprobtes und nachprüfbares Verfahren. Und im Gegensatz zur heutigen (traditionellen) Dialektologie, deren Arbeit sich oft in der Dokumentation und Archivierung grunddialektaler Daten erschöpft, wurde das Instrument auch vielfach genutzt, um Generalisierungen zum Sprachwandel aufzustellen. Um lediglich ein Beispiel zu nennen: Der ‚Vorbruch anhand einer Kommunikationsader‘ als Kartenbild für die aus Norden kommenden Innovationen im Alemannischen entlang des Rheins ist zunächst eine empirische Feststellung über die geografische Verbreitung bestimmter sprachlicher Merkmale; diese muss jedoch sozio-kulturell erklärt werden, insbesondere weil der ‚Vorbruch‘ linksrheinisch (also im Elsass) deutlich weiter in den Süden reicht als rechtsrheinisch. Die Erklärung setzt ein wie auch immer geartetes, komplexes Modell des ‚Transports‘ der Sprache zusammen mit den Waren oder Menschen auf dem Handelsweg Rhein voraus, das neben wirtschaftlichen Beziehungen auch politische Machtverhältnisse und kulturelles Prestige integriert.

Adolf Bachs maßgebliches Überblickswerk „Deutsche Mundartforschung“ von 1950, eine stark überarbeitete Version seines Buchs von 1934, fasst zahlreiche Forschungsergebnisse wie auch theoretische Konzepte aus der Vorkriegsdialektologie zusammen, die teils spätere sozio-dialektologische Theorien vorwegnehmen. Dazu gehört das Phänomen des (von Chambers/Trudgill 1980, S. 196–202 später so genannten) *city-hopping*, das schon im 19. Jahrhundert wohl bekannt war (vgl. Bach 1950, S. 135 f.) und zum Beispiel als Modell für die Verbreitung der uvularen R-Variante verwendet wurde: Neuerungen erobern zunächst städtische Gemeinschaften, die am ehesten anfällig für das Prestige dieser Formen sind, um von dort in die umgebende Landschaft einzudringen; dort stellt sich ihnen allerdings manchmal ein „vom Leben der Stadt unabhängige[s], selbstbewußte[s] Bauerntum“ entgegen, das dieses Vordringen verhindert, so dass die Städte als Inseln im Kartenbild erscheinen (ebd., S. 135; eine moderne Version davon findet sich z.B. bei Vanderkerckhove 2010).

Die Diskussion der Vorkriegszeit kreiste um die Frage, welche Erklärungen für Kartenbilder angemessen sind, die sprachliche Wandelphänomene nahe legen. Zur Disposition stand die junggrammatische Auffassung, alle Veränderung im Raum könne allein aus der Stärke des Kommunikationskontakts (also, in modernen Begriffen, aus der Netzwerkdicke und -stärke) erklärt werden. Dagegen setzte sich in der deutschen Dialektologie der Vorkriegszeit immer mehr die Auffassung durch, dass „Verkehr“ allein den horizontalen Wandel nicht erklären kann; insbesondere Walther Mitzka (etwa in Mitzka 1928) plädierte dafür, dass sich Sprachlandschaften verschieben, „indem das Machtgefühl der einen Seite im wirklichen Sinne des Wortes Eindruck macht“ (S. 61), diese Seite also einen „Mehrwert der Sprachgeltung“ entwickelt – eine Auffassung, der auch Bach folgt. Die Auseinandersetzung zwischen positivistischen, auf Kontaktfrequenz aufbauenden, und sozio-interpretativen, auf Einstellungen und Bewertungen operierenden Ansätzen bei der Erklärung des sprachlichen Wandels ist bis heute nicht beendet (vgl. Auer/Hinskens 2005).

2.2 Sprachliche Gruppen/Schichten und ihre Sprache

Bach widmet der Beziehung zwischen sozialen Gruppen und sprachlichen Merkmalen ein ganzes Kapitel seines Buchs (Kap. V: „Mundart in ihrer soziologischen Schichtung“). Es diskutiert ausführlich den Einfluss von Schichten, aber auch von Alter, Stadt vs. Land, Industrialisierung und Berufsgruppen (Zuzug von Industriearbeitern).

Ein zentraler Bezugspunkt der Diskussion in der Vorkriegszeit zum Thema Sprache und soziale Schicht sind die Arbeiten des Altgermanisten und Volks-

kundlers Hans Naumann, dessen in den 1920er Jahren entwickelte Theorie des „gesunkenen Kulturguts“ eine beträchtliche Wirkung entfaltete (vgl. Naumann 1922, 1925). Dass Naumann – wie nicht wenige Mediävisten, Dialektologen, Nordisten und Volkskundler – ab 1933 zum fanatischen Nationalsozialisten wurde,¹ was ihn 1945 sogar zeitweise seinen Bonner Lehrstuhl kostete, ist sicherlich ein Teil der Erklärung dafür, dass er in der neuen Soziolinguistik völlig aus dem kollektiven Gedächtnis getilgt wurde. Naumanns von Levy-Brühl angeregte Überlegungen zum „sprachlichen Verhältnis von Ober- zu Unterschicht“ (so der Titel eines Aufsatzes von 1925) sind aber nicht nur von großer Bedeutung für das Denken seiner Zeit; sie nehmen auch wesentliche Aspekte der Labovianischen Unterscheidung zwischen *change from above* und *change from below* vorweg. Im Gegensatz zu den Junggrammatikern, die insbesondere den Lautwandel ausschließlich als *change from below* sahen, betonte Naumann das Nebeneinander *beider* Richtungen des Sprachwandels. *Change from above* bedeutet für ihn den „Einfluss der Kultursprache auf die Mundart“ („gesunkene Kultur“); auf diesem Weg seien Innovationen vor allem „durch die Berührung der heimischen [bilingualen] kulturellen Oberschicht mit fremdstämmigen Kulturkomplexen, besonders an der Peripherie des Stammestums in die deutsche Kultursprache und von da aus alsdann in die deutschen Mundarten gedungen“ (1925, S. 57). Die Innovationen der Oberschicht seien „Moden“, die gerade zur distinktiven Abgrenzung von den unteren Schichten dienten, sie folgten also keineswegs dem junggrammatischen Muster endogenen Wandels. Dagegen setzt er den *change from below*: Hier läuft Naumanns Theorie letztendlich auf die Generalisierung hinaus, dass Lenisierungen (phonologische Abschwächungen aller Art, auch zu Lasten der Morphologie) sich nur in den ‚unkontrollierten‘ Unterschichtsideomen ausbreiten können.

Stark beeinflusst von Naumanns Betrachtungen ordnen sich entsprechend auch bei Bach (1950)

die „Schrift- und Gemeinsprache“ (zumindest in bestimmten Situationen) der „Bildungsschicht“, sonst der Bühne,

die „landschaftliche Umgangssprache“ (heute würde man von Regionalstandard sprechen) der „Bildungsschicht“ und „Mittleren Schicht“,

die „Halbmundart“ (heute: Regionaldialekt) der „Mittleren Schicht“ und als nicht erreichte Idealsprache der „Grundschrift“, sowie schließlich

die Mundart der „Grundschrift“

¹ Auch Adolf Bach und Walter Mitzka waren zum Beispiel NSDAP-Mitglieder seit 1933.

zu. Dieses sprachlich-soziale Schichtungsmodell ermöglicht es ihm, Hyperkorrekturen im Sinne von Hyperstandardformen und Hyperdialektalismen (ebd., S. 232) zu diskutieren.

Die Dialektologie der Vorkriegszeit war also in hohem Maß an den sprachlichen Korrelaten sozialer Schichtung bzw. Gruppenbildung interessiert und wusste dieses Interesse auch auf die Erklärung des Sprachwandels anzuwenden. Spätestens in der Nachkriegszeit waren allerdings die Möglichkeiten des methodischen Instruments ‚Karteninterpretation‘ ausgeschöpft. Während das Verfahren am Beginn des Jahrhunderts innovativ und auch für andere Sozialwissenschaften beispielgebend war, kam es nun zur Stagnation. Die inzwischen reichlich vorhandenen und hoch entwickelten Methoden der empirischen Sozialforschung wurden nicht genutzt, die Arbeit mit Corpora und die Anwendung statistischer Verfahren waren völlig unbekannt. Die Dialektologie beschränkte sich immer mehr auf eine archivarisches Rolle und geriet ins Abseits der sprachwissenschaftlichen Diskussion.

Neben der Dialektologie gab es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch einen zweiten großen Arbeitsbereich der germanistischen Soziolinguistik (*ante litteram*), der ebenfalls ins 19. Jahrhundert zurückreicht, nämlich die historische Forschung zur Entstehung und Verbreitung der deutschen Gemein- bzw. Standardsprache. Hier war das Datenmaterial anders als in der Dialektologie nicht die mündliche Volkssprache, sondern die schriftlichen Dokumente mehr oder weniger gebildeter Schreiber. Fragen der sozialen Differenzierung springen aber sofort ins Auge, wenn man zum Beispiel den Übergang einer niederdeutschen Stadt zum Hochdeutschen analysiert, das ja über die oberen Schichten importiert wurde (durchaus in Naumanns Sinn). Die Arbeiten der historischen Stadtsprachenforschung – stellvertretend seien die immer noch höchst lesenswerten Arbeiten Agathe Laschs zum Berlinischen genannt (Lasch 1910 und 1928) – sind deshalb im Grund immer auch soziolinguistische Arbeiten.

2.3 Sprachpolitik und Minderheitenfrage

Der einflussreichste Beitrag der älteren deutschen Forschung zur internationalen Soziolinguistik kam jedoch nicht von Dialektologen, Sprachgeschichtlern oder Volkskundlern, sondern stammt aus dem dritten Themenbereich der Soziolinguistik (oder Sprachsoziologie), nämlich der Sprachpolitik und Minderheitenforschung. Ich meine Heinz Kloss' Beiträge zu diesem Thema, von den späten 1920er Jahren (1929: „Nebensprachen“) bis in die späten 1960er Jahre (1969: „Grundfragen der Ethnopolitik im 20. Jahrhundert“). Gerade Kloss' theoretisch-konzeptuelle Beiträge wurden – früher noch als in Deutschland – in der nordamerika-

nischen Linguistik weithin rezipiert und geschätzt (nicht zuletzt, weil Kloss auch auf Englisch publizierte). Unterscheidungen wie die zwischen Abstand- und Ausbausprachen, Kloss' Ausführungen zu plurizentrischen Sprachen sowie sein Konzept der „dachlosen Mundart“ gehören zum Kern soziolinguistischer Begrifflichkeiten und sind in einer Weise linguistisches Allgemeingut geworden, die wohl kein anderer deutscher Linguist des 20. Jahrhunderts für sich beanspruchen kann.

Heute ist Kloss' Bedeutung für die Soziolinguistik unbestritten. Nicht selten wird dabei allerdings seine frühe Karriere vergessen: Kloss war seit 1927 Mitarbeiter und später Abteilungsleiter im Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart, das die Aufgabe hatte, die Auslandsdeutschen für das Dritte Reich zu gewinnen. Er war dort 1938 bis 1945 u.a. als Leiter der „Arbeitsstelle für Volksforschung“ direkt an der Ausarbeitung der Volkstumsideologie der Nationalsozialisten beteiligt. Kloss war aber vor allem ein Technokrat; seine Aufgabe war es, statistische und andere Informationen über die Deutschen im Ausland zu sammeln und daraus politische Empfehlungen zu entwickeln. Zu seinem internationalen Ruhm in der Nachkriegszeit und der Wertschätzung, die er gerade bei Soziolinguisten wie Joshua Fishman genoss, dürfte der sachliche, scharfsinnige, oft terminologisch um feine Differenzierungen bemühte Stil seiner Publikationen sowie sein enormes Wissen über die Minderheiten überall in der Welt beigetragen haben. Dass die Reise eigentlich woanders hin gehen sollte, zeigen jedoch einige seiner Kriegspublikationen, z.B. die populäre nationalsozialistische Propagandaschrift „Brüder vor den Toren des Reiches“ (1941), in der er den „weltdeutschen“ Gedanken entwickelt und die Auslands- und Volksdeutschen im Rahmen des Schicksals eines „Großvolkes, dem es versagt war, eine politische Großmacht zu bleiben“ (ebd., S. 17), diskutiert; diese Spannung habe erst das Dritte Reich und der Krieg aufgelöst.² Kloss vergleicht die beiden „Großvölker“ der Engländer und Deutschen. Der fast obsessive Gedanke des Heftchens ist, dass nur die Engländer den einem „Großvolk“ auch angemessenen Status einer politisch-militärischen Großmacht erreicht hätten, bei dem Sprach- und Machtbereich übereinstimmten, während gerade die Oberschicht der deutschen Emigranten sich sprachlich assimiliert hätte und damit zwar rassisch, aber nicht mehr sprachlich deutsch sei. Ganz im Sinne der nationalsozialistischen Rassenlehre steht Kloss in einer anti-humboldtianischen Tradition. Das Blut, nicht die Sprache definiert die Volkszugehörigkeit. Der Begriff der „dachlosen Minderheiten“ gewinnt in diesem Kontext ihren eigent-

² Eine Monographie von 1944 mit dem Titel „Von Auftrag und Ordnung der Völker“ wurde nicht mehr veröffentlicht, lediglich das Inhaltsverzeichnis ist bekannt; vgl. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/kloss.pdf>.

lichen Stellenwert: Er bezieht sich auf die Analyse der sprachlichen Defizite des Deutschtums im Ausland, das, so Kloss, durch verschiedene Mittel (auch die „Rückführung ins Reich“) bekämpft werden müsse.³

Das sprachsoziologische Interesse für die deutsche Sprache im Ausland teilte Kloss mit einigen anderen, für die soziolinguistische Theoriebildung aber langfristig irrelevanten Kollegen, insbesondere mit Franz Thierfelder, bis 1937 Präsident der Akademie zur Wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums in München, der nach dem Krieg an der Umwandlung dieser Akademie in das Goethe-Institut beteiligt war. Seine statistisch orientierten Werke wie „Deutsch als Weltsprache“ (1938) gingen politisch in dieselbe Richtung wie die Kloss', mit dem er in engem Austausch stand.

Kloss' Einfluss auf die amerikanische Soziolinguistik war schon in den 1960er Jahren bedeutend, während er in Deutschland in der neuen Soziolinguistik nicht zur Kenntnis genommen wurde. Das lag wohl weniger an seiner politischen Vergangenheit, die nur wenigen aus der jungen Generation der Soziolinguisten bekannt gewesen sein dürfte, als an deren generellem Desinteresse für Fragen der (deutschen) Minderheiten im Ausland sowie der geringen Relevanz der Minderheitenfrage für die Bundesrepublik selbst. Die Beschäftigung mit deutschen Sprachinseln oder deutschen Sprachminderheiten hatte den Hautgout der Vertriebenenverbände, die politisch zum äußersten rechten Rand der BRD gehörten und für die meist am linken Rand operierenden Soziolinguisten der 1968er-Generation ‚Revisionisten‘ waren. Das dürfte übrigens auch der Grund dafür sein, dass die soziolinguistisch hoch interessante Problematik der Ost-Vertriebenen und -Flüchtlinge in der bundesdeutschen (und auch DDR-) Soziolinguistik weitgehend unbearbeitet blieb. Migration war in dieser Zeit grundsätzlich noch kein soziolinguistisches Thema.

3 Die neue Soziolinguistik 1965–1980

3.1 Sprache und Reproduktion sozialer Ungleichheit in der/durch die Schule

Die neue Soziolinguistik startet in den späten 1960er Jahren ohne jeden expliziten Bezug auf die im letzten Abschnitt skizzierten Traditionslinien. Ihre allerersten Phase bis ca. 1970 ist vielmehr fast vollständig durch die Rezeption der Arbeiten

³ Vgl. zu Kloss' Rolle im Dritten Reich die ausführliche Darstellung bei Hutton (1999, Kap. 5).

des britischen Sozialpsychologen Bernstein (u.a. Bernstein 1964) bestimmt. Indirekt ist allerdings zumindest eine Form der Kontinuität von der älteren zur neueren Soziolinguistik zu erkennen. Sie läuft über das Thema ‚Sprache als Weltsicht‘, das z.B. in Dittmars einflussreicher, in vielen Tausend Exemplaren verkaufter Einführung (erstmalig 1973) noch als Teil der Soziolinguistik behandelt wird. Bernsteins Vorstellung, der restringierte Code der Arbeiterkinder bestimme ihre (defizitäre) Denkweise, lässt sich nämlich durchaus als Variante der Humboldtschen Auffassung der Prägung des Denkens durch die Sprache sehen, das hier nun von Volk oder Nation auf die soziale Klasse als Referenzpunkt umgewendet wird. Und nicht einmal diese Wendung war ganz unbekannt, denn in der älteren deutschen Sozialdialektologie (z.B. bei Bach) geht es ja auch um die „Weltsicht des Dialekts“, die als eine bestimmte Denkweise verstanden wird, die durch die sprachlichen Strukturen bedingt ist.⁴

Bernsteins Idee war, dass Kindern der Arbeiterschicht der soziale Aufstieg verwehrt wird, weil sie ihre Sprache trotz guter non-verbaler Intelligenz daran hindert, die Denkstrategien zu entwickeln, die die von der Mittelschicht geprägte Schule fordert. Bernsteins Schriften kombinieren also eine psycholinguistische mit einer soziologischen und diese mit einer pädagogischen Sichtweise und entwickeln ein recht komplexes Modell für den Zusammenhang von milieutypischen sprachlichen Interaktionsformen, grammatischen Kompetenzen, Kognition und Schichtenzugehörigkeit.

Der einflussreichste Adept dieser Theorie in Deutschland war der Soziologe Oevermann, dessen 1967 eingereichte Frankfurter Dissertation laut Vorwort ihren Ursprung „in einer längeren Diskussion mit Basil Bernstein im Winter 1964/65“ (1970, S. 9) hatte. Das enorme Echo, das Bernstein und Oevermann in der deutschen Linguistik und Erziehungswissenschaft fanden, lässt sich auch daran erkennen, dass Oevermanns Dissertation 1970 nur wenig verändert unter dem Titel „Sprache und soziale Herkunft – Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg“ auflagenstark als stw-Band erschien, obwohl die kleingedruckten 550 Seiten des Buchs keine leicht verdauliche Lektüre sind. Es wird darin viel theoretisiert und eine ermüdend genaue quantitative Untersuchung von Schüleraufsätzen aus einer einzigen (!) Frankfurter Realschulklassse vorgestellt. In Bernsteinscher Denkweise wird postuliert, dass Unterschichtskinder aufgrund des in ihrem Milieu herrschenden Sozialisationsstils sprachlich verarmt aufwachsen (und deshalb auch in verbalen IQ-Tests schlechtere Leistungen zeigen). Diese sprachliche Verarmung führe zu kognitiven Defiziten: „Der Grad der Sprachbeherrschung stellt nicht nur ein Persönlichkeits-

⁴ Auch dieser Diskurs reicht natürlich ins 19. Jahrhundert zurück.

merkmal unter anderen dar, sondern ist relevant für die Gesamtheit der psychischen Funktionen“ (ebd., S. 38). Wenig abstrakte, kontextdeterminierte Begriffe und eine undifferenzierte Syntax störten die Entwicklung der Schüler. „Das Individuum ‚übernimmt‘ also im Akt des Sprechens und im Prozeß des Spracherwerbs den sozial vorgegebenen Erfahrungshorizont seiner Umgebung“ (ebd., S. 77).

Die theoretischen und methodischen Probleme der Oevermannschen Studie waren evident und wurden schon bald (teils bereits von ihm selbst, der seiner Studie lediglich Pilotcharakter zugestand) erkannt. Innerhalb kürzester Zeit waren sie so vollständig Teil des *common sense*, dass Bernsteins Theorie nicht mehr ernsthaft diskutiert werden durfte.

Oevermanns methodische Probleme waren teils von Bernstein ererbt. Insbesondere waren in der Modellierung

sprachliche Kodes ↔ kognitive Stile ↔ Schichten

die kognitiven Stile ja eine *black box*: Der Zusammenhang zwischen ihnen und bestimmten linguistischen Merkmalen (bei Oevermann wurden – eher wahllos – nicht weniger als 89 davon untersucht) war lediglich eine unbewiesene Annahme. Teilweise schuf sich Oevermann aber auch eigene Probleme. So versuchte er, Bernsteins Annahmen, die sich auf die mündliche Sprache bezogen, anhand schriftlicher Texte zu überprüfen. Bernsteins Überlegungen zur Kontextabhängigkeit bestimmter sprachlicher Strategien, so einleuchtend sie sein mögen, konnten in diesen schriftlichen Texten aber nicht mehr funktionieren. Ein zweites, vielleicht noch schwerwiegenderes Problem war es, in der untersuchten Realschulklassen überhaupt eine valide Unterscheidung zwischen US, UMS, MMS und OMS zu treffen; die soziale Hierarchie war in der Klasse – der Natur des dreigliedrigen deutschen Bildungssystems entsprechend – eher flach. Nur für wenige linguistische Merkmale waren daher die Schichtenunterschiede überzufällig. Allerdings konnte Oevermann ziemlich gut nachweisen, dass Mädchen mehr den elaborierten Kode verwenden als Jungen (ebd., S. 516), ein Ergebnis, das angesichts des dominanten Interesses an sozialer Schichtung und des Desinteresses an Gender-Unterschieden zu dieser Zeit aber kaum beachtet wurde.

Neben diesen methodischen und empirischen Problemen ergab sich für die Vertreter der linken Studenten- und Assistentenschaft durch die Bernsteinsche und Oevermannsche Argumentation auch ein politisches Dilemma: Die Theorie zwang sie nämlich, die Sprache der Arbeiterschicht als defizitär („restringierter Kode“) einzustufen, was schon bald auf vehemente Ablehnung stieß. Das Pendel schlug nun in die umgekehrte Richtung aus und führte – in Schlieben-Langes Formulierung – zur „folkloristische[n] Glorifizierung der Unterschichtssprache; um der Erhaltung der Solidarität der Arbeitsklasse willen verzichtete man auf die Frage nach emanzipatorisch-reflexiven Möglichkeiten“ (1973, S. 57).

Schon Anfang der 1970er Jahre wurden Konsequenzen aus der Kritik des Bernstein-Paradigmas gezogen.

Eine naheliegende Konsequenz war es, die *black box* der kognitiven Stile aus dem Modell zu eliminieren und die Reproduktion der sozialen Schichtenstruktur direkt mit der negativen Bewertung der sprachlichen Merkmale der Unterschicht durch die Lehrer und Lehrerinnen zu erklären. Dadurch konnte man auf die Charakterisierung der Unterschichtsprache als „restringiert“ verzichten. Die Reproduktion der sozialen Ungleichheit ergab sich schlicht aus der Normwidrigkeit dieser Sprache. Diese Argumentationslinie verfolgte z.B. Ammon in seiner Tübinger Dissertation von 1972 über „Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule“ (vgl. Ammon 1973a und b), deren empirischer Teil sich allerdings auf den sehr differenzierten Nachweis von sozialen Unterschieden in der Erwachsenensprache beschränkt. Er untersuchte in Schwaben anhand der im Rahmen der so genannten Zwirner-Erhebung von Ruoff gesammelten Daten die mündliche Sprache verschiedener Schichten in Interviews und fand wie Oevermann – erneut wenig beachtete – Gender-Unterschiede (berufstätige Frauen sprechen standardnäher), konnte aber auch soziale und Alters-Unterschiede nachweisen.

Dieselbe argumentative Verschiebung lässt sich auch in Jägers Untersuchung zu den Normabweichungen in Diktaten und Aufsätzen von 450 Schülern im 4./6./9. Schuljahr in Mannheimer Grund- und Hauptschulen⁵ erkennen (1971).⁶ Jäger untersuchte ebenfalls eine Vielzahl orthografischer, grammatischer (teils dialektaler) und stilistischer Normabweichungen und stellt v.a. in der 9. Klasse mehr oder weniger deutliche Unterschiede in den orthografischen Kenntnissen fest; in den unteren Klassen fanden sich eher Unterschiede, die auf dialektale Interferenzen hindeuteten. Die Konsequenzen, die er aus seiner Untersuchung zog, zielten auf eine Veränderung des schulischen Bewertungssystems hin: Die „Erlernung des form- und sinnrichtigen Gebrauchs der Hochsprache“ wird als Bildungsziel abgelehnt, weil dadurch „der Blick vom Wert der Eigensprache des Kindes abgelenkt“ werde (Jäger 1971, S. 166). Die normativen Kategorien ‚falsch‘ und ‚richtig‘ müssten zugunsten kommunikativer „Akzeptanz“ aufgegeben werden (ebd., S. 169). Kompensatorische Maßnahmen (also die besondere Förderung von Schülern und Schülerinnen aus bildungsfernen Elternhäusern) werden ab-

5 Das heute unvorstellbare Faktum, dass es zu dieser Zeit offenbar noch möglich war, Mittelschichtskinder in einer Hauptschule zu finden, lässt die zwischenzeitliche Wandlung des deutschen Schulsystems deutlich werden. Allerdings operationalisierte Jäger Schichtenzugehörigkeit über das Wohnviertel; es ist also möglich, dass die Hauptschulkinder aus den ‚besseren‘ Vierteln tatsächlich gar nicht zur Mittelschicht gehörten, sondern quasi nur im falschen Viertel lebten.

6 Vgl. zu seinem Projekt „Schichtenspezifischer Sprachgebrauch von Schülern“ auch Jäger/Feldbusch (1973).

gelehnt. Verstöße gegen orthografische Regeln und die der Zeichensetzung sollten nicht mehr sanktioniert und die Beschäftigung mit diesem Thema „auf das Notwendigste“ eingeschränkt werden (ebd., S. 228). Man wird zugestehen, dass dieses Ziel im deutschen Schulsystem, vor allem in den langfristig SPD-regierten Ländern, sehr weitgehend erreicht worden ist (vgl. Steinig et al. 2009).

Eine sehr differenzierte Untersuchung legte Steinig in seiner Bonner Dissertation vor (Steinig 1976), diesmal anhand mündlicher Schülersprache im Ruhrgebiet (Filmnacherzählungen). Er führte umfangreiche Analysen zur Einstellung von (angehenden) Lehrern anhand von Sprachprobenbewertungen (Zuordnung der Stimmen zu Schultypen) und unter Anwendung des semantischen Differentials durch. Es zeigte sich unter anderem, dass PH-Studentinnen die Schicht der erzählenden Kinder sehr gut einschätzen konnten, und zwar unabhängig von deren IQ; dies deutet darauf hin, dass Kinder, die ‚falsch‘ sprachen, eben deshalb von den weiterführenden Schulen ferngehalten wurden, die Sprache also als soziale Barriere fungierte. Im Gegensatz zu anderen Studien ist Steinigs Untersuchung auf saliente, negativ bewertete Merkmale des Ruhrdeutschen beschränkt (Schwerpunkt sind Kasusverwechslungen und die *dat/das*-Alternation). In Auseinandersetzung mit Labov differenziert Steinig verschiedene Stile mit unterschiedlichen Interaktionspartnern. Er fand durchgängig einen starken Zusammenhang zwischen den stigmatisierten Ruhrdeutschformen und sozialen Indikatoren wie Beruf des Vaters und Bildungsaspirationen der Eltern für ihr Kind. Viel schlechtere Korrelationen ergaben sich hingegen bei Merkmalen, die Bernstein als Indikatoren des *restricted code* sah, etwa der Verwendung exophorischer Mittel (‚egozentrisches Sprechen‘).

Der Boom des Themas Ungleichheit, Sprache und Schule in den späten 1960er und 1970er Jahren hatte nicht nur mit der politisch motivierten Kritik der 68er-Generation am sozialen Selektionsinstrument Schule zu tun. Vielmehr war in der Bundesrepublik kurz vorher von dem Philosophen Picht die „Bildungskatastrophe“ bzw. der „Bildungsnotstand“ ausgerufen worden (Picht 1964). Der weitere wirtschaftliche Aufschwung des Landes drohte am Fehlen qualifizierter Arbeitskräfte zu scheitern. Es mussten also qualifizierte Arbeitskräfte aus den unteren Schichten rekrutiert werden. Die Schulen sollten sich für diese Schichten öffnen. Die Frage, ob dazu auch die Bildungsstandards (Bildungspläne) geändert werden mussten, war von unmittelbarer praktischer Relevanz. Die Alternative war, entweder die Kinder aus bisher bildungsfernen Schichten durch besondere Fördermaßnahmen zu unterstützen oder die Verpflichtung der Schulen auf die strengen orthografischen, orthoepischen, grammatischen und stilistischen Normen der 1960er Jahre aufzugeben. Dittmar hat in seiner Einführung von 1973 diesen beiden Alternativen die Begriffe „Defizithypothese“ und „Differenzhypothese“ zugeordnet und erstere mit Bernstein, letztere mit Labov und

seinem Kampf für die ‚Gleichberechtigung‘ des afro-amerikanischen Englisch assoziiert. Er trieb damit die Rezeption der Labovianischen Soziolinguistik in der BRD voran, die mehr als die an Mittelschichtsnormen orientierte Theorie Bernsteins dem sich verbreitenden Sprachliberalismus entsprach – und dies, obwohl Dittmar im Vorwort konstatiert, dass zwischen Defizit- und Differenzhypothese „trotz erheblich verbesserten und verfeinerten wissenschaftlichen Methoden insofern kein großer inhaltlicher Unterschied besteht, als beide Konzeptionen in ihrem Anspruch, gesellschaftliche Ungleichheit aufzuheben, zu kurz greifen“ (Dittmar 1973, S. XI).

Dittmars Einführung (seiner Konstanzer Dissertation) kommt der Verdienst zu, die amerikanische Soziolinguistik in Deutschland populär gemacht zu haben.⁷ Neben Labov, Bickerton, DeCamp werden auch anthropologische Ansätze wie etwa die Ethnographie der Kommunikation ausführlich dargestellt, darunter die berühmte Hemnesberget-Studie von Blom/Gumperz (1972); auch Mehrsprachigkeit kommt vor. Entsprechend dem Anspruch des Buchs, zu einer Theoretisierung der (Sozio-)Linguistik beizutragen (was in der Zeit fast mit formalen Regeln identisch war), widmet sich Dittmar ausführlich technischen Darstellungsweisen wie der Labovschen Variablenregel. Die linguistischen Analysen wurden deutlich anspruchsvoller, die Einbettung in die großen sozialen Fragen der Zeit tritt aber bereits etwas zurück.

3.2 Sprach- und Sozialstruktur: das größere Bild

In den ersten Anfängen der neuen bundesdeutschen Soziolinguistik wurde die generative Transformationsgrammatik (wie sie damals hieß) noch nicht als Gegenpol zur Soziolinguistik empfunden. Zahlreiche Verweise auf Chomsky in den soziolinguistischen Publikationen dieser Zeit belegen, dass viele Grundannahmen der generativen Grammatik auch aus soziolinguistischer Perspektive attraktiv erschienen; außerdem verband beide Strömungen die Ablehnung der ‚traditionellen‘ germanistischen Sprachwissenschaft. Im Laufe der 1970er Jahre entwickelten sich die zunehmend formal werdende, an Montague und Chomsky orientierte ‚Systemlinguistik‘ und die Soziolinguistik/Pragmatik jedoch auseinander, und „unterschwellige Spannungen“ traten auf (so Becker/Dittmar/Klein 1978,

⁷ Neben seiner Einführung sind auch die Sammelbände von Klein/Wunderlich (Hg.) (1971) und der Übersetzungsband mit Labovs Schriften (Labov 1976/1978) zu nennen, die ebenfalls zur Rezeption der Labovianischen Soziolinguistik beitrugen.

S. 159), die sich durchaus polemisch manifestierten. So formulierte Klein seine grundlegende Skepsis gegenüber einer Soziolinguistik, die Sprach- und Sozialstruktur aufeinander beziehen will, wie folgt:

Ob der transformationelle Zyklus so oder so läuft [...] steht in keinerlei Zusammenhang mit den Einkommensverteilung, der Rolle der Frauenverbände, dem Hauptwiderspruch und was immer man für eine Sozialstruktur als wichtig erachten mag. (Becker/Dittmar/Klein 1978, S. 161)

Hier deutet sich an, was wohl noch heute gilt, nämlich dass die sprachlichen Phänomene, für die sich formale Grammatiktheorien interessieren, kaum eine Überschneidungsmenge mit jenen haben, die für soziale Unterschiede sensitiv sind.

Aber auch innerhalb der Soziolinguistik lässt sich in dieser Zeit eine Art Arbeitsteilung beobachten. Während auf der einen Seite die technische Beschreibung der sprachlichen Variation immer anspruchsvoller wurde, beschäftigte sich eine andere Richtung der Soziolinguistik mit avancierteren Modellen zur Erfassung der sozialen Bedeutung sprachlicher Variation.

Die Fortschritte der Labovianischen Variationslinguistik gegenüber der linguistisch naiven Bernstein-Soziolinguistik waren offensichtlich. Allerdings hat das Beschreibungsinstrument der Variablenregel in der bundesdeutschen Linguistik meines Wissens nur eine überzeugende Anwendung gefunden: nämlich in Schlobinskis Berlin-Studie, in der die Schwächung von silbenanlautend /g/ als Variablenregel formuliert wird – aber das war schon weit in den 1980er Jahren (1987). Eine germanistische Sonderentwicklung ist nämlich auch darin zu sehen, dass in Deutschland anders als im englischsprachigen Raum sprachliche Variation gern nicht als Variation innerhalb einer Varietät modelliert wurde (wie dies bei Labov geschieht), sondern als Komplex von Varietäten innerhalb einer Sprache – daher die in Deutschland weit verbreitete Bezeichnung „Varietäten-“ (statt „Variations-“)Linguistik. Ohne Zweifel ist die deutsche (germanistische und romanistische) Sichtweise stark von Coserius „Architektur“ einer historischen Sprache geprägt, die er schon in den späten 1950er Jahren entwickelt hatte (1955). Coseriu dehnte den Varietätenbegriff der Dialektologie (diatopische Dimension) vom geografischen Raum auf soziale Gruppen und Stile aus (diastratische und diaphasische Dimension):⁸ Alles was ein Sprecher einer bestimmten geografischen Herkunft aus einer bestimmten sozialen Gruppe in einer bestimmten Situation äußert,

⁸ In dieser Tradition steht z.B. die Einführung Löfflers in die Soziolinguistik (2005, S. 79); vgl. ebenso den entsprechenden Eintrag in Bußmann (Hg.) (2002, S. 730).

ist demnach eine Varietät. Da solche Varietäten nicht mehr diskret sein können, kommt man fast zwangsläufig zu einer probabilistischen Auffassung, wie sie Klein 1974 in seiner „Varietätengrammatik“ formulierte. Er sieht eine solche Grammatik als Abbildung eines Produkts aus einer Menge von zeitlichen Perioden (er schließt auch historische Variation mit ein), einer Menge von geographischen Räumen, einer Menge von Schichten und einer Menge von Situationstypen auf eine Menge von probabilistisch bewerteten grammatischen Regeln (Klein 1974, S. 59).

Für Klein sollte diese probabilistische Grammatik alle Erscheinungsformen des Deutschen, also (anders als bei Coseriu) auch die historischen, abdecken. Für jede Kombination von Sprechertyp, Sprecherherkunft, Situation und historischer Sprachstufe würde jeder Regel eine Wahrscheinlichkeit ihrer Anwendung zugeordnet, bei nicht mehr gültigen Regeln die Wahrscheinlichkeit Null. Die Anwendung dieses Modells beschränkte sich meines Wissens neben dem Heidelberger Projekt „Pidgin-Deutsch“, für das es entwickelt wurde, auf die Dissertation Senfts über die Sprache Kaiserslauterer Bergleute (Senft 1982).

Unter den Soziolinguisten, die sich mit der sozialen Bedeutung der sprachlichen Variation beschäftigten, setzten ebenfalls wichtige Lernprozesse ein; insbesondere setzte sich die Einsicht durch, dass die Beziehung zwischen Sprach- und Sozialstruktur nicht im Sinn einer einfachen Korrelation zu fassen ist. Der 1978 von Quasthoff herausgegebene Sammelband „Sprachstruktur – Sozialstruktur“ ging einen wesentlichen Schritt in diese Richtung. In der Einleitung geht Quasthoff nicht (mehr) von einer Widerspiegelung der Sozialstruktur in der Sprachstruktur aus, sondern davon, „daß die ‚Sozialstruktur‘ Bedürfnisse stellt, die mit den sprachlich-kommunikativen Mitteln der ‚Sprachstruktur‘ erfüllt werden“ (1978, S. 8). Sprachliche Strukturen sind nicht fest mit sozialen verbunden, sondern fungieren als „Indexzeichen“.⁹ Das betrifft sogar Anredepronomina, die zu den besten Kandidaten für eine direkte Beziehung zwischen Sprach- und Sozialstruktur gehören:

Typischerweise sind es gerade nicht die realen sozialen Strukturen, sie sich in den sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten und -formen wiederfinden; es sind vielmehr die vorherrschenden ideellen Wertstrukturen einer Gesellschaft, die sich in der sozialen Bedeutung ihrer sprachlichen Systeme widerspiegeln. (Quasthoff 1978, S. 11)

⁹ Es erscheint plausibel, dass diese Idee auch der Auseinandersetzung mit der Theorie der Interaktionalen Linguistik John Gumperz' geschuldet war, dessen Auffassung von sprachlichen Kontextualisierungsmerkmalen in dem Sammelband durch einen ins Deutsche übersetzten Beitrag vertreten war (Gumperz 1978; vgl. zu Gumperz u.a. Auer/di Luzio (Hg.) 1992; Auer/Roberts 2011 sowie Auer/Heller/Roberts i.Dr.; Auer i.Dr.).

Erstmals wird auch – unter dem Einfluss der Ethnomethodologie – die Auffassung formuliert, dass die Verwendung bestimmter sprachlicher Mittel soziale Strukturen konstituiert, nicht nur umgekehrt (ebd., S. 13). Langfristig führte dies zu einer konstruktivistischen Soziolinguistik, die die Wirkung sprachlichen Handelns unter Nutzung oder Vermeidung bestimmter sprachstruktureller Merkmale für die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit untersucht.

3.3 Sprachpolitik und Minderheiten

Bis Mitte der 1970er Jahre ist das Thema Mehrsprachigkeit und Migration abgesehen von der marginalen Kloss-Schule in Deutschland nicht präsent; erst dann kommt es über die ersten Projekte zum Deutsch-Erwerb von Gastarbeitern langsam ins Spiel, allerdings über den Umweg der Untersuchung des ungesteuerten Zweitspracherwerbs von Arbeitsimmigranten. Im „Heidelberger Projekt Pidgindeutsch“ wurde gezeigt, dass der erfolgreiche Erwerb des Deutschen als Zweitsprache durch ‚Gastarbeiter‘ von deren sozialer Integration (und dem Einreisalter) abhängt (vgl. Heidelberger Projekt Pidgindeutsch 1975; Becker/Dittmar/Klein 1978). Die im Rahmen dieses Projekts vorgetragene These vom Pidgin-Charakter des Gastarbeiterdeutsch führte zu einer vehementen Auseinandersetzung mit dem Romanisten Meisel (Meisel 1975). Als Folge dieser Auseinandersetzung wurde auch das Thema Pidgins und Kreolsprachen zumindest kurzfristig für die germanistische Soziolinguistik relevant. Die Phase der deutschen Soziolinguistik, in der das Thema Mehrsprachigkeit beherrschend wurde, beginnt jedoch erst deutlich später.

4 Die deutsche Soziolinguistik 1980–2000

Die 1980er und 1990er Jahre sind die Zeit, in der sich die deutsche Soziolinguistik konsolidiert und professionalisiert. Aus den gesellschaftlichen Entwicklungen ergaben sich neue Themen wie die feministische Linguistik sowie die Forschung zur Sprachentwicklung in den neuen Bundesländern, dafür verschwindet das Thema soziale Sprachbarrieren in der Schule, wenn man von einigen Nachzüglerarbeiten (Rosenberg 1986) sowie dem Versuch einer Wiederbelebung durch Ammon/Kellermeier (1997) absieht.

4.1 Sprachwandel

Ab den 1980er Jahren lassen sich neue Impulse in der Soziolinguistik konstatieren, die ihre Wurzeln in der Dialektologie haben; neben einer weiter starken konservativen Richtung, die sich mit der Dokumentation der Grunddialekte (insbesondere im Format von Dialektatlanten und -wörterbüchern) beschäftigte, wandten sich einige germanistische Linguisten der Beschreibung der Variation zwischen Dialekt und Standard zu, insbesondere der Erforschung von Regionaldialekten (vgl. z.B. Mihm 2000) und der Demotisierung (Mattheier 1997) des Standards, die mit der Herausbildung von regionalen Standards einhergeht. Ein singulärer Beitrag zum ersten Themenbereich ist Bellmanns zweidimensionaler Atlas des Mittelrheingebiets, der leider in der Atlasdialektologie ohne größere Nachfolgeprojekte geblieben ist (Bellmann (Hg.) 1994–2002). Er zeigt durch den Vergleich zweier Kartentypen mit traditionellen und moderneren Sprechern Bewegungen im Raum, die auf sozial gesteuerten Wandel (in Richtung auf eine Annäherung an großflächigere, nicht unbedingt immer standardnähere Formen eines Regionaldialekts) hindeuten.

Eine wichtige Rolle spielten in den 1980er Jahren die sozio-dialektologischen Arbeiten Mattheiers, die einerseits an ältere germanistische Traditionen anknüpften, andererseits der Variationsforschung neue Wege wiesen, wie nicht zuletzt die zahlreichen Dissertationsprojekte unter Mattheiers Leitung in dem einflussreichen Heidelberger Graduiertenkolleg 117 „Dynamik von Substandardvarietäten“ (1997–2002) belegen. Mattheiers Verdienst ist es auch, die historische Soziolinguistik neu belebt zu haben. Er ging den von Besch in seiner Freiburger Habilitationsschrift (1967) eingeschlagenen Weg zur Rekonstruktion der sozialen Bedingungen weiter, die die Herausbildung der deutschen Standardsprache ab 1500 gesteuert haben. Am Beispiel von Köln zeigt er (vgl. z.B. Mattheier 1981) die Konkurrenz zwischen oberdeutschem und mitteldeutschem Standard auf und zeichnet die verschiedenen Phasen der Überschichtung der Stadtsprache nach. Dabei wirken die verschiedenen konturierten Prestiges dieser Varietäten; die ‚katholische‘, oberdeutsch-kaiserliche Hochsprache hat im katholischen Köln bis zu Beginn des 19. Jahrhundert die Oberhand. Gesellschaftliche Position und Bildung des Schreibers bestimmen seinen Schreibstil. Mattheiers Konzept der „Leitvariablen“ bringt das Konzept der Salienz ins Spiel. In derselben thematischen Forschungstradition stehen Mihms (und später Elmentalers) Arbeiten zur Übernahme der neuen Standardvarietäten (zunächst über Köln vermittelt) im Rhein-Maas-Raum (z.B. Elmentaler et al. 2000).

Besch und Mattheier gebührt auch der Verdienst, im so genannten Erp-Projekt (so die Bezeichnung eines ehemaligen Dorfs im ‚Weichbereich‘ von Köln, das in der Zeit Teil der Verwaltungseinheit Erftstadt wurde) erstmals in der neueren

Soziolinguistik die Rolle der Pendler und entsprechend die Umgestaltungen des (ehemals) ländlichen Sprachraums im Einzugsbereich der Großstädte untersucht zu haben (Mattheier 1980a; vgl. dazu inzwischen auch Britain 2012). Dabei wurde die „private“ und die „öffentliche“ Sprache der Informanten verglichen, d.h. es erfolgte eine Analyse sozialer Stile.

Typisch für Mattheiers Vorgehen ist die Kombination von Sprachbeschreibung, Sprachgebrauchsanalyse und Analyse des „Sprachwertsystems“. Mattheier entwickelte schon in den 1980er Jahren, lang vor der Rezeption der Presonschen *folk linguistics*, eine „Dialektologie des Sprechers“, in die ältere Ansätze von Mitzka (siehe oben) und Büld (1939) einfließen. Die „Sprecherurteile“ spielten entsprechend im Erp-Projekt eine große Rolle (vgl. Hufschmidt et al. 1983).

Die Analyse des sprachlichen Verhaltens erfolgte im Erp-Projekt mit quantitativen Methoden (vgl. z.B. Lausberg 1993). Auffällig ist aber, dass keine Variablenregeln verwendet wurden. Der Grund ist einfach: Die Labovschen Variablenregeln können nur auf Variation innerhalb einer Varietät angewendet werden, nicht jedoch auf die Dynamik zwischen zwei Varietäten, etwa zwischen Dialekt und Standard. So ist die von Schlobinski (1987) im Format einer Variablenregel untersuchte silbenanlautende *g*-Schwächungsregel im Berlinischen zwar ein aus dem Niederdeutschen über Substrateinfluss entlehnter Prozess, sie operiert jedoch im Berlinischen quasi ‚lautgesetzlich‘ und wird durch Faktoren des sprachlichen Kontexts ebenso wie durch soziale und situative Faktoren in ihrer Anwendung lediglich gefördert oder behindert. Es gibt im deutschen Sprachraum auch andere Variablen dieser Art, etwa die *ch*-Koronalisierung (vgl. Herrgen 1986). Anders verhält es sich aber mit Dialekt/Standard-Variablen, die auf historisch bestimmten lexikalischen Klassen operieren. So konnte die Berlinische Variation zwischen /e:/ und std. /ai/ wie in *weeßte*, *been* von Schlobinski nicht auf dieselbe Weise analysiert werden wie die *g*-Erweichung, denn es gehen ja keineswegs alle std. /ai/ in berlinisch /e:/ über (oder gar umgekehrt), sondern lediglich die Reflexe der mhd. Diphthonge; die Wahrscheinlichkeit der monophthongischen Realisierung ist überdies von Lexem zu Lexem verschieden. Gerade für die sprachliche Situation im mittel- und oberdeutschen Raum, wo solche Variationsphänomene eine große Rolle spielen, mussten daher andere Modelle entwickelt werden, die mit lexikalischen Korrespondenzregeln (*input switch rules*) zwischen Dialekt und Standard operieren. Wegweisend dafür waren die Arbeiten Dresslers zum Wienerischen. Bidialektale Modelle tragen der Standard/Dialekt-Dynamik in Deutschland, Österreich und vielen anderen europäischen Ländern weit besser Rechnung als das für die nordamerikanische Situation wohl adäquatere Modell der Variablenregel (vgl. Dressler/Wodak 1982; Rennison 1981; Moosmüller 1987; Auer 1990, 1993).

Die besprochenen Arbeiten machen bereits deutlich, dass die 1980er und 1990er Jahre auch die große Zeit der deutschen Stadtsprachenforschung sind (vgl. dazu auch u.a. Auer 1990 zu Konstanz; Brinkmann to Broxten 1986 zu Frankfurt; Steiner 1994 zu Mainz; Salewski 1998 zu Duisburg).

4.2 Soziale Gruppen und ihre Sprache

Das größte Stadtsprachenprojekt, das jemals in Deutschland durchgeführt wurde, war das im IDS von Werner Kallmeyer Mitte der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre geleitete Projekt „Kommunikation in der Stadt“ (vgl. Kallmeyer (Hg.) 1994–1995). Dieses Projekt hatte nicht die Absicht, Sprachwandel zu untersuchen (wie die meisten im letzten Abschnitt genannten Arbeiten zur Variabilität der Stadtsprache); vielmehr war es sein Ziel, mittels ethnografischer und geprächsanalytischer Erfassung des Sprachverhaltens in mehreren Mannheimer Stadtvierteln mit unterschiedlicher sozialer Zusammensetzung Erkenntnisse darüber zu gewinnen, wie sprachliche Variation in der Interaktion eingesetzt wird, um soziale Zugehörigkeit zu signalisieren. Das Projekt stand damit in einer völlig anderen Tradition als die bisher genannten und griff u.a. auf den Begriff „soziale Welten“, wie er in der Chicagoer Schule des Symbolischen Interaktionismus in der Soziologie entwickelt worden war, zurück, später auch auf Gumperz' Interaktionale Soziolinguistik.

Gumperz, der in den 1980er Jahren mehrfach als Gastprofessor zunächst an der Universität Konstanz, später auch am IDS tätig war, nahm in dieser Phase einen nachhaltigen Einfluss auf die deutsche Soziolinguistik. Er selbst hatte seine noch strukturalistisch geprägte Dissertation an der University of Michigan über ein germanistisches, dialektologisches Thema (schwäbische Diaspora-Dialekte) geschrieben und kannte sich in der deutschen Vorkriegsdialektologie gut aus. Seine anthropologische Arbeit in Indien hatte ihn aber zu der Überzeugung gebracht, dass ein völlig neuer Ansatz notwendig war, um die Verbindung von sozialen und sprachlichen Strukturen zu erfassen (vgl. Auer i.Dr.). Ausgangspunkt ist für ihn in seiner späten Phase nicht mehr das Sprachsystem einer einzelnen Varietät, sondern die Interaktion, in der der Sprecher oder die Sprecherin Elemente ihres multidialektalen und/oder multilingualen sprachlichen Repertoires aktiviert, um auf diese Weise Äußerungen in der einen oder anderen Weise zu „kontextualisieren“ und so soziale und interaktionale Bedeutungen zu generieren. Damit treten zum einen die Sprecher/innen in den Vordergrund, die ihre sprachlichen Ressourcen situationsspezifisch mit verschiedenen Intentionen einsetzen (vgl. ähnlich auch Macha 1991). Zum anderen muss die Struktur und sequenzielle Entwicklung der Interaktion mit in die Analyse einbezogen werden: Sprecher wechseln ihre sprachlichen Mittel nach Gumperz' Auffassung, um die

Rahmung der Interaktion zu verändern, so wie bilinguale Sprecher den Code wechseln. Diese Erkenntnis führte zur Integration konversationsanalytischer Methoden in die Soziolinguistik (vgl. Auer 1984, 1986, 1990, S. 211–218; vgl. Gumperz 1994). Gumperz selbst sah seinen Ansatz der Zeichentheorie Peirce' – und nicht der Saussures – verpflichtet. Seine Methode kombiniert ethnografische und konversationsanalytische Verfahren. Dies setzt zwar ein profundes Wissen über die den Sprechern zur Verfügung stehenden sprachlichen Ressourcen voraus, zugleich entfällt aber das Primat des Systems. In Deutschland leitete das Mannheimer Stadtspracheprojekt den Übergang zu einer Soziolinguistik der indexikalischen Systeme ein, wie sie nach der Jahrtausendwende von Eckert und Silverstein propagiert wurde und inzwischen weltweit tonangebend ist.

Die beiden großen gesellschaftlich-politischen Herausforderungen, auf die die Soziolinguistik in dieser Phase reagieren musste, waren die veränderten Gender-Rollen und der Zusammenbruch der DDR. In beiden Fällen zeigt sich an der Art und Weise, in der die deutsche Soziolinguistik sich des Themas annahm, der Konflikt zwischen der traditionelleren korrelativen und der neueren indexikalisch-konstruktivistischen Soziolinguistik.

Die so genannte feministische Linguistik war zu großen Teilen keine empirische, sondern eine normative Bewegung, die die Veränderung des Sprachgebrauchs von oben zum Ziel hatte und damit zumindest auch teilweise erfolgreich war. Es gab aber auch eine empirische Gender-Forschung, die mit quantitativ-korrelativen Versuchen begann („Männer sprechen anders als Frauen“). Diese Untersuchungen hatten insbesondere das Diskursverhalten im Auge (Trömel-Plötz 1982).¹⁰ Der Ansatz erwies sich als wenig ertragreich und wurde zunehmend von Untersuchungen ersetzt, die bei schärfer konturierten Gruppen oder *communities of practice* ansetzten und die Rolle der Sprache für die Konstitution dieser Gruppen nicht zuletzt mit ethnografischen Methoden thematisierten. Eine der ersten Arbeiten in dieser Tradition war Streecks im Rahmen des Mannheimer Stadtspracheprojekts entstandene Arbeit über eine Gruppe älterer Mannheimer Unterschichtsfrauen, die durch sexuelle Witze ihre Erfahrungen eben in ihrer Rolle als ältere Unterschichtsfrauen bearbeiten. Untersucht wird „ihre Weise, sich gemeinsam mit ihrem Leben auseinanderzusetzen“ (Streeck 1988, S. 54), wozu auch die Selbst- und Fremdkategorisierung gehört. Diese Tradition ethnografischer und interaktionslinguistischer, genderbezogener Forschung in Gruppen setzt sich bis in die Gegenwart fort (vgl. z.B. Spreckels 2006 und verschiedene Beiträge in Kotthoff/Mertzluft (Hg.) 2014). Die feministische Soziolinguistik rückte dabei

¹⁰ Zur Relevanz von Gender im phonologischen und grammatischen Sprachwandel vgl. Kotthoff (1992).

immer mehr von einem essentialistischen Gender-Begriff ab und begriff Gender zunehmend als Performanzphänomen (im Sinne Judith Butlers). Es geht um *doing gender*, nicht mehr um *being gender* (vgl. Kotthoff 2002 für einen Überblick über die Diskussionslage zur Jahrtausendwende).

Die Wiedervereinigung führte ebenfalls zu einer weit ausdifferenzierten sozio-linguistischen Forschung (vgl. den Überblick bei Stevenson 2002). Sie reichte von variationslinguistischen Arbeiten insbesondere zu den beiden Teilen Berlins und der Rolle der Berliner Umgangssprache im Berliner Osten (vgl. dazu bereits vor der Wende Schlobinski 1987; ebenfalls Schlobinski 1996; Reiher 2001; Dittmar 2000) über Forschungen zur Ost-West-Migration aus Sachsen in westliche Bundesländer (Barden/Großkopf 1998; Auer/Barden/Großkopf 2000) und zur Auswirkung der Staatsgrenze auf Dialektgrenzen (Harnisch 2010) bis zu diskursanalytischen Rekonstruktionen des Mauerfalls (Dittmar 1997; Bredel 1999) und zu Untersuchungen zur Aneignung westlicher Gattungen wie des Bewerbungsgesprächs durch ostdeutsche Sprecher in der Nachwendezeit (Birkner 2001; Kern 2000).

In dieselbe Zeit fällt auch der Beginn der allerdings in Deutschland nur zögerlich entwickelten interkulturellen Interaktionsanalyse, der ebenfalls von John Gumperz beeinflusst war (Kotthoff 1991; Günthner 1991). Das Modell der interkulturellen Kommunikation wurde übrigens auf beide hier erwähnte Themen angewendet, also sowohl auf die Interaktion zwischen Ost- und Westdeutschen (Auer/Kern 2001) als auch auf die Interaktion zwischen Männern und Frauen (in der Tradition von Deborah Tannen; vgl. Günthner 1992).

Die Frage des Zusammenhangs zwischen sozialen Schichten und Sprache spielte in dieser Phase der Soziolinguistik kaum mehr eine Rolle. Bemerkenswert ist auch, dass die Rezeption Bourdieus sehr schwach bleibt (seine Theorien fanden fast nur in der Erziehungswissenschaft ein Echo, vgl. Gogolin 1992). Es herrschte eine grundsätzliche Skepsis sozialen Schichtenmodellen gegenüber. Dies entsprach wohl der Auffassung von der Bundesrepublik als einer sozial wenig differenzierten Gesellschaft.

5 Entwicklungen seit der Jahrtausendwende und die Soziolinguistik der Zukunft

Um die Jahrtausendwende lässt sich noch einmal einen Einschnitt in der Entwicklung der Soziolinguistik ansetzen. Seine Rechtfertigung ergibt sich vor allem aus der Art und Weise, wie seither das Thema Migration und Mehrsprachigkeit in den Vordergrund getreten ist. Fast nicht davon zu trennen ist das Interesse für jugendliche Sprechweisen, das wiederum an die Untersuchung der Sprachverwendung

in den neuen Medien gekoppelt ist. In Kurzform zusammengefasst, scheint mir die Soziolinguistik seit der Jahrtausendwende durch die folgenden Entwicklungen charakterisiert zu sein:

a) In der Sozio-Dialektologie geht das Interesse für die Struktur und Entwicklung des Variationsbereichs zwischen Grunddialekt und regional ungebundener Standardvarietät weiter (vgl. u.a. Auer 2005; Auer/Spiekermann 2011; Schmidt/Herrgen 2011; Auer/Schmidt (Hg.) 2010; Spiekermann 2008; Lenz 2003). Die korpuslinguistischen Verfahren sowie die kartenorientierten Darstellungsformen profitieren dabei von neuen statistischen Methoden (regressionsstatistische Modelle, *multi-dimensional scaling*, Cluster- und Interpolationsverfahren; vgl. in Deutschland z.B. Kehrein 2012; Schwarz erscheint). Dabei werden aber keine grundsätzlich neuen soziolinguistischen Erklärungsmodelle verwendet. Der früher dominante Faktor der sozialen Schicht bleibt als Erklärung für sprachliche Unterschiede weiter marginal (oder wird nur in der historischen Soziolinguistik diskutiert, z.B. in Bezug auf die Entwicklung der Arbeitersprache im 19. Jahrhundert; vgl. Mihm 1998; Elspaß 2005). Tatsächlich scheint sich die Sicht auf die Beziehung zwischen Dialektverwendung und sozialer Schicht inzwischen grundlegend verändert zu haben. Dialekt wird keineswegs mehr als Bildungsbarriere gesehen und auch nicht mehr als Merkmal eines bildungsfernen Sprachstils stigmatisiert; vielmehr ist der Diskurs über Dialektkompetenz dadurch geprägt, dass dem Dialekt/Standard-Sprecher dieselben positiven neuro-kognitiven Vorteile bescheinigt werden wie klassischen Bilingualen.

b) Das Interesse für die Perspektive der Sprecher auf Sprache (Einstellungen und Wissen, insbesondere über geografische Verteilung) hat nach der Jahrtausendwende unter dem Einfluss der Arbeiten Prestons (Preston 1989 u.a.) auch in der germanistischen Soziolinguistik zugenommen (vgl. u.a. Anders/Hundt/Lasch (Hg.) 2010; Stöckle i.Dr.). Die Bedeutung von Einstellungen für den Sprachwandel ist schon seit langem bekannt. Zusätzlich wird jedoch inzwischen auch die Struktur des Laienwissens über sprachliche Varianten als eine wichtige Determinante sprachlicher Veränderungen verstanden. Allerdings steht der Beweis noch aus, dass zwischen ethnodialektologischem Wissen und Sprachwandel tatsächlich ein kausaler Zusammenhang besteht.

c) Das Interesse der Sprachwandelforschung hat sich von eher unbewussten auf bewusste, oft stereotypisierte Merkmale verlagert. Hand in Hand damit geht eine gewisse Präferenz für die Untersuchung performativer Strategien, mittels derer Sprecher und Sprecherinnen sich sozial verorten. Besonders jugendliche Sprechweisen werden als *bricolage* aus Merkmalen verschiedenster Provenienz gesehen, deren indexikalische Bedeutung sich schnell verändern kann (vgl. Androutsopoulos 1998; Androutsopoulos/Georgakopolou (Hg.) 2003; Schlobinski/Heins (Hg.) 1998). Vor allem mediale Selbstinszenierungen in den neuen Medien (SMS,

Chats, Internet-Auftritte) sind inzwischen in einer Vielzahl von Arbeiten untersucht worden. Es gibt allerdings kaum Arbeiten, die mediales und face-to-face-Verhalten anhand derselben Sprecher aufeinander beziehen und mögliche Unterschiede herausarbeiten.

d) Seit der Jahrtausendwende ist das soziolinguistische Interesse an der Sprache von Jugendlichen mit Migrationshintergrund enorm gewachsen. Nach einer langen Phase, in der Mehrsprachigkeit hauptsächlich im Zusammenhang des Zweitspracherwerbs (oder bilingualen Erstspracherwerbs) aus psycholinguistischer Perspektive untersucht wurde (aber: Auer 1984; Auer (Hg.) 1998), wird seither auch das mehrsprachige Verhalten selbst und seine soziale Bedeutung stark thematisiert. Keim zeigt (z.B. 2007) den Wandel bilingualer Praktiken in einer Gruppe jugendlicher Mädchen mit türkischem Familienhintergrund. Dirim/Auer (2004) konnten anhand einer ethnografischen Untersuchung in Hamburg belegen, dass sich in multiethnischen Gruppen bilinguale Sprechstile entwickeln, zu der die Verwendung von Fragmenten anderer Migrationssprachen als der ‚eigenen‘ (insbesondere des Türkischen) gehören.

Zu den untersuchten jugendlichen Stilen gehören auch neue, poly-ethnische Formen oder zumindest Stile des Deutschen (Multi-Ethnolekte). Diese und ihre Transformationen in den Medien sowie in der Verwendung durch monolinguale und monoethnische deutsche Jugendliche (*crossing*) hat auch in Deutschland zu vehementen soziolinguistischen Debatten geführt (vgl. u.a. Androutsopoulos 2007; Auer 2003; Auer 2013a; Clyne 2000; Deppermann 2007; Freywald et al. 2011; Siegel 2014; Wiese 2006, 2012), die sich auf die Bewertung dieser Sprechweisen, ihren Status (als neue Varietät oder sogar Dialekt des Deutschen), ihre soziale Verbreitung und ihre Bedeutung für einen möglichen Sprachwandel im Deutschen insgesamt beziehen. Allerdings fehlen für die Beantwortung mancher dieser Fragen immer noch empirisch ausdifferenzierte, verlässliche Untersuchungen.

e) Schon seit der Mitte der 1990er Jahre gibt es eine bemerkenswerte Revitalisierung der Forschung zur Form und Verwendung des Standarddeutschen in den Ländern, in denen es Amtssprache ist, aber auch zu Gesellschaften, in denen Minderheiten deutsch sprechen oder sprachen oder wo Deutsch als Fremdsprache verwendet wird. Die Gründe dafür mögen teils ganz praktisch in den heute deutlich besseren Forschungsmöglichkeiten in Osteuropa liegen; auch die nach 1989 neu definierte Bedeutung des wirtschaftlich und politisch nun gewichtigeren Deutschlands in Europa und in einer globalisierten Welt – und der damit verbundenen Frage nach dem Stellenwert des Deutschen in Europa und in der Welt – wird wohl eine Rolle gespielt haben. Mit dem Ende der deutschen Doppelstaatlichkeit scheinen auch gewisse soziolinguistische Tabus verschwunden zu sein.

Die Diskussion über den polyzentrischen Charakter des Deutschen greift unmittelbar auf Überlegungen Kloss' zurück. Sie begann bereits Mitte der 1990er

Jahre mit Beiträgen von Clyne (1995) und Ammon (1995) und scheint anzudauern. Die Entwicklung verschiedener Varietäten des Standarddeutschen in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz ist allerdings weniger eine Frage der tatsächlichen sprachlichen Divergenz als eine der sprachideologischen Enkodierung von Differenzen (Auer 2013b), die selbst einer eingehenden soziolinguistischen Untersuchung bedarf.

Die ebenfalls an Kloss erinnernde Frage, ob das Deutsche weltweit gesehen an Bedeutung zu- oder abnimmt, ist ebenfalls wieder aktuell. Aus der Anzahl der Sprecher des Deutschen in Europa werden Ansprüche auf die Verwendung der Sprache z.B. in den europäischen Institutionen abgeleitet. Die Bedeutung des Deutschen als Wissenschaftssprache und die Dominanz des Englischen wird diskutiert (vgl. Ammon 1998). Forschungen zu den deutschsprachigen Minderheiten v.a. in Osteuropa sind wieder en vogue (Rosenberg 1994 etc.; Gawrisch/Ammon 2010; Eichinger/Plewnia (Hg.) 2008); und selbst die sprachlich relativ wenig einflussreiche deutsche Kolonialzeit ist zum Forschungsthema geworden (vgl. u.a. Stolz (Hg.) 2011).

f) Die am Anfang der deutschen Soziolinguistik stehende Sprachbarrierendiskussion feierte in der Zeit nach der Jahrtausendwende eine erstaunliche Renaissance, wenn auch in einem neuen Gewand. Dem Schock der 1960er Jahre, als Picht die Bildungskatastrophe verkündete, entsprach nun der Schock der ersten PISA-Studie (siehe Baumert et al. (Hg.) 2001). Wie damals setzte sich die politische Erkenntnis durch, dass es sich der Wirtschaftsstandort Deutschland nicht erlauben kann, einen großen Teil seiner Schüler mit ungenügenden Lese- und Schreibkenntnissen aus der Schule zu entlassen und damit ihre beruflichen Karrieren zu belasten. Die Reproduktion sozialer Ungleichheit durch die Schule wird nun aber völlig ihrer schichtensoziologischen Begründung und Einbettung entkleidet und ausschließlich in Bezug auf den Faktor Migrationshintergrund diskutiert. Damit erscheint die Mehrsprachigkeit selbst als Problem (vgl. die Beiträge in Gogolin/Neumann (Hg.) 2009 zum so genannten Esser-Report). Eine jüngere Untersuchung von Steinig et al. (2009), die die schriftlichen Leistungen (Filmnacherzählungen) von Viertklässlern im Jahr 1972 und im Jahr 2002 vergleicht, kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass die soziale Selektion durch die Schule heute wesentlich besser von den schriftsprachlichen Leistungen der Schüler vorhergesagt wird als vor 40 Jahren, und dass dieses Ergebnis nur teilweise auf den Migrationshintergrund der Schüler zurückgeführt werden kann (ebd., S. 345).¹¹ Die Autoren kommen zu der Schlussfolgerung:

11 Diskriminanzanalysen weisen nach wie vor den Merkmalen „Kasusmarkierung“ (Ruhrgebiet) und Rechtschreibung einen wichtigen Einfluss zu; 2002 ist allerdings der Wortschatz der beste

Es erscheint uns geradezu als Ironie soziolinguistischer Forschung, dass in unserer Zeit, in der die Theorie Bernsteins nur noch bruchstückhaft bekannt ist, seine Annahmen eine vergleichsweise hohe Erklärungskraft haben, während sie in den 1970er Jahren in der (sic) seine Thesen in der Soziolinguistik wie in der Sprachdidaktik intensiv diskutiert wurden, in der Bundesrepublik empirisch nicht bestätigt werden konnten, jedenfalls nicht überzeugend. (Steinig et al. 2009, S. 353)

Die Autoren beklagen weiterhin, dass die Diskussion sich „seit Ende der 1970er Jahre“ immer mehr der Zweisprachigkeit zugewandt hat; dabei korreliere der Faktor Schicht aber mit den meisten untersuchten sprachlichen Merkmalen wesentlich besser als der Faktor Zweisprachigkeit (ebd., S. 369). Bemerkenswert ist vielleicht auch, dass das, was in den 1970er Jahren als kompensatorische Spracherziehung höchst kritisch diskutiert wurde, heute als frühkindliche und vorschulische Sprachförderung (im Deutschen!) mit großer Selbstverständlichkeit als Königsweg zur Verbesserung der schulischen Leistungen von Kindern mit Migrationshintergrund gesehen wird.

6 Abschließende Bemerkungen

In den letzten 50 Jahren ist in der Soziolinguistik in Deutschland viel passiert. Wie in allen Teilbereichen der Linguistik waren die frühen Jahre der sich selbst erfindenden Soziolinguistik bis etwa 1970 von einer Mischung aus Aufbruchsstimmung und heute teils naiv anmutendem Import von Modellen aus dem Ausland gekennzeichnet (in diesem Fall zunächst aus England). Inzwischen hat sich die Soziolinguistik längst professionalisiert, diversifiziert und dabei theoretisch und methodisch weiterentwickelt. Nicht ganz ohne Neid konstatiert man allerdings, dass die (Sozio-)Linguistik während der späten 1960er und 1970er Jahren im Zentrum der gesellschaftlichen Diskurse agierte. Wir sind heute besser, aber auch bescheidener, und wir werden viel weniger gehört. Das liegt teils an uns, teils an den gesellschaftlichen Entwicklungen.

Dabei gibt es viel zu tun. Wir sprechen heute anders als vor 50 Jahren. Zu den wichtigsten soziolinguistischen Themen gehören die massive Umstrukturierung

Prädiktor; Schriftbild, Verbmorphologie (vermutlich durch den Einfluss der Migration) und Anteil der Hypotaxe spielen ebenfalls eine Rolle (Steinig et al. 2009, S. 350). Die Unterschiede zwischen den älteren und den neueren Daten sind teils positiv, teils negativ zu bewerten. Unter den Kindern mit Gymnasialempfehlung gebe es heute eine stärkere Fähigkeit zur „variantenreichen erzählerischen Textgestaltung“; besonders bei den Kindern aus der Unterschicht haben hingegen die Rechtschreibleistungen abgenommen (ebd., S. 345).

der Beziehung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die riesige Anzahl von nicht-muttersprachlichen, plurilingualen Sprechern und Sprecherinnen des Deutschen in Deutschland und die grundsätzliche Mehrsprachigkeit unserer Schulen, die Auswirkungen der immer noch vergleichsweise bescheidenen, aber sich doch entwickelnden deutsch-englischen Zweisprachigkeit, die radikale Umgestaltung des Gefüges aus Dialekt und Standard innerhalb der letzten 50 Jahre und die neue Bedeutung dialektaler Sprechweisen für die regionale und lokale Identitätsdarstellung in einer globalisierten Welt, das Verschwinden alter Leitmedien (Buch, Bühne) und die zentrale Bedeutung neuer schriftlicher Medien. Die Themen sollten der Soziolinguistik also auch in Zukunft nicht ausgehen.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1973a): Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule. 2., überarb. Aufl. Weinheim.
- Ammon, Ulrich (1973b): Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung: eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit. (= Pragmalinguistik 3). Weinheim.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich (1998): Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich/Kellermeier, Birte (1997): Dialekt als Sprachbarriere passé? 25 Jahre danach. Versuch eines Diskussions-Erweckungsküsschens. In: Deutsche Sprache 25, S. 21–38.
- Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.) (2010): Perceptual dialectology. Neue Wege der Dialektologie. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 28). Berlin/New York.
- Androutsopoulos, Jannis (1998): Deutsche Jugendsprache: Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. (= Variolinguia 6). Frankfurt a.M. u.a.
- Androutsopoulos, Jannis (2007): Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In: Fandrych, Christian/Salverda, Reinier (Hg.): Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen. (= Studien zur Deutschen Sprache 41). Tübingen, S. 113–157.
- Androutsopoulos, Jannis/Georgakopoulou, Alexandra (Hg.) (2003): Discourse constructions of youth identities. (= Pragmatics & Beyond, N.S. 110). Amsterdam, S. 197–219.
- Auer, Peter (1984): Bilingual conversation. (= Pragmatics & Beyond 5, 8). Amsterdam.
- Auer, Peter (1986): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 14, S. 97–124.
- Auer, Peter (1990): Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. (= Studia linguistica Germanica 28). Berlin u.a.
- Auer, Peter (1993): Bidimensionale Modelle für die Beschreibung von Standard/ Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie. Ein Beitrag zur historischen Kontinuität. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): Verhandlungen des Internationalen

- Dialektologenkongresses, Bamberg 29.7.–4.8.1990. Bd. 2: Historische Dialektologie und Sprachwandel. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75). Stuttgart, S. 3–22.
- Auer, Peter (Hg.) (1998): *Code-Switching in conversation. Language, interaction and identity*. London u.a.
- Auer, Peter (2003): ‚Türkenslang‘ – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 83). Tübingen, S. 255–264.
- Auer, Peter (2005): Europe’s sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: Delbecq, Nicole/van der Auwera, Johan/Geeraerts, Dirk (Hg.): *Perspectives on variation. Sociolinguistic, historical, comparative*. (= Trends in Linguistics 163). Berlin, S. 7–42.
- Auer, Peter (2007): Introduction. In: Auer, Peter (Hg.): *Style and social identities. Alternative approaches to linguistic heterogeneity*. (= Language, Power and Social Process 18). Berlin, S. 1–28.
- Auer, Peter (2013a): Ethnische Marker zwischen Varietät und Stil. In: Deppermann, Arnulf (Hg.): *Das Deutsch der Migranten*. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2012). Berlin, S. 9–40.
- Auer, Peter (2013b): Enregistering pluricentric German. In: Soares da Silva, Augusto (Hg.): *Pluricentricity. Language variation and sociocognitive dimensions*. Berlin/Boston, S. 19–48.
- Auer, Peter (i.Dr.): John Gumperz as a Dialectologist. Erscheint in: *Langage et société*.
- Auer, Peter/Barden, Birgit/Großkopf, Beate (2000): Long-term linguistic accommodation and its sociolinguistic interpretation: Evidence from the Inner-German Migration after the Wende. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): *Dialect and migration in a changing Europe*. (= VarioLingua 12). Frankfurt a.M. u.a., S. 79–98.
- Auer, Peter/di Luzio, Aldo (Hg.) (1992): *The contextualization of language*. (= Pragmatics & Beyond, N.S. 22). Amsterdam.
- Auer, Peter/Hinskens, Frans (2005): The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In: Auer, Peter/Hinskens, Frans/Kerswill, Paul (Hg.): *Dialect change. Convergence and divergence in European languages*. Cambridge, S. 335–357.
- Auer, Peter/Heller, Monica/Roberts, Celia (i.Dr.): John Gumperz. In: Verschueren, Jef/Östman, Jan-Ola/Blommaert, Jan (Hg.): *Handbook of Pragmatics*. Amsterdam.
- Auer, Peter/Kern, Friederike (2001): Three ways of analysing communication between East and West Germans as intercultural communication. In: di Luzio, Aldo/Günthner, Susanne/Orsetti, Franca (Hg.): *Culture in communication. Analyses of intercultural situations*. (= Pragmatics and Beyond, N.S. 81). Amsterdam, S. 89–116.
- Auer, Peter/Roberts, Celia (2011): Introduction. John Gumperz and the indexicality of language. In: *Text & Talk* 31, S. 381–393.
- Auer, Peter/Schmidt, Jürgen E. (Hg.) (2010): *Language and space. An international handbook of linguistic variation*. 1. Halbbd.: Theories and methods. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.1). Berlin u.a.
- Auer, Peter/Spieckermann, Helmut (2011): Demotisation of the standard variety or destandardisation? The changing status of German in late modernity (with special reference to south-western Germany). In: Kristiansen, Tore/Coupland, Nikolas (Hg.): *Standard languages and language standards in a changing Europe*. (= Standard Language Ideology in Contemporary Europe 1). Oslo, S. 161–177.
- Bach, Adolf (1950): *Deutsche Mundartkunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben*. 2. Aufl. Heidelberg.

- Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1998): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration: Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemanischen Sprachraum. (= Phonai 43). Tübingen.
- Baumert, Jürgen et al. (Hg.) (2001): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Deutsches PISA-Konsortium. Opladen.
- Becker, Angelika/Dittmar, Norbert/Klein, Wolfgang (1978): Sprachliche und soziale Determinanten im kommunikativen Verhalten ausländischer Arbeiter. In: Quasthoff (Hg.), S. 158–192.
- Bellmann, Günter (Hg.) (1994–2002): Mittelrheinischer Sprachatlas. Bd. 5: Morphologie. Tübingen.
- Bernstein, Basil (1964): Elaborated and restricted codes: their social origins and some consequences. In: *American Anthropologist*, Special Publication 66, S. 55–69.
- Besch, Werner (1967): Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. (= Bibliotheca Germanica 11). München.
- Birkner, Karin (2001): Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen: eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. (= Linguistische Arbeiten 441). Tübingen.
- Blom, Jan-Petter/Gumperz, John (1972): Social meaning in linguistic structure: Code-switching in Norway. In: Gumperz, John/Hymes, Dell (Hg.): *Directions in Sociolinguistics. The ethnography of communication*. New York, S. 407–434. [Neuabdruck in: Wei, Li (Hg.): *The bilingualism reader*. 1. Aufl. 2000, 2. Aufl. 2007. London.]
- Bourdieu, Pierre (1998 [1994]): Ist interessenfreies Handeln möglich?. In: Bourdieu, Pierre: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a.M., S. 139–157. [Orig. in: Bourdieu, Pierre (1994): *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*. Paris.]
- Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studien zur narrativen Verarbeitung der „Wende“ 1989. (= Stauffenburg Linguistik 17). Tübingen.
- Brinkmann to Broxten, Eva (1986): Stadtsprache – Stadtmundart: Studien zum Gebrauch und zur Funktion mundartnaher Sprachvarietäten in Frankfurt/Main. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 289). Tübingen.
- Britain, David (2012): Countering the urbanist agenda in variationist sociolinguistics: Dialect contact, demographic change and the rural-urban dichotomy. In: Hansen, Sandra et al. (Hg.): *Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change*. (= *Linguae & Litterae* 17). Berlin/New York, S. 12–30.
- Büld, Heinrich (1939): Sprache und Volkstum im nördlichen Westfalen. Sprachgrenzen und Sprachbewegungen in der Volksmeinung. Emsdetten.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3., aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Chambers, Jack K./Trudgill, Peter (1980): *Dialectology*. (= Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge.
- Clyne, Michael G. (1995): *The German language in a changing Europe*. Cambridge.
- Clyne, Michael (2000): *Lingua Franca and ethnolects in Europe and beyond*. In: *Sociolinguistica* 14, S. 83–89.
- Coseriu, Eugenio (1955): *La geografía lingüística*. Montevideo. [Deutsche Übersetzung: *Die Sprachgeographie* (1975). (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 57). Tübingen.]
- Deppermann, Arnulf (2007): Playing with the voice of the other. Stylized Kanaksprak conversations among German adolescents. In: Auer, Peter (Hg.): *Style and social identities*.

- Alternative approaches to Linguistic Heterogeneity. (= Language, Power and Social Process 18). Berlin, S. 325–361.
- Dirim, Inci/Auer, Peter (2004): Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 4). Berlin/New York.
- Dittmar, Norbert (1973): Soziolinguistik. (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 4). Frankfurt a.M.
- Dittmar, Norbert (1997): Sprachliche und kommunikative Perspektiven auf ein gesamtdeutsches Ereignis in Erzählungen von Ost- und Westberlinern. In: Barz, Irmhild/Fix, Ulla (Hg.): Deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag. (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik 16). Bern/Frankfurt a.M., S. 1–32.
- Dittmar, Norbert (2000): Sozialer Umbruch und Sprachwandel am Beispiel der Modalpartikeln *halt* und *eben* in der Berliner Kommunikationsgemeinschaft nach der ‚Wende‘. In: Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (Hg.): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. (= Reihe Germanistische Linguistik 219). Tübingen, S. 199–234.
- Dressler, Wolfgang/Wodak, Ruth (1982): Sociophonological methods in the study of sociolinguistic variation in Viennese German. In: *Language in Society* 11, S. 339–370.
- Eckert, Penelope (2004): The meaning of style. In: *Texas Linguistic Forum* 47, S. 41–53.
- Eckert, Penelope (2008): Variation and the indexical field. In: *Journal of Sociolinguistics* 12, S. 453–476.
- Elmentaler, Michael et al. (2000): Die frühneuzeitliche Überschichtung der rheinmaasländischen Stadtsprachen. Ein Duisburger Forschungsprojekt zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze. In: Elmentaler, Michael (Hg.): Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozess. (= Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 10). Wien, S. 115–154.
- Eichinger, Ludwig/Plewnia, Albrecht (Hg.) (2008): Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa. Tübingen.
- Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten: Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.
- Freywald, Ulrike et al. (2011): Kiezdeutsch as a multiethnolect. In: Kern, Friederike/Selting, Margret (Hg.): Ethnic styles of speaking in European metropolitan areas. (= Studies in Language Variation 8). Amsterdam, S. 45–74.
- Gawrich, Vanessa/Ammon, Ulrich (2010): Die deutschen und deutschsprachigen Minderheiten in der EU: Sprachenrechte und Chancen des Spracherhalts. In: *Europa ethnica* 67, 3–4, S. 93–101.
- Gogolin, Ingrid (1992): Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster/New York.
- Gogolin Ingrid/Neumann, Ursula (Hg.) (2009): Streitfall Zweisprachigkeit. The Bilingualism Controversy. Wiesbaden.
- Günthner, Susanne (1991): Pi Lao Zheng („Müdigkeit im Kampf“): Zur Begegnung deutscher und chinesischer Gesprächsstile. In: Müller-Jacquier, Bernd (Hg.): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. (= Studium Deutsch als Fremdsprache 9). München, S. 297–323.
- Günthner, Susanne (1992): Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation? In: *Linguistische Berichte* 138, S. 123–142. [Nachgedruckt 1996 in: Hoffmann, Ludger (Hg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin/New York, S. 235–260.]

- Gumperz, John (1978): Sprache, soziales Wissen und interpersonale Beziehungen. In: Quasthoff (Hg.), S. 114–127.
- Gumperz, John J. (1994): Sprachliche Variabilität in interaktionsanalytischer Perspektive. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Kommunikation in der Stadt. Bd. 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4). Berlin, S. 611–639.
- Harnisch, Rüdiger (2010): Divergence of linguistic varieties in a language space. In: Auer/Schmidt (Hg.), S. 275–294.
- Heidelberger Forschungsprojekt Pidgindeutsch (HFP) (1975): Zur Sprache ausländischer Arbeiter. Syntaktische Analysen und Aspekte des kommunikativen Verhaltens. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 5, 18, S. 78–121.
- Herrgen, Joachim (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektur. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 9). Stuttgart.
- Hufschmidt, Jochen et al. (1983): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Bd. 2: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Berlin.
- Hutton, Christopher (1999): Linguistics and the Third Reich. Mother-tongue fascism, race and the science of language. (= Routledge Studies in the History of Linguistics 1). London/New York.
- Jäger, Siegfried (1971): Sprachnorm und Schülersprache. Allgemeine und regional bedingte Abweichungen von der kodifizierten hochsprachlichen Norm in der geschriebenen Sprache bei Grund- und Hauptschülern. In: Moser, Hugo (Hg.): Sprache und Gesellschaft: Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1970). Düsseldorf, S. 166–233.
- Jäger, Siegfried/Feldbusch, Elisabeth (1973): Sprechen und soziale Schicht. Ein neues Verfahren zur schichtspezifischen Analyse geschriebener und gesprochener Sprache. (= Athenäum-Skripten Linguistik 11). Frankfurt a.M.
- Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994–1995): Kommunikation in der Stadt. Bd. 1–4. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4). Berlin/New York.
- Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 152). Stuttgart.
- Keim, Inken (2007): Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. (= Studien zur Deutschen Sprache 39). Tübingen.
- Kern, Friederike (2000): Kulturen der Selbstdarstellung. Ost- und Westdeutsche in Bewerbungsgesprächen. Wiesbaden.
- Klein, Wolfgang (1974): Sprachliche Variation. Frankfurt a.M.
- Klein, Wolfgang/Wunderlich, Dieter (Hg.) (1971): Aspekte der Soziolinguistik. (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 1). Frankfurt a.M.
- Kloss, Heinz (1929): Nebensprachen. Eine sprachpolitische Studie über die Beziehung eng verwandter Sprachgemeinschaften. Niederländisch, Deutsch, Jiddisch, Afrikaans, Friesisch, Pennsylvania-Deutsch. Wien.
- Kloss, Heinz (1941): Brüder vor den Toren des Reiches. Vom volksdeutschen Schicksal. (= Nationalpolitische Aufklärungsschriften 18). Berlin.
- Kloss, Heinz (1969): Grundfragen der Ethnopolitik im 20. Jahrhundert. Die Sprachgemeinschaft zwischen Recht und Gewalt. Wien/Stuttgart.
- Kotthoff, Helga (1991): Oberflächliches Miteinander versus unfreundliches gegeneinander? Deutsch-amerikanische Stildifferenzierungen bei Nicht-Übereinstimmung. In:

- Müller-Jacquier, Bernd (Hg.): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. (= Studium Deutsch als Fremdsprache 9). München, S. 325–342.
- Kotthoff, Helga (1992): Unruhe im Tabellenbild? Zur Interpretation weiblichen Sprechens in der Soziolinguistik. In: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hg.): Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen. Stuttgart, S. 126–147.
- Kotthoff, Helga (2002): Was heißt eigentlich ‚doing gender‘. Zu Interaktion und Geschlecht. In: van Leeuwen-Turnovcová, Jirina et al. (Hg.): Gender-Forschung in der Slawistik. (= Wiener Slavistischer Almanach, Sonderbd. 55). Wien, S. 1–27.
- Kotthoff, Helga/Mertzlufft, Christine (Hg.) (2014): Jugendsprachen: Stilisierungen, Identitäten, mediale Ressourcen. (= Sprache, Kommunikation, Kultur 13). Frankfurt a.M.
- Labov, William (1976/1978): Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation. Hrsg. v. Norbert Dittmar u. Bert-Olaf Rieck. Bd. 1 (1976), Bd. 2 (1978). Kronberg/Ts.
- Lasch, Agathe (1910): Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund.
- Lasch, Agathe (1928): Berlinisch: eine berlinische Sprachgeschichte. (= Berlinische Forschungen 2). Berlin.
- Lausberg, Helmut (1993): Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp. (= Rheinisches Archiv 130). Köln.
- Lenz, Alexandra (2003): Struktur und Dynamik des Substandards: Eine Studie zum Westmittel-deutschen (Wittlich/Eifel). (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125). Stuttgart.
- Löffler, Heinrich (2005): Germanistische Soziolinguistik. 3., überarb. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 28). Berlin.
- Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln.
- Mattheier, Klaus J. (1980a): Sprachveränderung im Rheinland. In: Ureland, Per Sture (Hg.): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und Intralinguistik. (= Linguistische Arbeiten 92). Tübingen, S. 121–137.
- Mattheier, Klaus J. (1980b): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J. (1981): Wege und Umwege zur nhd. Schriftsprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 9, S. 274–307.
- Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher. Überlegungen zu einem interpretativen Ansatz in der Dialektologie. In: Germanistische Mitteilungen – Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur 21, S. 47–67.
- Mattheier, Klaus J. (1997): Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. (= VarioLingua 1). Frankfurt a.M., S. 1–9.
- Meisel, Jürgen M. (1975): Ausländerdeutsch und Deutsch ausländischer Arbeiter. Zur möglichen Entstehung eines Pidgin in der BRD. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 18, S. 9–53.
- Mihm, Arend (1998): Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert. In: Cherubim, Dieter/Grosse, Siegfried/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sprache und bürgerliche

- Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin/New York, S. 282–316.
- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2). Berlin/New York, S. 2107–2137.
- Mitzka, Walther (1928): Psychologie des Sprachausgleichs. In: Mitzka, Walther (Hg.): Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig. (= Königsberger deutsche Forschungen 2). Königsberg i.Pr., S. 55–68.
- Moosmüller, Sylvia (1987): Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch. Eine empirische Untersuchung. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 56). Wiesbaden/Stuttgart.
- Naumann, Hans (1922): Grundzüge der deutschen Volkskunde. (= Wissenschaft und Bildung 181). Leipzig.
- Naumann, Hans (1925): Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht. In: Jahrbuch für Philologie 1, S. 55–69.
- Oevermann, Ulrich (1970): Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg. (= Studien und Berichte 18). Berlin.
- Picht, Georg (1964): Die deutsche Bildungskatastrophe. Freiburg i.Br.
- Preston, Dennis (1989): Perceptual dialectology. Nonlinguists' views of areal linguistics. Dordrecht.
- Quasthoff, Uta M. (Hg.) (1978): Sprachstruktur – Sozialstruktur: Zur linguistischen Theoriebildung. (= Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 30). Königstein/Ts.
- Quasthoff, Uta M. (1978): Was ist Sprachsystem? Sprachtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Sprechern. In: Quasthoff (Hg.), S. 43–56.
- Reiher, Ruth (2001): Berlinisch heute. Kompetenz – Verwendung – Bewertung. (= Sprache – System und Tätigkeit 36). Frankfurt a.M. u.a.
- Rennison, John R. (1981): Bidialektale Phonologie. Die Kompetenz zweier Salzburger Sprecher. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 34). Wiesbaden.
- Rosenberg, Peter (1986): Der Berliner Dialekt - und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler. (= Reihe Germanistische Linguistik 68). Tübingen.
- Rosenberg, Peter (1994): Varietätenkontakt und Varietätenausgleich bei den Russlanddeutschen. Orientierungen für eine moderne Sprachinselforschung. In: Berend, Nina/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt a.M., S. 123–164.
- Salewski, Kerstin (1998): Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 99). Stuttgart.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1973): Soziolinguistik. Eine Einführung. (= Urban-Taschenbücher 176). Stuttgart u.a.
- Schlobinski, Peter (1987): Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. (= Soziolinguistik und Sprachkontakt 3). Berlin.
- Schlobinski, Peter (1996): Zu r-Vokalisierung im Berlinischen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, S. 195–204.

- Schlobinski, Peter/Heins, Niels-Christian (Hg.) (1998): Jugendliche und „ihre“ Sprache. Sprachregister, Jugendkulturen und Wertesysteme. Empirische Studien. Opladen u.a.
- Schmidt, Jürgen E./Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.
- Schwarz, Christian (erscheint): Phonologischer Wandel in den alemannischen Basisdialekten in Südwestdeutschland im 20. Jahrhundert. Eine empirische Untersuchung zum Vokalismus. Wiesbaden.
- Senft, Gunter (1982): Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter. Untersuchungen zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung. (= Arbeiten zur Sprachanalyse 2). Bern/Frankfurt a.M.
- Siegel, Vanessa (2014): Präpositionalphrasen ohne Präpositionen? Zur syntaktischen Reduktion im ‚Türkendeutschen‘. In: Kotthoff/Mertzluft (Hg.), S. 67–93.
- Spiekermann, Helmut (2008): Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards. (= Linguistische Arbeiten 526). Tübingen.
- Spreckels, Janet (2006): Britneys, Fritten, Gangschta und wir: Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung. (= VarioLingua 30). Frankfurt a.M. u.a.
- Steiner, Christiane (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19). Stuttgart.
- Steinig, Wolfgang (1976): Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen. (= Sprache der Gegenwart 40). Düsseldorf.
- Steinig, Wolfgang et al. (2009): Schreiben von Kindern im diachronen Vergleich. Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972 und 2002. Münster u.a.
- Stevenson, Patrick (2002): Language and German disunity. A sociolinguistic history of East and West in Germany, 1945–2000. Oxford.
- Stöckle, Philipp (i.Dr.): Subjektive Dialekträume im alemannischen Dreiländereck. Unveröffentl. Diss. 2013.
- Stolz, Thomas (Hg.) (2011): Kolonialzeitliche Sprachforschung. Die Beschreibung afrikanischer und ozeanischer Sprachen zur Zeit der deutschen Kolonialherrschaft. (= Koloniale und postkoloniale Linguistik 1). Berlin.
- Streck, Tobias (2012): Phonologischer Wandel im Konsonantismus der alemannischen Dialekte Baden-Württembergs. Sprachatlasvergleich, Spontansprache und dialektometrische Studien. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 148). Stuttgart.
- Streeck, Jürgen (1988): Seniorinnengelächter. In: Kotthoff, Helga (Hg.): Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern. Frankfurt a.M., S. 54–76.
- Thierfelder, Franz (1938): Deutsch als Weltsprache. Bd. 1: Die Grundlagen der deutschen Sprachgeltung in Europa. Berlin.
- Trömel-Plötz, Senta (1982): Frauensprache. Sprache der Veränderung. Frankfurt a.M.
- Vandekerckhove, Mechthild (2010): Urban and rural language. In: Auer/Schmidt (Hg.), S. 315–331.
- Wiese, Heike (2006): „Ich mach dich Messer“. Grammatische Produktivität in der Kiez-Sprache. In: Linguistische Berichte 207, S. 245–273.
- Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München.